

# **Archiv der Gossner Mission**

**im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin**



Signatur

**Gossner\_G 1\_1664**

Aktenzeichen

ohne

## **Titel**

Berichte. Manuskripte zur Veröffentlichung in der kirchlichen Presse

Band

2

Laufzeit

1956 - 1969

## **Enthält**

Berichte zu Veröffentlichung in Zeitungen und Zeitschriften (Manuskripte von Bruno Schottstädt, Edith Schäfer, Fritz Mewes u. a., z. T. Anschreiben); "Potsdamer Kirche" (1957-1961), "ENO" (Evangelischer Nachrichtendienst Ost, 1958-1965), "Neue Zeit" (195

POTSDAMER  
KIRCHE

, am 14.8.59  
Scho/Ho

Frau  
Dr. Brigitte Grell

15 Potsdam  
Gutenbergstr. 71

Liebe Schwester Grell,

mein Mitarbeiter, Pastor Eckhard Schülzgen, hat sehr viel über ökonomische Gerechtigkeit und ökonomische Verantwortung gearbeitet. Er hat zu dem Thema eine Studie im Rahmen des Ökumenischen Instituts erarbeitet und im Auftrage der Gossner-Mission in der DDR an mehreren Stellen in Gemeinden allgemeinverständliche Vorträge gehalten.

Ich finde den ausgearbeiteten Vortrag von ihm zu dem Thema ausgezeichnet und würde mich freuen, wenn Sie ihn ganz oder teilweise in der Potsdamer Kirche veröffentlichen könnten.

Vielleicht muß die Stilistik noch durchgesehen werden.

Lassen Sie mich bitte wissen, wie es damit steht.

Freundliche Grüße

Ihr  
gez. Bruno Schottstädt

f.d.R.

Anlage

, am 17.Juli 1969

Scho/Se

Frau  
Dr. Brigitte Grell  
15 Potsdam  
Gutenbergstr. 71  
Redaktion "Potsdamer Kirche"

Liebe Schwester Grell,

beim Durchsehen von liegengeliebenen Arbeiten finde ich einen ausgezeichneten Aufsatz von Tullio Vinay. Dieser ist zwar schon 1966 geschrieben und war ursprünglich bestimmt für ein Buch "Hunger und Friede". Dieses konnte aber leider nicht erscheinen, und jetzt finde ich es doch sehr schade, daß Vinay diesen Aufsatz, der auch ganz gut ins Deutsche übersetzt ist, bei uns nicht hat veröffentlichen können. Es ist zwar immer über Riesi geschrieben worden, aber sicher selten in dieser komprimierten Zusammenfassung. Auf Seite 12 müßte man wahrscheinlich 1967 wegnehmen, damit er ein bißchen aktueller wirkt.

Überlegen Sie doch einmal, ob Sie nicht in zwei oder drei Folgen diesen so guten Aufsatz bringen können. Wenn das nicht gehen sollte, bitte ich um Rücksendung des Exemplars.

Freundliche Grüße

Ihr

H

1 Anlage

## Das Zeugnis der Christenheit

In der ganzen Welt - in Ost und West - rüsten sich Gemeinden der verschiedensten Kirchen zusammen mit ihren Delegierten, Beratern und Beobachtern auf die Dritte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen vom 19. November bis 6. Dezember 1961. Das Thema "Jesus Christus - das Licht der Welt" wird mit Hilfe eines Vorbereitungsheftes diskutiert. Die Unterthemen deuten die Richtung an, in der das Gesamtthema entfaltet werden soll: Einheit - Zeugnis - Dienst. Schon längst ist es den meisten klar, daß diese drei Themen zusammengehören. Es ist eine Beleidigung Gottes, und es dient zur Verwirrung unserer Mitmenschen, wenn wir immer noch so tun, als ob nur wir auf dem rechten Wege seien. Dennoch werden wir nicht billig und leicht diese Einheit haben können. Wir haben aber aufeinander zu hören, voneinander zu lernen und miteinander Schritte zu wagen. Miteinander werden wir kräftiger und reicher, und miteinander prüfen wir besser den eigenen Weg.

Jede der beteiligten Kirchen hat auch eine bestimmte Auffassung vom Dienst. Für die einen ist der Dienst nur Gottesdienst, für andere in erster Linie karitative Arbeit, dritte sehen den wichtigsten Dienst der Kirche in der "gesellschaftlichen Diakonia", im Leben unter den Mitmenschen am Arbeitsplatz, im politischen Engagement.

Was aber unterscheidet den Dienst der Gemeinde Jesu Christi von allgemeiner humanitärer Hilfe? Das ist eine der Fragen, die die Arbeitsgruppe, die das Thema "Zeugnis" zum Inhalt hat, sich stellen muß. Schon mit dieser Fragestellung merken wir, wie sehr Zeugnis und Dienst zusammengehören. Was ist es um das Zeugnis der Christenheit? Im Vorbereitungsheft für die Dritte Vollversammlung in Neu-Delhi heißt es: "Gott ist Licht. Er, dessen ewige Macht sich in der Schöpfung zeigt, hat sich in Jesus Christus selbst geoffenbart. Als Jesus sich das Licht der Welt nannte, fügte er erklärend hinzu, daß der Vater, der ihn gesandt hat, selbst Zeugnis für ihn ablegt. Das gleiche bezeugt auch der Heilige Geist (Joh. 8, 12 bis 19; 1. Joh. 5, 6 bis 11). Gott hat die Kirche dazu geschaffen, dieses Zeugnis als die Gemeinschaft des Heiligen Geistes in die Welt hineinzutragen. Nur durch den Heiligen Geist kann der christliche Glaube bezeugt werden. Darum ist Gott sein eigener Zeuge."

Die Kirche legt einmal durch ihr bloßes Dasein Zeugnis ab: in Gottesdienst, Gemeinschaft und Dienst, im persönlichen Leben und in den Familien ihrer Glieder, in der Verkündigung des Evangeliums und sogar in ihrem Schweigen. Aus freier Gnade hat Gott den Himmel und die Erde geschaffen, aus freier Gnade erhält er alle Dinge und erlöst er die Menschen, indem er so die Welt mit sich versöhnt - auf daß sein Name geheiligt werde. Daß Gott dies alles in Jesus Christus durch den Heiligen Geist wirkt, ist die entscheidende Wahrheit, auf welche sich das christliche Zeugnis gründet."

Durch Jesus Christus sind Menschen in den Zeugendienst gestellt, sie sind Mitbeteiligte an seinem Tun, sie haben seine Liebe und sein Leben weiterzutragen. Sie haben sichtbar zu machen, daß Jesus Christus ihr persönlicher Herr und der Herr der Welt ist, sie haben zum Ausdruck zu bringen, daß ihre Hoffnung das kommende Reich Gottes ist.

Was aber heißt das alles? Es heißt zuerst, daß wir Gottes Welt entdecken, in der wir Zeugnis abzulegen haben, daß wir sie ernst nehmen mit allen alten und neuen Verhältnissen, "mit den umwälzenden Veränderungen, mit den Kämpfen um rassische Gleichberechtigung, wirtschaftliche Gerechtigkeit und nationale Würde". Gottes Welt ist unsere Welt, die Welt der Säkularisierung des Lebensstandards, der Atomwissen-

schaft und der Atomtechnik, des Kapitalismus und Sozialismus. In dieser Welt leben wir und in dieser Welt haben wir Zeugnis zu geben von der Herrschaft Jesu Christi. Und nur, wenn wir diese Welt zu verstehen versuchen, wenn wir sie lieben, wenn wir die Menschen in ihr als Menschen Gottes sehen, werden wir ein Zeichen geben können, das in Richtung Gott weist.

Es ist die Frage: Haben wir nicht zuviel von Gott geredet und zuwenig von der Welt? Haben wir unsere Dienste nicht oft als Mittel zum Zweck verstanden, um den Menschen von Gott zu erzählen? Waren unsere Evangelisationskampagnen nicht oft so angelegt: Menschen anzuwerben, um ihnen dann das Wort zu sagen? Wie aber machen wir Liebe zum Nächsten und Liebe zu Gott zugleich deutlich? Wie richten wir unser Zeugnis aus, damit es Hinweis wird - nicht auf die kirchliche Organisation oder uns persönlich, sondern - auf den Herrn der Kirche? Wie verstehen wir die Menschen in der Welt? Haben wir sie nicht manchmal als Objekte behandelt, die mit dieser oder jener Methode für kirchliches Leben zu gewinnen sind? Haben wir unsere Mitmenschen, die als Marxisten und Atheisten leben, ernst genommen? Sehen wir, daß viele Menschen eine total andere Weltanschauung haben als wir und dennoch zufrieden und glücklich leben? Haben wir Gott oft nicht in falscher Weise gegen sie ausgespielt?

Eines ist heute vielen Menschen in den Kirchen in Europa klar: die Welt hat sich frei gemacht von der Umklammerung der Kirche. Die Kirche hat keine führende Rolle mehr zu spielen, sie ist nicht mehr Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens, sie steht nicht mehr mitten im Dorf, sie ordnet, dirigiert und überragt nicht mehr. Und das alles auf Grund der technischen Entwicklung. Industriegesellschaft und Säkularisierung gehören zusammen. Auch die Kirchen in Asien und Afrika merken das schon und mit ihnen zum Teil die heidnischen Religionen.

Die Säkularisierung ist nicht mehr wegzudenken und ist auch nicht mehr auszumerzen. Die Frage ist für uns: Wie reagieren wir - wir, die Kirche? Wie sehen wir unsere säkularisierten Mitbürger? Wie leben wir als "Säkularisierte"? Wie richten wir uns heute als Gemeinde ein? Könnte es nicht sein, daß das partnerschaftliche Miteinander in der modernen Gesellschaft auch für uns Erleichterung und Befreiung bedeutet? Oder meinen wir, daß die alten patriarchalischen Verhältnisse wieder hergestellt werden müssen und kämpfen wir gegen alles Neue? Oder lassen wir uns auf das Wettrennen mit der modernen Welt ein, indem wir alle nur möglichen Mittel der Beeinflussung benutzen, um ja "am Mann zu bleiben"? Oder ziehen wir uns zurück und sagen: Diese Welt ist nicht unsere, wir leben erst, wenn wir hinter Kirchentüren unter uns sind? Oder suchen wir nur Alte, Lahme und Verletzte, um sie zu behandeln und sie damit wieder zu Christen zu machen? Was ist unser Zeugnis?

In Neu-Delhi wird man es sich nicht leicht machen. Es bleibt eine harte Frage: Glauben wir, daß die Welt Gottes Welt ist und daß wir in ihr - mag sie auch morgen schon anders aussiehen - Zeugnis zu geben haben? Und die andere Frage ist genauso hart - wir stellten sie gleich zu Anfang -: Was unterscheidet die Dienste der Christenheit (als Zeugnis) von allgemeinen humanitären Hilfeleistungen?

Wir merken wohl, daß hier nicht allein mit Worten zu antworten ist, sondern hier sind wir alle nach unserer Existenzweise gefragt - jeder persönlich und wir alle als Gemeinde. Die Frage nach dem "Was" der Verkündigung - diese Frage wurde in den letzten Jahren sehr oft gestellt - ist zugleich die Frage nach dem Gehorsam der Gemeinde, nach ihrer Darstellung in der Welt. Die Gemeinde Jesu Christi kann nicht im Winkel bleiben, kann nicht im Dunkeln arbeiten, kann nicht hinter verschlossenen Türen tagen, nur im Licht der Öffentlichkeit kann sie Zeugnis geben.

Und die Gemeinde hat auf die Zeichen der Zeit zu achten, wenn sie Zeugnis gibt. Der Gang der politischen Ereignisse ist für sie nichts Uninteressantes, die Atomwaffendebatten verfolgt sie genau, um den Friedensdienst ist sie ernsthaft bemüht, soziale Ungerechtigkeit heißt sie nicht gut, die Hilflosigkeit vieler Menschen in Hunger und Krankheit beunruhigen sie täglich. Sie ist traurig über die vielen, die satt und zufrieden ihren Gott im Götzen "Lebensstandard" anbeten. Sie weiß auch, daß sie mit vielen Gliedern die Zeichen der Zeit nicht erkennt und von daher nich zu der klaren Handlungsweise kommt. Die Gemeinde weiß angesichts der Weltlage heute - besonders in Deutschland - um ihre große Schuld, sie erkennt in der Situation heute das Gericht Gottes. Sind wir die Gemeinde, die das erkennt? Erkennen wir unsere Schuld und bekennen wir sie? Sind wir in der Lage, uns selber eine "verlotterte Kirche" zu nennen? Oder haben wir nicht gleich Verteigungsreden da, mit denen wir uns doch wieder rühmen können? Oft wird gesagt: Die Jugend ist zu revolutionär, auch in der Kirche. Die Jugend verdammt alles Alte, sie ist nicht in der Lage, in der Vergangenheit, in der Geschichte Positives zu entdecken und zu rühmen. Doch darum geht es nicht. Es geht vielmehr darum, zuzugeben, daß wir Gott nicht besitzen, daß wir nicht die guten Leute Gottes sind, daß wir alle viel Unheil durch unser "Ich" hervorgebracht haben. Und nur wenn wir dies zugeben, wenn wir unsere Schuld eingestehen, können wir fragen: Wie soll es weitergehen?

Wie soll es weitergehen mit Gottes Gemeinde in der Welt? Dies ist die Frage vieler Ausschüsse bei der Dritten Vollversammlung in Neu-Delhi: "Gott hat sich ein Volk geschaffen, das sein Licht in der Welt bezeugen soll. Diese Aufgabe hat die Kirche als das Neue Israel von dem Gottesvolk des Alten Bundes ererbt (1. Petr. 2, 9 bis 10). Sie soll nicht nur Gottes machtvolle Taten der Erlösung bezeugen, die in der Vergangenheit liegen, sondern auch sein gegenwärtiges Wirken in der Welt und sein kommendes Königreich (Joh. 5, 17 bis 19; Phil. 3, 20; 1. Petr. 3, 15). Diesen Auftrag erfüllt sie im Leben der eigenen Gemeinde wie im Alltagsleben und in der täglichen Arbeit ihrer Mitglieder (Matth. 5, 13 bis 16).

Die Kirche hat den Auftrag, alle Völker zu Jüngern zu machen (Matth. 28, 19). Das Zeugnis jeder Ortsgemeinde ist damit Teil der großen Mission bis an die Enden der Erde. Das bedeutet gleichzeitig, daß die Christen im Gehorsam gegenüber diesem Befehl dazu aufgerufen sind, die kulturellen, nationalen und sonstigen Schranken dieser Welt zu durchbrechen, um aller Welt das Evangelium kundzutun. Sind es in Ihrer Ortsgemeinde nur wenige Glieder, die die Missionsarbeit in anderen Ländern tatkräftig unterstützen? Warum ist es so? Nehmen die Christen aus anderen Ländern und Rassen einen wesentlichen Platz ein in den Gebeten, im Zeugnis, im Dienst und in der Gemeinschaft Ihrer Kirche? Wie könnte Ihre Gemeinde ihre direkten Verbindungen zur Missionsaufgabe der Kirche in irgendeinem anderen Teil der Welt stärken? Wird dafür Sorge getragen, daß die Mitglieder Ihrer Gemeinde ständig von der Möglichkeit wissen, daß sie einen Ruf in irgendeinen anderen Teil der Welt erhalten können, um dort zu dienen?"

Fragen über Fragen werden aufgeworfen. Wer aber antwortet? Wird man uns hilflos Fragende von Neu-Delhi aus antworten oder sollen wir den hilflos Fragenden durch die Delegierten Antwort mitgeben nach Neu-Delhi? Ich finde, das ist auch ein Zeichen unserer Zeit, daß wir in Welt und Kirche alles aber auch alles in Frage stellen. Wir wissen den Weg nicht mehr so sicher, und das scheint verheißungsvoll für die Einheit der Christenheit zu sein. Solange gefragt wird, behauptet sich nicht einer gegen den anderen. Menschen, die keine Fragen haben, leben als Selbstsichere an ihren Mitmenschen vorbei. Wo aber gefragt wird, besteht Hoffnung für eine Antwort und damit Hoffnung für ein Gespräch.

Gott will nicht, daß wir als Stumme auf dem Wege Jesu Christi gehen, sondern daß wir miteinander unseren Gang besprechen. Wir sollen auch darüber reden, was wir links und rechts vom Wege aus schen, wir dürfen auch über ganz persönliche Fragen sprechen. Und wenn wir miteinander reden lernen - dafür sollte die Gemeinde Übungsplatz sein - dann können wir auch mit Menschen in unserer Berufswelt über ihre Probleme reden. Und diese haben Probleme, sicher keine kirchlichen. Aber wenn Gott durch Christus für die Welt gekommen und gestanden ist, dann wird es zu unseren vornahmsten Aufgaben zählen, über weltlich-menschliche Probleme mit unseren Mitmenschen zu reden, ohne dabei im Hinterkopf den Gedanken zu hegen: "hoffentlich kommt er auch bald wieder in unsere Kirche".

Manche sagen: "Ich habe nur wenig Gelegenheit, mit anderen über das Evangelium zu sprechen, darum kann ich kein Zeuge sein", andere sagen: "Ich weiß zu wenig, um ein Zeugnis geben zu können", dritte: "Wir sind nicht würdig, Zeuge zu sein", viele sagen: "Welches Recht habe ich überhaupt, mich in das Leben anderer Menschen einzumischen? Ist es nicht ganz gleichgültig, was ein Mensch glaubt, wenn er sich nur aufrichtig darum bemüht, den Forderungen seines Glaubens nachzukommen?"

Es geht sicher nicht um fromme Reden bei besonderen Gelegenheiten, es geht nicht allein um gutes biblisches Wissen und erst recht nicht um Moral, es geht vielmehr um den Versuch, solidarisch zu leben und doch ein anderer zu sein - einer, der eine andere Hoffnung hat, der aber alles daran setzt, in der Welt sich menschlich mitzuteilen. "In der Mitteilung des Lebens fängt die Mitteilung der Botschaft an" (Hoekendijk). Wer aber um Christi Willen in der Welt solidarisches Leben versucht, der kann nicht allein sein, der kann nicht allein leben. Ein Christ allein ist kein Christ. Er braucht ein Zentrum, eine Gemeinschaft, in der er "per Du" leben kann, in der er mitteilt, was er mit Christus in der Welt erfahren hat, das Wort Gottes in Gemeinschaft hört und von da sich wieder senden läßt in seine Berufswelt.

Auch davon wird in Neu-Delhi geredet werden müssen: Ist der Laie der Missionar der Kirche? Wird er vom Pfarrer nicht oft behandelt wie ein Helfer in Kirchensachen? Und leben nicht viele Laien so, als ob Pfarrer und kirchliche Angestellte die ersten Zeugen Christi sind? Gerade bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik, in der an vielen Orten die Volkskirche schon lange eine Fiktion ist, haben wir neu "christokratische Bruderschaft" zu werden. Darum haben wir auch zu beten. Und daß Bruderschaften und Lebensgemeinschaften anziehend für unsere Mitmenschen sind, ist ja auch schon weithin gemerkt worden.

Doch dürfen wir nun nicht alle Energie nur an den Erfolg setzen, "der Erfolg gehört nicht zu den Namen Gottes" (Martin Buber).

Es ist auch die Frage an uns: Tragen uns unsere Formen in der Verkündigung noch? Wie ist es mit unserer Sprache? Mit unseren Denkformen? Und den Formen unserer Versammlungen? Sind sie nicht oft total denen entgegengesetzt, in denen sonst Menschen unserer Gegenwart reden, denken, handeln und zusammenkommen? Wenn wir den Dienst an und in der Welt ernst nehmen, und wenn wir um seinetwillen unterwegs sind, sollten wir nicht neue Formen finden - aus Liebe zu unseren Mitmenschen und Gehorsam zu unserem Herrn? Würden uns nicht neue Formen vielmehr helfen, daß wir das Zeugnis in der Welt besser ausrichten können? Würden wir nicht auch fröhlicher und menschlicher in den uns gesetzten Formen der Gesellschaft leben?

Wir müssen Antwort geben. Von Neu-Delhi her werden wir sicher einige Antwort bekommen. Die meisten Fragen müssen wir aber selber mit unserem eigenen Leben in Familie und Gemeinde beantworten. Die Gemeinden im Oderbruch müssen das genauso tun wie die in Württemberg. Die Gemeinden

in Amerika sind dazu gerufen, und die große Russisch-Orthodoxe Kirche, die in die Ökumene eintreten will, wird eingeladen, an den gleichen Fragen mitzuarbeiten.

So hilft uns doch die Einheit: "Unser Herr hat gebetet: "daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns seien, damit die Welt glaube, du habest mich gesandt" (Joh. 17, 21). Einheit ist ein Wesenszug des Evangeliums von dem einen Herrn und von dem einen Volk (1. Kor. 1,10 bis 13). Gott ruft dieses eine Volk fortwährend, in Einigkeit von ihm Zeugnis abzulegen. Die Einheit des Zeugnisses wird dadurch konstituiert, daß eben nur dieser eine Herr bezeugt wird."

Aber nicht nur im großen brauchen wir diese Einheit, wir brauchen sie auch im kleinen. Da sind die vielen kleinen Streitigkeiten in der Gemeinde, die Alten wollen nicht mit den Jungen, Männer nicht mit den Frauen, Pfarrer nicht mit Laien, eine Ortsgemeinde schließt sich gegen die andere ab, die Freikirchen wissen zuwenig von der Landeskirche und umgekehrt. Wir haben große Aufgaben. Sie alle gehören zum Zeugendienst der Christenheit. Es genügt eben nicht, daß viele Kirchen nur zusammenkommen und einen Massenkörper bilden, sondern es muß ein Schritt nach vorn gewagt werden. Ökumene muß eine Bewegung bleiben, in der es um Erneuerung geht, Erneuerung des einzelnen, Erneuerung der Ortsgemeinde, Erneuerung aller Kirchen, die auf dem Wege sind. Um solche einheitliche und erneuerte Kirche wollen wir beten, dazu wollen wir unseren Beitrag in unserer eigenen Gemeinde leisten.

Bruno Schottstädt

*Potsdamer  
Kirche? Das Ziel: Mündige Gemeinde?*  
Kurz berichtet von der Gossner-Mission in der DDR

Vom 16. - 19.3.60 hat die Gossner-Mission in der DDR in Ost-Berlin ihre diesjährige große Ost-West-Tagung durchgeführt. Von den 80 Teilnehmern waren zwei Drittel Pastoren, der Rest Laien. Zwei Themenkreise wurden angepackt:

1.) Das Verhältnis Amt und Gemeinde innerhalb einer mündigen Gemeinde

2.) Die Christengemeinde in der Begegnung mit Atheisten

Zum 1. Arbeitsthema referierten Pastor Dr. BRUNOTTE, Soltau:

"Geistliches Amt und allgemeines Priestertum in der Sicht Dr. Martin Luthers"

und der Direktor des Reformierten Prediger-Seminars in Wuppertal-Elberfeld, Pastor Wittekindt:

"Die Verbindlichkeit der biblischen Botschaft im Blick auf das Verhältnis von Amt und Gemeinde".

Beide Referate waren eine gute Ergänzung und ergaben den Start für die folgende Arbeit in Gesprächsgruppen.

Den zweiten Themenkreis leitete Generalsuperintendent D. JACOB, Cottbus mit einem Referat ein. Eine Gruppe hat sich dann einen Tag lang mit diesem Thema beschäftigt. In allen Gruppen war das brüderliche Gespräch eine große Hilfe. Es wurden Thesen erarbeitet, die allen Tagungsteilnehmern zur Weiterarbeit zugeleitet werden sollen. An zwei Abenden gingen alle Tagungsteilnehmer in Ost- und Westberlin ins Theater. Im Berliner Ensemble gab es "Winterschlacht" von Becher, im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft sah eine Gruppe Kulturfilme (z.B. "Hiroschima und die Kinder"), in der Vagantenbühne sahen einige die Theaterstücke: "Kreuze am Horizont" und "Unter Aufsicht". An einem Abend der Tagung trafen sich alle in 4 Hauskreisen in den Wohnungen der Mitarbeiter zu geselligen Abenden und vieles, was in den Arbeitsgruppen innerhalb der Diskussionen hart aufeinanderprallte, könnte in persönlichen Gesprächen gelöst werden. Mit einer gemeinsamen Abendmahlsfeier, in der der Reformierte Pastor eine Auslegung von 1. Kor. 12 las, ein Lutherischer Pastor die Einsatzworte und eine Gemeindehelferin die Gebete sprachen, wurde die Tagung geschlossen.

Im Anschluß an diese erlebnisreiche Arbeitstagung versammelten sich über das Wochenende - 19./20.3. - 32 Studenten, ehemalige Studenten und Diakone, die in der Zeit ab 1955 als Praktikanten irgendwann einmal in der Wohnwagenarbeit dabei waren. Das Thema dieses Kreises war auch: "Wie helfen wir dazu, daß wir mündige Gemeinde werden". Team-Dienste im Pfarramt, Gruppenarbeit in der Industrie und Zurüstung von Laien für den missionarischen Dienst, wurden diskutiert.

Müde von den Tagungen gleich danach sechs Mitarbeiter für eine Woche in drei Gruppen auf Reisen. Sie wollten einige der vielen Spender kennenlernen, die unser Werk durch Opfer mittragen. Es sollten keine Vorträge in den Gemeinden gehalten werden, sondern einzelne Gemeindeglieder wurden aufgesucht. Neben dem Überbringen von Informationsmaterial gab es viele persönliche Kontakte. Dies scheint uns in aller Arbeit das Wesentliche zu sein: Mitmenschlichen Dienst in der Welt zu zeigen und mitmenschliche Atmosphäre in den Gemeinden zu üben.

Sch.

5.4.60  
Gossner-Mission für "Bridelichen Boten"

## Die Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR

In vergangenen Jahr konnte eine Gruppe von fünf Mitarbeitern der Gossner-Mission aus der DDR und der Bundesrepublik innerhalb einer großen Delegation in die UdSSR reisen. Die Reise-Route ging über Warschau, wo wir fast einen Tag Aufenthalt hatten, Minsk mit einem Tag Aufenthalt, Moskau - 5 Tage -, Leningrad - 3 Tage - und von dort nach Berlin zurück. Von Moskau gab es einen Ausflug zum Kloster Sogorsk mit Besichtigung des Klosters, Teilnahme an den Gottesdiensten und Besuch der geistlichen Akademie. Von Leningrad fuhren wir zum Petershof, früher Sommersitz des Zaren, jetzt Erholungspark und Zielort vieler Touristen.

Neben vielen Besichtigungen von Werken, Sozialeinrichtungen, Schulen, Krankenhäusern, Theatern und Kulturparks, war uns sehr wesentlich der Kontakt mit den Christen der Kirchen. Wir waren einen Tag lang in Sogorsk und haben, wie schon gesagt, Anteil genommen am Leben der russ.-orthodoxen Kirchen und uns so gut wie möglich über Theologie und Leben dieser Kirche informiert.

Am meisten hat uns allerdings die Kirche der Evangeliumschristen-Baptisten beschäftigt (die amtliche Bezeichnung: "Bund der Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR"). Das hängt ein bisschen damit zusammen, daß Johannes Gossner, der Vater und Begründer unseres Werkes, von seiner Petersburger Zeit her (1820 - 1824) als einer der vier evangelistischen Väter dieser Kirche angesehen wird. Seine missionarische Predigt ist in dieser Kirche nicht nur angekommen, sondern sie wurde umgesetzt in ein lebendiges Gemeindeleben und in bewußtes Christenleben in der Welt. Diese Kirche weiß um ihren missionarischen Ruf ~~zu~~, "Jeder Christ ein Missionar" - . So haben wir es oft aus dem Mund unserer Brüder und Schwestern gehört. Wir hatten Gelegenheit, mehrmals die gottesdienstlichen Versammlungen in Moskau und Leningrad zu besuchen; wir haben mit Gemeindemitgliedern gesprochen, mit ihnen zusammen gebetet und uns von den Gemeinde-Leitern viel erzählen lassen über Geschichte, Theologie und Gemeinde-Aufbau dieser lebendigen Kirche.

Insgesamt gesehen ist der Bund der Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR eine kleine Kirche. Es gibt etwa eine halbe Million eingeschriebener Gemeindemitglieder, die sich in 5 500 Gemeinden gliedern. Die Gemeinden in Moskau und Leningrad sind die größten. In Moskau zählt die Gemeinde 4 400 Glieder, sie hat neun hauptamtliche Pastoren und Prediger für den Dienst angestellt. Sechsmal finden in der Woche in dem einzigen Gebäude an einem Vorort Moskaus Gottesdienste statt, dreimal wochentags abends und dreimal Sonntags. Die Gottesdienste dauern in der Regel zweieinhalb Stunden. Wir erlebten den ersten an einem Donnerstag abend 19.00 Uhr. In dem großen Kirchenraum versammelten sich ca. 2 500 Menschen. Ein Chor von 60 - 80 Sängern aus der Gemeinde wirkt in jedem Gottesdienst mit. Der Pastor eröffnet den Gottesdienst mit Gebet. Nach dem Gemeindegesang liest er den 1. Predigttext, danach folgt die Auslegung. Manchmal gibt es zwei Auslegungen. Für das Schlus Gebet werden während des Gottesdienstes Zettel zum "Gebetsdiakon" gegeben, dieser versucht alle Gebetswünsche zu bedenken. Zwischen den Lesungen, Auslegungen und Gebeten singt der Chor. Während der Predigt gibt es manchmal spontane Zurufe von Gemeindemitgliedern. Jeder Britte oder Vierte schreibt während der Auslegung mit. Die Gemeindemitglieder wollen sich den Biblertext wirklich aneignen, oft haben sie keine Bibeln. Obwohl in den letzten Jahren neue gedruckt wurden, reichen dieselben bei weitem nicht aus. Auch Gesangbücher fehlen.

fehlen, und viele benutzen handgeschriebene Gesangbücher. Das Mitschreiben im Gottesdienst geschieht auch, weil viele Hausandachten halten und den ausgelegten Text weitergeben, andere schicken nach Rückkehr aus dem Gottesdienst "Evangelistenbriefe" an Freunde. Man weiß hier etwas davon, daß das Wort Gottes bezeugt werden muß.

Was die Ämter angeht, so wählt man Brüder aus der Gemeinde. Wer die Gabe der Gemeindeleitung hat, wird zum Pastor gewählt. Ein Prediger muß für seinen Dienst auch die Gabe haben. Ein Pastor ist immer hauptamtlich, während ein Prediger in seinem Beruf bleiben kann.

Was die Ausbildung angeht, so gibt es in der UdSSR keine Predigerschule für Evangeliumschristen-Baptisten. Einige sind in einem Baptisten-College in London ausgebildet worden, alle anderen müssen sich durch Selbststudium qualifizieren. Dafür stehen in mehreren Gemeinden Bibliotheken zur Verfügung, auch verschickt die Leitung Lehrbriefe. Für alle Mitarbeiter im Gemeindedienst gibt es außerdem den "Brüderlichen Boten", eine Zeitschrift, die alle zwei Monate erscheint. Sie hat 80 Seiten und eine Auflage von 3 000 Exemplaren.

Jährlich werden 10 000 - 15 000 Glieder getauft. Die Taufe geschieht erst nach dem 18. Lebensjahr. Nach gründlicher Unterweisung wird der Taufbewerber mit der Taufe wirklich in die Gemeinde aufgenommen.

Was die Finanzen angeht, so lebt die Gemeinde nur von Opfern, die im Gottesdienst eingesammelt werden. An hohen Festtagen opfern die Gemeindeglieder besonders viel, und in jedem Gottesdienst - in Moskau sind dieselben immer von 2 000 bis 3 000 Menschen besucht - kommen auch ca. 3 000,- Rubel ein. Das sind zwei Pastorengehälter für einen ganzen Monat.

In den gottesdienstlichen Versammlungen haben wir auch viele Kinder gesehen. Uns wurde gesagt, daß das Problem "Atheistische Erziehung und christliche Glaubenslehre" für sie nicht aktuell ist, denn jedes Familienmitglied kennt seine Bibel und unterweist die Kinder im Glauben. Somit ist jede Familie eine "Sonntagsschule".

Außer den Evangeliumschristen-Baptisten gibt es in der UdSSR als evangelische Gruppen die Lutheraner in den Baltischen Republiken, die Reformierten in den Transkarpaten und einige Tausend Adventisten, verstreut über das Land. Aber diese Gruppen stellen nicht die Protestanten des alten Russland dar. Wenn man einer Evangelischen Kirche mit Geschichte in der UdSSR begegnen will, dann muß man zu den Evangeliumschristen-Baptisten gehen. Die Kirche der Evangeliumschristen-Baptisten ist eine Union. Zu den Evangeliumschristen, die von den Mennoniten herkommen und Baptisten kommt noch ein bestimpter Flügel der Pfingstbewegung. In Oktober 1944 ist es zwischen diesen drei Gruppen zu einer Kircheneinheit gekommen.

Es ist etwas Großes, diese Brüder und Schwestern kennenzulernen. Ich habe in Deutschland solche lebendigen Gemeinden noch nicht gesehen, und ich verstand den Satz des Generalsekretärs, Pastor Karow, den er vor Jahren in Berlin nach einem Vortrag von Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern sprach: "Das Christentum des Westens lockt uns nicht, wir möchten nicht täuschen".

Bruno Schottstädt

5.4.60

Christen leben in der Welt

Christen leben nicht für die Kirche oder mit der Kirche oder gar in der Kirche. Christen sind Kirche, wenn sie zusammenkommen, um auf das Wort ihres Herrn zu hören, und sie bleiben Kirche, wenn sie als Einzels oder als Gruppen bewußt ihren Alltag durchleben: wenn sie im weltlichen Geschehen menschlich - ansteckend menschlich - wirken.

Unsere Welt heute ist gezeichnet vom Zerfall alter Ideale und alter Bilder, zugleich aber wird Neues herausgebildet. Und dort, wo Neues entsteht - und dies geschieht auf der ganzen Welt - ist die Masse, die Massenorganisation das Organ, das die Entwicklung vorantreibt. Überall hat die Massenwelt zwei Kennzeichen: Industrialisierung und Säkularisierung. Die Säkularisierung wurde von vielen Christen bislang als etwas Negatives, wenn nicht sogar Böses, betrachtet. Heute wird nur von ganz wenigen so gedacht und geredet. Diese Säkularisierung, zusammen mit der Industrialisierung, wird als der große Reifungsprozeß der Menschheit begriffen und dargestellt. Angesichts dieser Entwicklung ist es nicht verwunderlich, wenn die alten Bilder, die wir in Familie, Arbeitswelt, im Dorfe und in der Kirche hatten, zerfallen wie Kartenhäuser. Das Bild des Patriarchen, des Herrschers im Betrieb, in der Familie, im Dorfe, in der Schule ist unmöglich geworden, ein kollegiales Zusammenspiel Einzelner und der verschiedensten Gruppen, "team-work" und Kollektivarbeit werden als notwendige Folgen entdeckt, proklamiert und praktiziert. Die große gesellschaftliche Krankheit auf der ganzen Welt ist heute der Individualismus. Der Mensch ist krank, der allein bleibt, der sich abkapselt, der nicht in der Gemeinschaft aufgeht, der nicht mit Kollegen zusammenarbeitet - und damit macht er die Gesellschaft krank. Wer allein "spielen" will, hindert die Menschen heute, den großen Reifungsprozeß zu bestehen.

Die Kirche als Institution mit ihrer gesamten Struktur wird heute von der Welt gefragt: Wann ist bei Euch endlich Schluß mit dem Ein-Mann-Dienst? Wann begreift Ihr mit uns, was Euer uraltestes Wesen sein sollte: Gemeinschaftsleben und Gemeinschaftsarbeit! ?

Unsere Zeit hat in sich eine große Verheißung. Mit Hilfe der Industrie werden Menschen auf der ganzen Welt geholfen, einander besser zu verstehen, die Probleme unter den Menschen werden überall die gleichen. Natürlich gibt es im technischen Zeitalter Versuchungen: wo der Massenmensch nur noch funktioniert, besteht die Gefahr, daß er als auswechselbares Wesen behandelt wird. Insgesamt aber muß man sagen: die Menschen sind mit Hilfe der Industrie nicht nur zu besseren Leistungen gekommen, sondern sie sind sich nähergekommen, und sie begreifen die Notwendigkeit, noch mehr im Kollektiv zu handeln, damit mit der großen Erfindung - der Atomkraft - nicht gegen Menschen, sondern für alle Menschen - und besonders für notleidende und in der Entwicklung zurückgebliebene Völker - gearbeitet wird.

Christen sind Kirche und leben als solche in der Welt, die sich heute so und nicht anders entwickelt. Wir alle sind nicht nur zur Stellungnahme, sondern zum Mittun aufgefordert. Christen können hinter der Entwicklung nicht zurückbleiben, und wo sie dieselbe hoffen wollen, werden sie isoliert. Christen können nur mitgestalten, dies aber müssen sie von ihrem eigentlichen Wesen her, von Christus her. Die Welt wartet heute auf die Mitarbeit der Christen.

Wir müssen feststellen, daß wir überall in Deutschland noch kirchliche Bauten besitzen, wir haben immer noch genug Pfarrer und kirchliche Arbeiter, die das Wort Gottes an Sonn- und Feiertagen verkündigen. Das Volk aber lebt durchweg ohne Kirche, nur noch zu bestimmten Anlässen wird ein Pfarrer als Redner gebeten. Sollte uns diese Feststellung nicht zu neuen Fragen bringen? Das muß doch stimmen, daß da kaum noch einer ist, der sich in echter Weise über die biblische Botschaft ärgert, die da treu und brav an jedem Sonntag und an vielen Wochentagen verkündigt und auch noch von einigen gehört wird. Und wer freut sich noch in der Gemeinde über die gute Nachricht, die er mitgeteilt bekommt, sodaß seine Freude die Menschen in seiner Umgebung ansteckt? - Der erste Vater der katholischen Arbeiterpriester in Paris, Kardinal Suchard, stellte vor Jahren fest: "Die biblische Botschaft wird keinem Franzosen mehr wirklicher Anstoß, darum müssen wir in die Buße und neu in Aktion gehen; wir müssen neues, wirkliches Leben aus dem Worte Gottes - und nicht aus der Tradition heraus - entfalten." Durch die neue Bewegung in Frankreich sind wieder Menschen zum Fragen gekommen, und viele Christen (Theologen miteingeschlossen) haben sich in Frage gestellt mit ihrem ganzen Christenleben, sogar mit ihren Glauben. Lassen wir uns in Frage stellen und ist unser Leben eine Frage an andere Menschen?

Jesus Christus kam in die Welt, er lebte und starb für die Welt. Wenn heute in der Theologie ein Fragen aufbricht und ein Durchdenken des "Marschbefehls" anhebt, den die Kirche als Leib Christi hat, dann muß dies als ein Ergebnis der säkularisierten Welt angesehen werden. Die Zahl der Christen in den Gemeinden ist klein, das volkskirchliche System ist am Ende und wird nur noch schwach durch traditionalistisches Denken und Handeln aufrechterhalten: in den Kirchen in Asien und Afrika, die durch westlich-abendländische Missionen entstanden sind, sind fast schon die gleichen Erscheinungen vorhanden, wie bei uns. Es ist an der Zeit, daß wir zu einer neuen Kirchenpraxis kommen, die Bürokratie in der Kirche darf nicht bestimend werden, und der Geist muß in den "Noch-Gemeinden" und "Neu-Gemeinden" Raum bekommen, Raum zur Herausbildung neuer Dienste, neuer Formen, neuer Häuser etc. . Es ist an der Zeit, daß aufgehört wird mit pastoralen "Ein-Mann-Betrieb". Wir brauchen in den kleinsten Gemeinden und in den größten Versammlungen mehr Bruderschaft und bruderschaftliches Handeln. Eine Kirche leiten kann heute kein Einzelner mehr, nur noch ein Kollektiv ist in der Lage, Menschen voranzuhelfen. Auch die Predigt des einzelnen Pastors im Gottesdienst ist fraglich geworden, in weltlichen Versammlungen reden schon lange immer mehrere. In einem Psalmwort heißt es: "Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen" - . Unseren Gemeinden muß der Mut zum Sprung über die Mauern der Kirche gemacht werden und bei solchem Sprung werden wir uns als Leib Christi entdecken, als Menschen, denen große Gaben beigegeben sind. Wir werden begreifen, daß wir unsere Versammlungen bruderschaftlicher gestalten müssen, und daß wir zu neuem Dienst in der Welt als Gesandte Jesu Christi bestimmt sind.

In unseren "Noch-Gemeinden" und "Neu-Gemeinden" fehlt weiterhin das Sendungsbewußtsein, und weil uns dieses fehlt, ist es recht, wenn wir als "religiös" und als "Menschen mit religiösen Gefühlen" beschrieben werden. Wir werden unreligiös - und Christen sind zum Unreligiössein bestimmt - wenn wir begreifen, daß wir einen Auftrag in der Welt haben.

In der Kirche wird heute viel von dem religionslosen Menschen geredet. Es muß aber festgestellt werden: diesen religionslosen Menschen gibt es nicht. Der Mensch ist von Natur religiös. Das Religiöse am Menschen ist eng mit seinem "Ich" (mit seinem "alten Adam" nach Luther) verbunden. Die biblische Botschaft von Jesus Christus aber ist total unreligiös, sie sprengt die Religion, besser noch: sie hebt sie auf. Von Christus her können wir nur entdecken, daß das Wesen des Christen allein im Menschen und Mitmenschsein liegt. Christus will auch heute keine "Religiöse Konsum-Genossenschaft" oder "Fromme Bedarfsgüter-Industrie".- Wir müssen helfen, daß Religion in der Kirche stirbt. Es wäre eine gute Sache, wenn z.B. junge Christen mit ihrem Pastor einmal untersuchen würden, was alles in unserer Kirche noch nach Religion "richt". Eine Christengemeinschaft ist keine religiöse Gemeinschaft. Sie ist auch keine Kultkirche, und genau so wenig ist sie eine schulische Bildungsanstalt, in der der Mensch anständig gemacht wird. (Gott bewahre uns vor den anständigen Leuten!) In Christus sind wir von Gott Gesuchte und Gefundene zugleich, mit ihm sind wir bestimmt, Menschen zu suchen und zu finden. Das Kontakt-Machen gehört ganz eng zum christlichen Wesen. Ein Christ ist kein Christ! Ein Christ, der keine Freunde hat und der nicht immer neue Kontakte macht, ist kein Christ. Eine Kirche, die nicht zu anderen Kirchen Kontakte herstellt, ist eine fragliche Kirche. Und eine Kirche, die zu weltlichen Gruppen keine Kontakte hat, ist falsch orientiert.

Die Kirche wird von der Welt heute zu neuem Handeln und zu neuem Denken herausgefordert, gefragt wird sie erst in den seltensten Fällen und gehört noch weniger. Christus ist aber in der Welt gegenwärtig. Es liegt an allen, die die Botschaft von Christus hören, ob sie sie als Religion nur für sich selber "konsumieren" oder ob sie in die Welt gehen, um dort ihren Herrn am Werke zu finden, und ob sie in der Welt mit ihm die Liebe verbreiten.

Bruno Schottstädt

Viele Christen fragen sich heute: warum wird an der Kirche soviel kritisiert? Wie kommt es, daß sogar kritische Stimmen zur kirchlichen Praxis aus der Kirche herauskommen? Und wenn ein Pfarrer gar die Kirche kritisch sieht, dann fühlen sich manche Kirchenchristen in ihrem Glauben angefochten.

Die Vokabeln Kritik und Selbtkritik gehören in den ständigen Sprachgebrauch eines Marxisten. Jeder, der Marxist sein will, muß Kritik und Selbtkritik üben und ertragen können.

Wie ist das nun aber mit diesen Vokabeln im "kirchlichen Leben"? Und wie ist es mit den Taten, die diese Vokabeln umschreiben? Eines ist deutlich: es gibt in der Kirche heute wenig Kritik und noch weniger Selbtkritik. Warum ist das eigentlich so? In allen Berichten der Bibel kommen oft Kritik und Selbtkritik vor. Der lebendige Gott muß seine Gemeinde, die sich auf falschen Wegen befindet, bei falschen Gebeten, in falscher Rede, kritisieren. Seine Kritik bewegt die Gemeinde, über sich neu nachzudenken und zu neuem Handeln zu kommen. Jesus muß seine Jünger oft kritisieren - und nur damit hilft er ihnen. Und die Apostel kritisieren die Gemeinden "kräftig". Sie tun es nicht, um Herren (Pfarrherren) der Gemeinden zu werden, sondern um ihnen zu einem Gott wohlgefälligen Leben zu helfen. Und auch dies bezagt die Bibel: Menschen werden einsichtig und üben Selbtkritik, sie verwerfen den alten Weg, die alte Rede, die alten Gebräuche, die falsche Lehre und versuchen, ein neues Leben zu beginnen. Fehlt bei uns im "kirchlichen Leben" der kräftige Kritiker Gott? Bei uns heute ist alles ordentlich festgelegt; es gibt Kirchenordnungen, Gottesdienstordnungen; es ist das Gebetsleben geordnet, das Christsein insgesamt ist auf dem Papier geordnet. Und einer, der anders Christ sein will als nach der Ordnung, der gilt als "Freibeuter". - Die Kirchenordnungen (das Kirchenrecht) haben uns zu neuer Selbstverwaltung und Selbstbehauptung kommen lassen. Unsere Kirche ist heute frei von der Gewaltherrschaft des Staates - sie muß sich nicht verwalten, wie es der Staat will, sie muß nicht predigen, was der Staat will. Sie ist eine "freie Größe" inmitten der Welt geworden - wenn auch eine schrumpfende Größe. Weil wir in unserer Kirche heute die drei großen Selbst (Selbsterhaltung, Selbstverwaltung, Selbstausbreitung) die die sogenannten Jungen Kirchen so sehr preisen und hervorheben, bei uns endlich erreicht haben, sind wir in Gefahr, weitere Selbst (z.B. die Selbtkritik) nicht hinzunehmen.

Formal kommt sie, die Selbtkritik, natürlich an jedem Sonntag vor - im Sündenbekenntnis - aber eben nur formal. Es fehlt bei uns in den Gemeinden an dem Mut, Kritik zu ertragen und Selbtkritik zu üben. Weil wir so wenig Kritik ertragen und zu wenig Selbtkritik (echte Buße) üben, kommen wir so wenig zu neuem Leben.

Eine echte Buße muß in Aktionen deutlich werden - nicht "innerkirchlich", sondern in aller Öffentlichkeit. Echte Buße (Selbtkritik) sollte jeden Pastor auf der Kanzel und hinter seinem Schreibtisch bewegen, dann kann keiner mehr gewaltig von der Kanzel donnern, oder mit patriarchalischem Gebaren 20 - 30 alte Frauen wöchentlich "bedienen". Echte Buße, echte Selbtkritik verlangt, daß sich jeder täglich als einen Versager erkennt und bescheiden zu leben versucht.

Gott wird uns noch viel mehr als bisher, kritisieren und kritisieren lassen. Unsere Kritiker, auch die wir für unkirchlich halten, sind oft seine Boten. Ein Jünger Jesu kann eigentlich nur

auf

auf dem rechten Wege sein, wenn er Kritiker hat und wenn er zugleich Selbstkritik übt. Dabei muß natürlich etwas herauskommen: ein neues Leben voll von Verantwortung, ein Leben - in dem neue Taten probiert werden und in dem die Selbstkritik bleibt.

wir müssen weg von allem Huberen Tand, weg vom prahlischen Titeldenken und klassischen Manieren. Wir müssen weg von Pathos und Phrase, die so gern bei uns sind, wenn wir nicht viel zu sagen haben.

wir müssen weg von volkskirchlichen Statistiken, weg von großen Seelenkarteien, die nur für die kirchliche Verwaltung von Nutzen sind, aber nicht für ein neues und verantwortungsvolles Leben. Wir müssen weg von allem Würdeträgerdenken, das auch manchmal noch unter den Besten der Kirchenführer vorhanden ist. Wir müssen weg von jedem "Großgrundbesitzer-Auftreten", denn wir vertreten nicht 90 - 95 % des Volkes, die noch zu unserer Kirche zählen, sondern einen bescheidenen Rest. Wir dürfen uns von diesem Rest aber auch nicht bestimmen lassen in unseres Reden und Handeln, sondern müssen lernen, in Gemeinschaft mit anderen, gleichgesinnene Brüder Jesu und damit Menschenbrüder in Rechttheit zu werden. Allen, die heute Gottes Wort verkündigen, tut es gut, wenn sie täglich bei sich abbauen, was "Theater" ist und nicht wirklich echt "erarbeitet" oder erlebt ist.

Gott bleibt der große Kritiker seiner Gemeinde, und er benutzt nicht immer die "Spitzen" der Kirche, um hilfreich seiner Gemeinde zu dienen. Er benutzt manchmal sogar total unkirchliche als hilfreiche Kritiker.

Kritik und Selbstkritik müssen in der Kirche Jesu Christi bleiben, damit alle, die Christus nachfolgen wollen, echte Jünger werden, damit nicht falsches weltlichen Ordnungs- und Vereinsdenken unsere Kirche bestimmt, sondern das Hören auf die Stimme des Herrn, das angefochtene Hören und das angefochtene Suchen und Sehen.

Wir leben in einer großen Zeit, in der vielen Alte in der Gesellschaft zusammenbricht und Neues geboren wird. Es liegt sehr viel an uns Christen, wie wir diesen Wendepunkt in der gegenwärtigen Geschichte mitdurchwandern. Es liegt sehr viel daran, wie wir in der Öffentlichkeit bleiben - rechthaberisch oder selbstkritisch. Es wird sehr bald deutlich werden, daß Rechtsdenken nicht weiterhilft und keine neue Liebe in kräftigen Aktionen zeigt. Selbstkritik aber macht den Christen demütig und hilft ihm, besser auf die Stimme seines Herrn zu hören und kräftiger in der Liebe zu werden.

Bruno Schottstädt

20.6.1958

In einer Zeit, in der die Kirchenaustritte zunehmen, in der die Gottesdienstbesucherzahlen kleiner werden, in der von Opferfreudigkeit in den Gemeinden nicht immer zu merken ist - in solch einer Zeit ist jeder, der zur Kirche Christi zählt, nach seinem Glauben gefragt. Der Christ heute - ob Theologe oder Nichttheologe - ist gefragt: Wie steht es mit Deinem Glauben an den lebendigen Herrn, wie ist es mit Deinem Gehorsam Christus gegenüber und worin wird dieser im Alltag deutlich? - Eisher konnte sich mancher hinter führenden Männern in Kirche und Gesellschaft verbergen, heute aber ist jeder nach seinem persönlichen Verhältnis zu Christus gefragt. Unsere Zeit verlangt echte Menschen, solche, die sich ganz entscheiden können. Mit allen Halb- und Lauheiten ist keinem gedient.

Die Gesellschaft heute ist in der Entwicklung, sie schreitet voran, in ihr sind gesellschaftliche Experten an der Arbeit. Oft hören und lesen wir, daß solche Experten eine konsequente wissenschaftliche Weltanschauung fordern, die keine religiösen Spekulationen zuläßt.

In der Gesellschaft von gestern bildete die Kirche (besser: die christliche Religion!) den Rahmen für das gesellschaftliche Leben, die Kirche - vertreten durch "Geistliche" war Staatssache und Staatseigentum. Dies wurde deutlich bei Staatsakten, Soldatenfeiern in Kriegen u.a.m., wo "Geistliche" helfend tätig waren. Die Kirche war vaterländisch und christlich zugleich im Sinne des Herrscherhauses. Das Christsein gehörte zum guten Ton, es gehörte dazu, wenn man einigermaßen menschlich in der alten Gesellschaft leben wollte. Doch wenige gab es, die mit der "Religion" selbständig etwas anfangen konnten, sie hatten sie gelernt, so, wie man in der Schule lesen und schreiben lernte. Oft ist in den Religionsstunden der Stock des Lehrers benutzt worden - kein Wunder, wenn solch Einpauken im wahrsten Sinne des Wortes nicht in die Seele ging. Kein Wunder, wenn diese Religion von den Kritikern "Opium für das Volk" genannt wurde. Heute wird deutlich: alles Schulische im Glaubensleben führt nicht zu christlicher Existenz - aber schulisch, preußisch-schulisch, christlich-schulisch ist den Menschen in unserem Raum Evangelium "beigebracht" worden. - Heute sind die "Geistlichen" nicht mehr die Rahmenspender in der Gesellschaft, sie sind nicht mehr erwünscht bei Staatsakten und Soldatenfeiern und als vaterländische Propaganda-Redner. Heute ist der, der das Predigtamt innehat, keine hochverehrte Persönlichkeit mehr, sondern ein einfacher Mensch und Mitbürger. Alle Gemeindemitglieder sollten sich mit ihrem Pastor darüber freuen, daß dieser nun endlich Mensch sein kann, daß alles Unechte, das ihm vom Herrscherhaus zugemutet wurde, daß alle Versklavung im Staat zu Ende ist. Der Pastor muß nicht mehr zuerst der Partner des Großgrundbesitzers oder reichsten Bauern sein, er darf nun endlich ein schlichter kleiner Menschendienstler und Bruder sein. Alle, die ein Amt in der Kirche haben, dürfen jetzt kleine Diener Jesu sein, anders werden sie ihr Amt auch nicht mehr verschenken können. Der kleine Diener Jesu benötigt nicht mehr die Distanz, die die meisten Pfarrherren in ihrer Verbindung zum Volk zu wahren wußten. Der kleine Diener Jesu gehört nicht mehr in die Spitzen der Gesellschaft, zu ihm passen auch die Vokabeln Pfarrherr, Pfarrministerium, Hochwürden und Hochehrwürden und auch Superintendent und Generalsuperintendent nicht mehr. Diese Titel sind noch zu sehr Überbleibsel aus der "Sklavenzeit der Kirche". Diese Vokabeln und mit ihnen die Erscheinungen - müssen sterben, wenn Neues in der Kirche Christi Gestalt gewinnen soll, wenn wir uns biblischer als bisher einrichten wollen. Nur durch Sterben geht es zum Leben - die alte Gesellschaft muß sterben, wenn eine neue entstehen soll, und die Kirche muß

muß ebenso das Kleid, das ihr die alte Gesellschaft angepaßt hat, abwerfen, wenn sie in der neuen bestehen will. Tut sie es nicht, so muß sie es sich gefallen lassen als Museumsinhaberin der alten Gesellschaft bezeichnet und behandelt zu werden.

Die atheistische Propaganda macht Menschen wach zum Nachdenken über sich, über die Welt und alles Leben, sie fordert Menschen heraus in ihrem Verhältnis zu Gott. Sichtbar wird nun, daß viele Menschen kein Verhältnis zu Gott haben, sichtbar wird, daß für viele die Religion nur noch der Rahmen ihres sonst ganz säkularisierten bürgerlichen Lebens ist, sichtbar wird auch eine große Hilflosigkeit bei vielen Amtsträgern der Kirche.

Alles nur Singelernte, alles Schulisch-Kirchliche hilft heute nicht mehr. Wenig hilft auch die schulisch-Kirchliche Arbeit in der Christusbillehre. Heute geht es um den ganzen Menschen, es geht um seine Existenz in Jesus Christus. Es geht bei uns allen, die wir zur Kirche zählen, darum, ob wir bereit sind, den niedrigen Menschen Jesus (den erniedrigten) anzunehmen, oder ob wir uns in ver einsäßigem Trösten weiterhin im Rückzug von der Welt befinden und damit schließlich die alte bürgerliche Kirche in der neuen Gesellschaft aufrecht erhalten wollen.

Die Bibel bezeugt uns, daß durch Sterben Leben kommt. Auch wir müssen mit der alten bürgerlichen Kirche absterben und dem heiligen Geist Raum geben, damit er Neues hervorbringen kann.

Was muß sterben? - Sichtbar sterben muß das preußische Titeldenken in der Kirche. Sichtbar sterben muß das Wertliegen auf Äußerlichkeit, sterben muß pfarrherrliches Reden und pfarrherrliches Auftreten (vielleicht gehört dazu auch der Falsch). Sterben muß alles Reden ohne wirkliche Vollmacht, d.h. einige Amtsträger in der Kirche müssen begreifen, daß sie nichts mehr zu sagen haben. Erst dann, wenn wir unseren "pastoralen Predigtmaund" zumachen können, wenn wir wirklich still werden, um an uns und mit uns wieder neu zu erfahren, daß Gott in Jesus Christus unser Haupt ist, unser Troster und Helfer; wenn wir erfahren, daß ER, der Auferstandene, unsere einzige wirkliche Wirklichkeit ist, dann werden wir vielleicht in aller Liebe und Bescheidenheit davon weitersagen - noch mehr aber weiterleben können. Sterben muß bei uns alles nur methodische Denken und Arbeiten in der Kirche. Es gibt keine einzige alleingültige Methode - auch nicht in der christlichen Unterweisung, nicht bei der Predigt und nicht in der Diakonie. Jede Begegnung, jede Behandlung, jede Unterweisung und jede Predigt muß einmalig sein - nichts läßt sich in der Kirche nach einem Schema durchführen, und jeder Dienst braucht die ganze Zuwendung, die ganze Liebe zum Partner. Um diese Liebe neu zu haben, brauchen wir viele Gebets- und Gemeinschaftsstunden, in denen ein neues Hinhören auf Gottes Wort möglich ist.

Wir müssen lernen, daß wir gefordert sind mit allen Äußerem, das uns die alte Gesellschaft auferlegt hat, abzusterben, damit der Herr CHRISTUS mit uns und wir mit IHM in der Welt von heute bleiben, damit ER und wir in der Welt Freunde haben und behalten.

Schottstädt

Sonntag  
/9.00 U.

WOCHENEND UND SONNENSCHIN UND DANN I . . . ?  
Reportage über die Fahrt an einen Märkischen See

"Ich halte mich etwa 90 km südöstlich von Berlin am Schwielochsee auf. Vor mir liegt der Badestrand, begrenzt durch die Wasserrettungsstation des Deutschen Roten Kreuzes. Links spielen Kinder im Wasser. Weiter hinten sehe ich Paddel- und Segelboote. Es ist ein stürmischer Tag. Rechts - etwas erhöht - zwischen Gebüsch und Kiefern stehen kleine Ferienhäuser. Ich komme jetzt gerade an mehreren Zelten vorbei, die den schmalen Rasensaum hinter dem Strand ausfüllen. Zwischen ihnen steht ein grüner Wohnwagen mit weißen Kreuz auf der mir zugewandten Seite. An seiner Vorderfront - halt, was ist denn dort ange-  
schrieben - Got-tes-dienst/und Kinder-Got-tes-dienst: 10.15 Uhr, Jungschar: Mittwoch 19.00 Uhr - und als Unterschrift: Evangelische Kirche. Drinnen scheint es lustig herzugehen. Ab und zu dringt fröhliches Kinderlachen an mein Ohr. Die Tür zum Wagen steht weit offen. Ich trete ein. Im Innern sitzen einige Kinder im Badeanzug um einen Tisch. Ein braungebrannter junger Mann mit kurzen Hosen tritt auf mich zu. Er legt ein Buch zur Seite. - Guten Tag!"

"Guten Tag! Ich komme von der 'POTSDAMER KIRCHE' und möchte gern einige Fragen an Sie richten."

"Bitte - nehmen Sie Platz - eine Zigarette? -"

"Ja, dankst! - Wissen Sie, ich hätte gern etwas über Ihre Tätigkeit hier erfahren."

"Damit bringen Sie mich in einige Verlegenheit, denn es ist gar nicht so schnell gesagt. Außerdem wäre es mir lieber, wenn Sie meine Freunde auch dazu hören könnten. Sicher würde das Bild vollständiger werden."

"Ach, Sie sind nicht allein hier?"

"Nein, sehen Sie dort den jungen Mann mit dem blauen Trainingsanzug?"

"Der bei den Fußballspielern?"

"Ja, aber ich werde ihn jetzt kaum herbeirufen können. Dann fehlt er seiner Mannschaft, und die 5 anderen müssen auch aufhören zu spielen."

"Nein, das ist doch nicht notwendig."

"Ja, und unsere Bärbel werden wir noch weniger herbeizitieren können. Schauen Sie mal dorthin - nein, weiter links - ja - die Olympiajolle. - Ich kann Ihnen sagen, eine herrliche Sache, bei einer steifen Brise immer scharf am Wind zu segeln. - Übrigens ist sie von dem Besitzer, einem Ehepaar, das in einem der kleinen Häuschen hier am Abhang wohnt, dazu eingeladen worden. - So müssen Sie sich mir begnügen."

"Gern - doch nun zu meiner ersten Frage: Was tun Sie eigentlich hier?"

"Wir wollen mit den Zeltlern und Wochenendhäuslern als Christen zusammen Ferien und Freizeit verleben und hin und wieder den Bauern bei der Ernte helfen, denn wir haben erkannt, daß Mission nicht von uns gesteuertes Wollen sein kann, nicht der getarnte Versuch, die anderen so zu machen, wie wir sind, oder wie wir sie gern haben wollen sondern die Offenheit, daß Gott an uns und den anderen in den jeweiligen gegebenen Situationen etwas machen kann."

"Ja, wie kommen Sie nun an die Leute heran? Haben Sie eine bestimmte Methode? Sprechen Sie die Leute auf ihre Kirchlichkeit hin an?"

"Entschuldigen Sie bitte, aber ich merke schon, Sie haben mich nicht verstanden, sonst hätten Sie nicht so fragen können. -

auch heute noch ihr Gutes haben können, also etwa: daß wir eine Evangelisationswoche mit interessanten Themen hier am Strand durchführten, oder, daß wir die Strandbewohner über einen Lautsprecher pauschal zum Gottesdienst einladen würden oder ihnen auf diese unpersönliche Weise eine 'christliche Ansprache' frei Zelt lieferten. Wir laufen auch nicht von Wochenendhaus zu Wochenendhaus und von Zelt zu Zelt, um in blindem Bekehrungseifer mit den Bewohnern ein 'christliches Gespräch' zu führen. - Doch ich will Ihrer Frage, nachdem ich erst einmal grundsätzlich darauf eingegangen bin, auch praktisch nicht ausweichen."

"Das freut mich! Ich wäre sowieso noch einmal darauf zurückgekommen."

"Nun wird es mir zwar beinahe peinlich, von eigentlich Selbstverständlichem zu sprechen. - In Kontakt kommen wir mit den Zeltlern über kleine gegenseitige Hilfeleistungen, auf die wir fast keinen Einfluß haben. Es geht dabei um das Verborgen von Handwerkszeug, Spaten, Spirituskocher, Decken, Fußball, Federballspiel und Bichern, die besonders an Regentagen gewünscht werden. Weiterhin lernen wir uns kennen, indem wir gegenseitig füreinander einkaufen, Lebensmittel aus dem Dorf mitbringen. Auch gemeinsame Ballspiele, gemeinsames Baden und gemeinsame Lagerfeuer bringen einander näher. Schön ist es, wenn einer von uns ein Instrument spielen kann, etwa Klampfe und Schifferklavier."

"Ich bin erstaunt, denn so hätte ich mir Ihr Leben am Strand nicht vorgestellt. Ich hätte angenommen, Sie arrangieren viel mehr."

"Nein, das haben wir kaum nötig. Außerdem beschwört fast jeder Bewerb eine unechte Situation herauf. Das merken unsere Zeltler sehr schnell, wenn wir ihnen nur immer so gegenüberstehen, wie sie sich untereinander von Zelt zu Zelt kennenzulernen und dann oft sehr schnell anfreunden, stehen wir mitten in ihrer Gemeinschaft. - Das, was ich Ihnen da eben sagte, gehört alles hinzu, ja, es begründet unser gemeinsames Leben dort. Fast immer werden wir sehr bald auf unser Christsein angesprochen. Dann heißt es auch mit Worten Farbe bekennen. Es kommt oft nur darauf an, mit dem Reden warten zu können, nicht mit Jesus Christus hausieren zu wollen. Das ist uns besonders am Anfang schwer gefallen. Auch heute denken wir manchmal noch, wir müßten vielmehr ' machen '. Zwischen anonymem Humanismus und bewußter christlicher Existenz ist nur ein kleiner Unterschied."

"Ja, und wie geht es dann weiter?"

"Sehr häufig führen uns diese Gespräche - über die ich im einzelnen nichts berichten möchte - in ganz konkrete Situationen. Die anderen erwarten etwas von uns und - ich muß es offen gestehen - bringen uns in Verlegenheit. Wir merken so oft, wie schwer es ist, wenn es uns wirklich um den ganz Menschen geht."

"Wie meinen Sie das?"

"Ein immer wiederkehrendes Beispiel: Sehr schnell tritt bei den meisten Zeltlern - besonders den Jugendlichen - die Langeweile ein. Morgens baden, abends baden, vielleicht auch noch mittags baden. Vormittags Federball - , nachmittags Fußballspielen, zwischendurch ein Sonnenbad, und dies einerlei die ganzen 14 Tage lang, und so wenig Abwechslung. Es ist der Mangel, mit der freien Zeit etwas anzufangen, was sie selbst glücklich und zufrieden macht und auch für die von Tag zu Tag näherrückende Arbeitszeit neue Kraft bringt. Wie schwer ist es, bei dem anderen ein Steckenpferd - wie wir so schön sagen - zu finden, ein Hobby auszukundschaften, sein Interesse zu einer ihm lieben Beschäftigung zu wecken - und wenn es nur für den Urlaub wäre. Wie oft bleibt dann letztlich doch der Alkohol als fragwürdiger Freudenspender und das Amusement mit einem Nüdel als schaler Zeitvertreib. Nicht, daß wir ein Recht hätten, in moralischer Entmündigung darüber den Stab zu brechen, aber die erschreckende Einsicht in das eigene Unvermögen, die engen Grenzen, wirklich miteinander

miteinander eine Zeit zu verbringen!"

"Gestatten Sie die offene Frage: Geht es Ihnen denn nicht auch so? Haben Sie keine Langeweile?"

"Das ist es ja! Was gäben wir darum, gerade hier in echter Solidarität mit den anderen zu stehen. Wir haben unsere feststehenden Termine in der Woche. Wir kommen gar nicht in die Verlegenheit, Langeweile zu haben. Da ist einmal der Gottesdienst, den wir in der Schule halten und zu dem die Bauern aus dem Dorf, aber auch Leute vom Strand kommen. Dann ist außerdem jeden Sonntag der Kindergottesdienst im Wagen hier, der von Dorf- und Strandkindern besucht wird. Auch die Stunde der Jungen Gemeinde wäre zu nennen. Sie findet im Gasthaussaal statt und erfreut sich lebhaften Zuspruchs. Hinzu kommt die Jungschar am Mittwoch abend, zu der die Nichtkonfirmierten hier im Wagen erscheinen."

"Ja, aber heute ist doch gar nicht Mittwoch und bevor ich Sie aufsuchte, schien es mir so, als hielten Sie eine Jungschar?!"

"Sie haben Recht. Das war eine der vielen außerplanmäßigen Kinderstunden, die wir dann halten, wenn sich eine Gruppe Kinder bei uns einfindet, die nicht weiß, was sie machen soll."

"Da haben Sie beinahe immer ein volles Haus, nein, Wagen muß ich wohl sagen?"

"Ja - und wenn einmal Ruhe ist, bereitet sich bestimmt einer von uns auf seinen nächsten Termin vor, sofern er nicht mit einer anderen Gruppe spielt und badet, oder die Bärbel zu einer Segelparty eingeladen ist."

"Wie bewältigen Sie nur die Veranstaltungen?"

"Darauf kann ich mit unserem 'Zauberwort' antworten: Team-(Gruppen) Arbeit. - Nehmen wir als Beispiel eine Jugendstunde. Jeder von uns bekommt eine Aufgabe für den Abend. Der eine singt mit den Jungen und Mädchen, der zweite macht Gesellschaftsspiele und der dritte hält die Andacht."

"Jetzt habe ich Sie lange genug aufgehalten. Haben Sie vielen Dank und - darf ich es sagen - weiterhin viel Erfolg!"-

"Danke sehr!"

J.W.

19.5.58

## Gott ist unser Herr in den alten und neuen Verhältnissen

Liebe Freunde,

seitdem ich weiß, daß Ihr der LPG beigetreten seid, beschäftige ich mich öfter mit der Frage: was ist es um das Christsein in den veränderten Verhältnissen in der DDR? Ich freue mich, daß Ihr als LPG-Mitglieder weiterhin zur Kirche geht, Euren christlichen Glauben bekannt und Eure Kinder christlich erzieht. Es ist für Euch bestimmt ein Geschenk, daß Ihr mit mehreren in der LPG Euch verbunden wissen könnt in dem Glauben an unseren Herrn Christus. Und die Gründungsfeier habt Ihr mit Gebet beschlossen? - Ich kann nur sagen: Gott ~~helfe~~ Euch weiter.

Die "POSDAMMER KIRCHE" hat mich gebeten, für Euch und andere ein bißchen nachzudenken darüber, was Ihr mit dem 9. und 10. Gebot noch anfangen könnt. - Wist Ihr, darin sehe ich die Aufgabe all derer, die "hauptamtlich" in der Kirche Dienst tun, daß sie für jene leben und arbeiten, die wenig Zeit zum Nachdenken haben, die täglich in Arbeitsgängen gefordert sind.

Ihr könnt bestimmt alle noch die Gebote hersagen, wenn Ihr es müßtet. Was hat es mit den Geboten auf sich? Uns hat man früher gesagt, die Gebote sind der Spiegel, den Gott den Menschen vorhält, damit die Menschen sich immer ertappen können, wenn sie auf falschen Wegen wandeln. Andere sprachen von dem Geländer, an dem der Christ sich bei dem Gang ~~durch~~ festhalten kann, wieder andere: die Gebote sind die Verkehrsregeln Gottes, wenn die Menschen sie befolgen, dann wird es keine Unglücksfälle geben. Diese Bilder sind ganz nett, aber helfen sie Euch? Der Text unserer beiden Gebote im 2. Mose-Buch, Kap. 20, Vers 17 lautet:

"Du sollst nicht begehrn nach dem Hause Deines Nächsten: Du sollst nicht begehrn nach dem Weibe Deines Nächsten, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, nach seinem Rinde oder seinem Esel, nach irgendetwas, was dein Nächster hat."

Auch über diesem Gebot Gottes steht als große Überschrift: "Ich bin der Herr dein Gott". Ehe Gott von den Menschen etwas fordert, gibt er. Mit dem Satz: "Ich bin der Herr, dein Gott" schenkt sich Gott seinem Volk, seiner Gemeinde. Partner, ständig Partner will Gott seinem Volk sein. Er hat darüber hinaus vor, Partner der ganzen Welt zu sein. Dieses deutlich zu machen ist seiner Gemeinde aufgetragen. Anders gesagt, in Israel meint Gott die ganze Welt. Israel soll der Welt vorleben: "Ich bin der Herr dein Gott". Das kann das Volk nur in ganz großer Demut und in ständiger Dienstbereitschaft. Dieses "Ich bin der Herr, dein Gott" muß Israel im täglichen Handeln deutlich machen. Ein jeder, der zum Volke Gottes gehört, ist aufgefordert, hier mitzuhelfen. Merkt Ihr, daß dieses Gebot gegen das "Ich" des Menschen geht? Wir müssen weg von unserem falschen "Ich", das uns ständig verführt. Wir müssen weg von allen sichtbaren und unsichtbaren Gewalten, die uns beherrschten oder beherrschen wollen. Die Gemeinde Gottes darf auch nicht verbunden sein mit den Machthabern - ganz gleich, ob diese vorgeben fromm oder nichtfromm zu sein. Unser Gott hat uns in seinem Sohn Jesus Christus gezeigt, wie das aussieht: "Ich bin der Herr, dein Gott".

In ihm hat er sich selber für uns dahingegeben. Wir, die wir uns nach seinem Namen nennen, können nichts anderes tun, als das, was Israel geboten war und was unser Herr gelebt hat: allen Menschen zu dienen. Die Königsherrschaft Jesu Christi kann nur im schlichten Bruderdienst bezeugt werden. Nun werdet Ihr sagen: "Wie sieht das aber praktisch aus?" Darin sind wir uns hoffentlich einig, daß Gott uns rufen will, nichts zu begehrn, womit ich die Existenz des Nächsten untergrabe. Laßt mich also ganz "dicke" anfangen: Nicht die alte Heimat hinter Oder und Neiße zurückbegehrn, denn dort wohnen Nächste, auch, wenn sie keine Deutschen sind; auch nicht die "gute alte Zeit" zurückbegehrn, denn damit nehme ich die jetzigen Verhältnisse nicht ernst, und die Verhältnisse sind an Nächste gebunden. Weiter: Für Euch müßte es wohl heißen: dankbare LPG-Bauern zu sein und im Sinne unseres Herrn der Gemeinschaft (auch der Produktionsgemeinschaft) zu dienen. Verantwortlich am Eigentum der Gemeinschaft zu handeln, denn das gemeinsame Eigentum ist ja auch Eigentum des Nächsten. In schwierigen Situationen sich zusammen mit dem Nächsten zu verzehren und nicht in falscher Weise auf "bessere Zeiten" zu hoffen. Wenn uns im Gebot gesagt wird, begehr nicht, was dein Nächster hat, so kann das für Euch heißen, frei zu werden von allem Privatbesitz und verantwortlich in der Gütergemeinschaft zu leben. Alle neuen Produktions- und Arbeitsgemeinschaften sind für uns Christen eine große Probe - eben, ob wir unser Leben mit dem Evangelium leben wollen oder mit uns selber. Für Eure Nachbarn, die noch Privateigentum besitzen, heißt es sicher, daß sie dieses dankbar hinnehmen dürfen, aber sie sollten so leben, als gehöre es ihnen nicht.

Es ist eine große Gefahr für einen Christen, Herr, selbständiger Herr zu sein, ganz gleich, ob in der Stadt oder auf dem Lande. Herren sind immer und zu allen Zeiten in der großen Gefahr, Untergewordne nicht in Liebe zu behandeln. Herren greifen leicht zur Peitsche (politische Herren sind versucht, zur Waffe zu greifen). Es ist für Herren sehr schwer, Christ zu sein und Christ zu bleiben. Ihr wißt sicher alle, Beispiele anzubringen von solchen Herren, die mit Bosheit regiert haben und mit wenig Liebe. Wenn nun solch falsches Herrentum bei uns in der DDR abgebaut wird, so können wir dafür nur dankbar sein, und Christen können nichts anderes tun als in allen neuen Formen der Gesellschaft dienstbare Geister zu bleiben. Wem es um die Proklamation der Königsherrschaft Gottes zu tun ist, der muß wissen, daß dies nur im Kampfe geschieht, aber nicht im Kampfe gegen andere - wie es sonst in der Welt üblich ist - , sondern im Kampf gegen das eigene "Ich". Ich selber muß mich täglich bekämpfen, damit ich in der Gemeinschaft ein Liebender bleiben kann. Alle neuen Produktions- und Arbeitsgemeinschaften brauchen den Einsatz von Menschen, die ihr Eigentum wegschenken können, sie brauchen Menschen, die von sich selber wegsehen lernen und dem Nächsten täglich dienen, sie brauchen Menschen, die frei sind zur Liebe. Unser Herr hat uns den Liebesdienst in der Welt vorgelebt, er hat uns nicht in christliche Vereinsregeln oder Kirchengesetze geprägt, sondern mit seinem Leben und Sterben hat er uns neu gemacht, und er will, daß auch durch uns die Welt neu werde. Vom Versöhnungssopfer Christi lebt die Welt. Laßt uns dies glauben als solche, die seinen Namen tragen - in der LPG, auf der MTS, auf dem VEG, in den Volkseigenen Betrieben, in den Handwerkergenossenschaften, in den Büros und auch in den einzelnen Haushalten. Laßt uns um Jesu willen in allen neuen Formen der Gesellschaft helfende Menschen bleiben. Wir sind dazu bestellt, wie einst Israel, deutlich zu machen: "Ich bin der Herr, dein Gott".

Unser

Unser Gott lebt, und er will, daß wir mit ihm und für ihn leben - , und das heißt nur für andere leben.

Seid Ihr mit dieser Auslegung zufrieden? Es würde mich sehr interessieren, was die Leser hierzu sagen. Und Theologen wird es geben, die diese Gebote natürlich viel besser und konkreter auslegen können. Vielleicht begegnet Ihr einigen, dann ermuntert sie, in der "POTSDAMER KIRCHE" ihre Stimme zu erheben.

Uns laßt wissen: alles Eigentum gehört Gott. Gott hat es dem Menschen ausgeliehen. Leihgaben aber muß man pflegen und sauber zurückgeben. Laßt uns die Leihgabe Gottes pflegen im Dienst an den anderen. Gott bewahre uns davor, daß wir seine Leihgaben selbstsüchtig an uns reißen.

In Verbundenheit des Lernens der Gebote  
bin ich

Euer

Bruno Schottstädt

10.4.1958

## Warum kommen so wenig Leute in die Kirche ?

Lieber Freund,

auf Deine Frage will ich Dir gern Antwort geben. Ich habe mich mit solchen Leuten zusammengesetzt, die von der Kirche nichts mehr halten und auch nicht mehr in die Kirche kommen. Mit ihnen habe ich über Deine Frage gesprochen. Wenn ich diesen Brief auch ganz persönlich schreibe, so steht hinter allem das, was meine Freunde mir gesagt haben. Ich möchte Dir aber noch versichern, daß ich meine Kirche sehr lieb habe, damit - wenn ich im folgenden ein wenig "auspacke" - du weisst, daß ich es aus ganzer Liebe zur Kirche tue.

Es stinkt in der Kirche. - Du kennst die Handbewegung zur Nase hin - wenn es stinkt. Diese Bewegung macht man auch, wenn einer den Mund ~~mit~~ sich selber zu voll nimmt. - Weist Du, manchmal denke ich, wir müßten uns eigentlich in der Kirche dauernd selber die Nase zuhalten bei allem, was wir so bombastisch klingend, von uns daherreden. Meine Freunde und ich haben festgestellt: in die Kirche kommen darum so wenig Leute, weil wir zu viel von uns selber reden, weil wir uns selber zu lieb haben. Die Menschen glauben nicht, daß das Evangelium, das wir vorgeben zu predigen, etwas für sie bedeutet. Jedenfalls können sie es in den Sprechstunden, die wir nach unserem Ermessen für den lieben Gott veranstalten, selten sehen. Es riecht in der Kirche zu sehr nach unserem alten Adam.

Meine Freunde sagen, daß wir für alles, was wir in der Kirche tun, von ihnen etwas haben wollen. Einer sagte: "Ihr meint ja gar nicht, daß Ihr uns um Christi willen lieben müßt - wenn Ihr das so pathetisch sagt - , sondern Ihr meint ja in Wirklichkeit unseren Geldbeutel - den braucht Ihr! - Ihr braucht unser Geld, damit Ihr bei Euren frommen Reden bleiben könnt - damit Ihr Arbeit und Brot behaltet!" - Du wirst nun sagen, das ist böse gesagt und wirst anfangen wollen, diese Rede zu widerlegen. Es wäre aber besser, wenn Du es nicht tätest, sondern mit mir zusammen Dich anschickst, noch vielmehr als bisher auf das zu hören, was die Menschen von uns sagen und schließlich viel besser als bisher, die Bibel lesen.

Meine Freunde nannten weitere Beispiele für den schlechten Geruch, den wir verbreiten: - "Unbefugtem Zutritt verboten!" - "Geschlossene Gesellschaft", - so könnte über mancher Kirchentür stehen. In die Kirche kann nur der gehen, der die Vereinsregeln beherrscht, der das Auf und Nieder begreift, der sein Eintrittsgeld (Taufe, Konfirmation, Kirchensteuer) regelmäßig und ordentlich bezahlt, der dem Pastor gefällt und ihm nie die eigene Meinung sagt, sondern ihn ständig beklopst. Das stimmt natürlich nicht ganz: es können wohl alle in die Kirche gehen, aber sie müssen dann schnell in die Ordnung gebracht werden, damit sie in den Kreis der Kirchgänger passen. Meine Freunde sagten: "Ihr macht das ganz falsch! Ihr solltet aufhören mit dem Bestimmen über andere! Ihr dürft nicht meinen, Ihr müßtet bestimmen, wenn der moderne Mensch sich bei Euch in der Kirche wohlfühlen soll, sondern Ihr solltet ihn fragen: wie nöchtest Du es bei uns haben? Vielleicht solltet Ihr ihn sogar einladen, Eure Kirche neu miteinzurichten oder neu mitaufzubauen. Aber: Gibt es in der Kirche moderne Menschen?" Ein Freund sagte: "Die Pastoren, die ich kennengelernt habe, sind alle unmoderne Menschen, einige hätten gut im vergangenen Jahrhundert oder noch früher leben können".

Und

Und dann die Atmosphäre in der Kirche - die ist immer so kühl. Die Menschen sind sich in der Kirche unnahbar. Sie sind auch unfreundlich und meckern, wenn einer aus Versehen die Mütze aufbehält oder sich sonst nicht ordentlich benimmt. Und dann die preußische Sitzordnung! - Vordermann - Seitenmann! - "Richt Euch" - Man wird nicht nur mit seinem Leib in den Bänken ausgerichtet, sondern auch mit seinem Geist. Einer sagte: "Da muß ich mich ~~habe~~ einzwängen, in eine Ordnung, die von Pastoren und Ältesten (vom Pastor Abhängige!) gemacht ist. Ich muß auch das glauben, was der Pastor sagt. Das kann nicht jeder!" Ein anderer: "Man müßte die Predigt diskutieren können, dann würde sich zeigen, ob die Predigt des Pastors als die einzige mögliche Auslegung der Botschaft des Evangeliums angenommen werden kann." *Bibel*

Übrigens ein Freund fragte nach dem Christsein im Alltag. Er meinte, den Pastor würde man am Gang, an der Würdehaltung, an dem, wie er die Bücher trägt, an seinem Reden und seinen Bewegungen schnell erkennen. Muß sich der "einfache Christ" an dem Pastor ein Beispiel nehmen? Muß er sich auch so rechthaberisch und sicher bewegen?

Für die meisten modernen Menschen, die heute in Industrie-Betrieben oder in Büros arbeiten, sind die Predigten vieler Pastoren fromme Reden, die für den Alltag nicht zu gebrauchen sind. Das scheint für sie damit zusammenzuhängen, daß die Pastoren die Arbeitsplätze und Arbeitsgänge der heutigen Menschen nicht kennen, auch gar kein Interesse dafür haben. So könnten die Predigten, die sie halten, auch gut im vergangenen Jahrhundert gehalten worden sein. Ein Freund fragte spöttisch: "Gibt es eigentlich so etwas, daß ein Pastor auch falsche Predigten hält? Und - wenn es so etwas gibt - wie wird das zugegeben?" *wow. wann*

Ich habe daran denken müssen, was ich aus dem Munde von ~~dem~~ des großen Theologen Karl BARTH gehört habe: "Es wird heute schlecht gepredigt" - das ist ein großer Jammer in unserer Kirche."

Nach dem Zusammensein mit meinen Freunden mußte ich über all das, was sie gesagt haben, sehr viel nachdenken. Ich würde mich freuen wenn Du auch ein wenig darüber nachdenken ~~kannst~~. Ich habe mir nun angesehen, wie es in der ersten Gemeinde bei Jesus war. Vor allen Dingen habe ich festgestellt, daß die Berichte später im Neuen Testament ganz menschliche Sachen erzählen. Lache mich bitte jetzt nicht aus, wenn ich ~~#~~tbekanntes Sachen schreibe: weist Du, das tun die Pastoren schon oft genug. Sie lachen einen aus, wenn man Verkehrtes sagt oder wenn man allzu Richtiges sagt. Meine Freunde sagen, die Pastoren sind nicht unsicher genug, sie gehen nicht mit sich in die Buße. Und das, was sie aus der Geschichte mit dem Jesus gemacht haben, ist nicht schön. Sie haben ihn in eine Kirchenordnung gebracht, mit der sie nun andere Leute knebeln.

Die Sache mit dem Jesus war doch so: Er kam als ein armes Kind in einem schmutzigen Kuhstall zur Welt. In seinem Geburtshaus gab es also Ungeziefer und Dreck. Das Geburtszimmer Jesu war mehr als jämmerlich. Und dann kam die Flucht. Auf einem armeliegen Esel ging es viele Meilen über Land und dann kam eine harte Jugendzeit in Nazareth. Das Zimmermannshandwerk erfordert einen ganzen Mann. Dadurch hat Jesus die Arbeitswelt ganz kennengelernt. Er weiß, was die Menschen in der Welt der Arbeit umtreibt. Jesus hat mit dem Alltagsleben der Leute etwas zu tun. Und dann sein Tod: Jesus weiß um die Not aller Gefangenen und um die Not aller, die zum Tode verurteilt sind, er weiß etwas um das Elend eines Menschen in der letzten Stunde seines Lebens.

Nachdem

Nachdem ich meinen Freunden von diesem Jesus erzählt habe, sagten sie, den nehmen wir es sogar ab, daß Ihr Gottes Sohn ist. Aber was ist in der Kirche mit ihm gemacht worden? Die ersten Leute, die ihm nachliefen, waren Leute in Berufskleidung, waren Leute aus dem Alltag. Der Feiertags-Jesus scheint erst eine Erfindung des Abendlandes zu sein. Jesus forderte von seinen Leuten keine Eintrittserklärung, er ordnete auch nicht die Versammlung um ihn, es sei denn bei der Speisung der 5000, wo die Jünger den Hundertschaften das Essen bringen mußten. Es war auch keine religiöse Vereinbarung als Voraussetzung für seinen Kreis notwendig.

Eingebung  
Nun noch ein Letztes: Meine Freunde lassen Dir und Deinen Kirchenleuten sagen, daß Ihr sie in Ruhe lassen sollt mit Euren Kirchenordnungen. Sie erbitten von Euch aber, daß Ihr ihnen mehr von Jesus erzählt, so richtig menschlich und ohne Pathos. Sie glauben, daß sie damit etwas anfangen können, und daß solche Berichte ihnen helfen könnten im rauen Alltagsleben. Sie würden sich natürlich freuen, wenn Ihr sie besucht, doch dürft Ihr nicht gleich mit Forderungen kommen. Sie würden Euch gern erzählen, wie es ihnen geht und was sie durchmachen müssen und wünschen sich, daß Ihr zum Zuhören kommt.

Vielleicht mußt Du Dir nun überlegen, was Du tun kannst, damit meine Freunde Dich als Menschenbruder und Helfer erkennen, auch wenn Du ~~zum Pastor bist~~ Kirchenchrist oder Pastor bist.

Damit will ich schließen. Ich versichere noch einmal, ich liebe meine Kirche und nur, weil ich sie liebe, habe ich Dir diesen Brief geschrieben. Ich liebe aber auch meine Freunde, die von der Kirche nichts mehr halten. Für diese Freunde wollte ich nur ein kleines Sprachrohr sein.

Ich bin Dein Weggenosse  
(Bruno Schottstädt)

5.2.1958

Für den Dienst der Kirche von morgen werden gesucht . . . .

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Menschen, die begreifen, daß das Evangelium von Jesus Christus weltbezogen ist und in der Wirklichkeit des Alltags Lebenshilfe bedeutet.

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Laien, die ihren Gottesdienst in der alltäglichen Arbeit erkennen: beim Drehen einer Schraube genauso, wie bei der Herstellung eines Hutes oder beim Backen eines Brotes, und die täglich mit ihren Arbeitskollegen liebevoll umgehen.

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Theologen, die ihren Dienst auf der Kanzel, in der Unterrichtsstube, auf dem Lehrstuhl oder wo es sonst sei, als Helferdienst zum besseren Leben der Menschen untereinander und füreinander verstehen (natürlich auch als Helferdienst zum ewigen Leben!). Der Theologe von morgen darf nicht meinen, er müsse in irgendeiner Form die Kirche führen. Er muß lernen, mit dem Worte Gottes in der Kirche Jesu Christi ein Diener zu werden und zu bleiben. Damit er diesen Dienst täglich in Demut beginnen kann, wird es gut sein, wenn er in seinem Leben mehrere Jahre körperlich arbeitet. Jede körperliche Arbeit, jede "weltliche Betätigung" hilft einem Menschen Erfahrungen sammeln - eben ob das Wort Gottes im Alltag einen selbst trägt und kräftig macht zum Nächstdienst oder ob es sich ohne Wort Gottes ebenso gut oder noch besser leben lässt. Macht ein Mensch aber gute Erfahrungen mit dem Worte Gottes im Alltag, so wird auch seine Rede (auch auf der Kanzel!) kräftig seij. Vielleicht sind unsere Predigten heute darum nicht vollmächtig, weil ihnen keine Erfahrungen mit dem Worte Gottes im schlichten Alltagsleben vorausgehen.

Die Kirche von morgen und übermorgen fordert von uns, daß wir uns heute schon rüsten, um vollmächtiger dienen zu können.

Die Gossner-Mission in der DDR ist bemüht, mit Laien und Theologen neue Dienste innerhalb der Landeskirchen zu beginnen. Wir wollen als Gruppen in der Kirche zusammenleben und arbeiten, um dann schlicht am Leben anderer Anteil nehmen zu können. Das "Ein-Mann-System" halten wir für Krankheit und Tod.

Wir suchen für Gruppendienste:

- 1.) junge Laien, die mit uns zusammenleben, aber doch in ihren "weltlichen" Berufen bleiben.
- 2.) Laien, die für einige Jahre hauptamtlich in den Dienst der Kirche treten
- 3.) Junge Theologen, die für einige Jahre körperlich arbeiten wollen, um besser predigen zu können
- 4.) Ausgebildete Krankenschwestern, die ihren Dienst von einer Gemeinschaft her tun wollen
- 5.) Ein Diakon-Ehepaar, das bereit ist, ein Jugendfreizeitenheim der Kirche zu übernehmen, um dort jungen Menschen zu helfen, damit sie in den Alltagsfragen besser zuretkommen.
- 6w) Studenten, die während der Sommermonate und während des Praktikums in den Dörfern Dienste tun, in denen unsere Wohnwagen als Zeichen der Kirche stationiert sind (Mitarbeit auf einer MTS als Traktoristen und Binderfahrer, Helfer bei der Ernteeinbringung etc.)
- 7.) Pastoren, die es fertigbringen, aus ihrem Pfarramt für 3 Wochen wegzugehen, um in einer anderen Gemeinde in Gemeinschaft mit Amtsbrüdern körperlich zu arbeiten und Besuche durchzuführen.

Die

Die Gossner-Mission in der DDR hat in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Studentengemeinde einen "Arbeitskreis für christliche Aufbaulager in der DDR" gebildet. In enger Verbindung mit den Kirchenleitungen wurden in den letzten 3 Jahren mehrere Ökumenische Aufbaulager in der DDR und im demokratischen Sektor von Berlin, zumeist im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes durchgeführt. In den Aufbaulagern ging es um das gemeinsame Leben von Christen aus den verschiedensten Kirchen, aus den verschiedensten Nationen, und es ging um den gemeinsamen Dienst für andere Menschen (z.B. Bau eines Kinderspielplatzes).

Für solche Aufbaulager suchen wir junge Menschen, Studenten und Berufstätige, die bereit sind, Ferien und Urlaub für solche Dienste zu opfern. Für den Sommer 1958 sind folgende Einsätze geplant:

Dresden :	28.7. - 9.8.
Berlin-Weißensee:	1.8. - 31.8.
Erfurt:	8.8. - 29.8.
Eisenach:	9.8. - 29.8.

Meldungen für alle Dienste werden erbeten an:

Evangelische Kirche in Deutschland, Gossner-Mission,  
Berlin N. 58, Göhrener Str. 11

## CHRISTLICHE LAIENAKTIVITÄT

In der ganzen Welt wird heute von kirchlichen Werken und einzelnen Männern und Frauen, die im Dienst der Kirche stehen, an der Laienfrage gearbeitet - an der Frage : wie sollen die Laien (die Glieder am Leibe Jesu Christi sind) für ihren Dienst in der Welt zugerüstet werden? Es ist dabei nicht die Frage, was fängt die Kirche mit ihren Laiengliedern an - wie setzt sie im innerkirchlichen Leben ein - , sondern es geht um die missionarische Existenz in der Welt und damit verbunden um die rechte Zurüstung für das Leben mit dem Worte Gottes im Alltag.

Dass diese Laienarbeit in der organisierten Kirche noch sehr im argen liegt, darüber gibt es keinen Zweifel.

### Die "Arbeitslosen"?

Die Laien waren und sind oft genug "die Arbeitslosen unserer Kirche". Wie wir uns nun auch wenden, es bleibt peinlich, wenn wir nichts weiter tun als den Laien den Kollektenteller in die Hand zu drücken, einen Bleistift zum Adressenschreiben oder einen Packen Kirchenzeitungen zum Austragen. - Damit haben wir keinem Glied am Leibe Jesu Christi seinen Platz gezeigt. Auch wenn wir sagen, daß am jüngsten Tag einst Gott ein armes Mützchen oder den kleinen Kirchendienner ganz zu sich nehmen und den Pfarrer von ferne stehenlassen kann, ist dies ein Ablenken von der Sache, in die wir mit der Laienfrage gestellt werden. Auch das ist für die Kirche keine Rechtfertigung, wenn ganz bestimmte Laien bei besonderen kirchlichen Feiern neben dem Pfarrer "ein Wort sagen", wenn sie als Solisten in der Gemeinde auftreten (neben anderen Kirchenstars).

Die Laien sind nicht nur dazu da, dem Pfarrer bei seiner Arbeit zu helfen, sondern sie sind die ausgestreuten Gemeindeglieder, die mit ihrem Leben in der Arbeitswelt die Königsherrschaft Jesu Christi bezeugen sollen. Sie haben mit ihrem Leben ein Zeichen zu geben für den wiederkommenden Herrn! In Evanston 1954 hieß es:

"Die Kirchengemeinde, vertreten durch Pastoren, Älteste, Gemeinderäte oder Synoden, muß aufhören, die Treue zur Kirche und überhaupt den Glauben der Laien nach der Zahl der Stunden zu messen, die sie in christlichen Räumen oder in religiösen Organisationen zubringen." Und:

"Manche Laien müssen aus dem isolierenden Bereich kirchlicher Betriebsamkeit herausgeholt werden, damit sie Christus da dienen, wo sie ihr Geld verdienen und ausgeben."

### Der christlichste Beruf?

Leider hat bei uns in der Kirche ein falsches klerikales Denken dazu geführt, daß die Meinung heute noch vorherrscht: der Pfarrerberuf ist der christlichste, den es gibt; er ist der Beruf, der Gott am angenehmsten ist. (Wenn heute noch ein junger Mensch mit solchen Gesichtspunkten Theologie studiert, dann sollte ihm geraten werden: hör auf!). Dass dieses falsche Denken in der Gemeinde tief verwurzelt ist, zeigt die allgemeine Auffassung: wenn der Pfarrer im Talar nicht predigt, dann ist es nur ein halber Gottesdienst.

In solchem Denken ging natürlich vielen Gemeindegliedern verloren, (vielleicht war es auch noch nie da!), daß sie den gleichen Auftrag haben wie der Pastor: nämlich Gottes Reich zu verkünden.

Der

Der Unterschied Priester - Laie, Theologe - Laie in der Gemeinde als Rangunterschied ist falsch. Diese Unterscheidung hat mit dazu beigetragen, daß heute die meisten "Laien" in jeder Weise passiv sind. Wenn wir hier doch von Laien geredet wird, so ist dies Wort nur so zu deuten: Laie = einer, der zum Volke Gottes gehört (laos). In diesem Sinne wäre auch der Pastor ein Laie.

### Wir müssen anfangen

Es gibt heute treue "Kirchgänger", denen Kirchgang und Alltag auseinandergebrochen sind. Wenn solche Kirchgänger im Gottesdienst aufgefordert werden, Zeugen Jesu Christi zu sein, so meinen sie oft, dies mit dem Munde sein zu müssen (in frommer Rede), damit stoßen sie oft mehr Arbeitskollegen von sich als sie zum Zuhören bringen. Weil sie in falscher Weise gelernt haben, kirchlich (für die Kirche) zu sein, darum lernen sie nun schwer, mit dem Evangelium der Liebe für die Welt zu sein - sie sehen oft in jedem Weltlichsein Sünde. Andere wieder sind sonntags fromm und haben sich im Alltag ganz säkulare Anschauungen zu eigen gemacht. - Unsere Gottesdienste sind außerdem meist keine Gemeinschaftsstunden, auf die sich die Gemeindeglieder von Herzen freuen und in denen sie soviel geschenkt bekommen, daß sie eine ganze Woche davon leben können. Es fehlt bei uns oft das "kräftige Miteinander", und es fehlt das Miteinander-Bibellesen. Unsere Predigten sind obendrein noch so, daß sich selten einer darauf freut.

Karl Barth schreibt einmal:

"Wir wissen, was das Evangelium von den wachsenden Knechten sagt. Ihnen stehen gegenüber die plötzlich nur noch blinzelnden, bei offenen Augen innerlich schon schlafenden und darum faktisch nicht mehr sehenden Knechte. Sie kennen die Bibel und die alten Symbole, Bekenntnisse und Katechismen. Sie anerkennen ihre Autorität. Sie nicken in ernster Gläubigkeit mit dem Kopf und sagen gehorsam: Ja, ja! Aber schon ist es ihnen entgangen, daß die alten Worte ja Zeugnisse von Gottes an sie gerichteter Anrede sind, einer Anrede, auf die sie selbst, heute und hier mit ihren eigenen Worten, mit - ihrem eigenen Leben, in Auseinandersetzung mit den Nöten und Aufgaben der heutigen Welt antworten sollten."

Es ist an der Zeit, daß wir mit allen Gliedern am Leibe Christi Bußtum und uns zu einem neuen Gemeinschaftsleben aufmachen, zu einem neuen Miteinander-Lesen der Bibel (ohne pastorale fromme Bibelstundenpredigt) und uns gemeinsam dahin bringen, den Alltag mit all seinen Problemen ein wenig besser zu bewältigen. - Es ist an der Zeit, daß wir anfangen, unsere Erlebnisse mit dem Wort Gottes in den Gottesdienst und in die Bibelstunde mitzubringen -, wie wir mit diesem Wort zurechtgekommen sind - damit auch der Pastor besser predigen kann.

### An den Menschen denken

Vielleicht begreifen wir neu: Unser Weg als Gemeinde ist kein anderer als der Weg Jesu Christi. Wir können nicht religiös sein und geistliche Erbauungsstunden halten, sondern wir sind in der Gemeinde Gottes Gezeichnete. Wir sind gezeichnet mit dem Wesen Jesu Christi: Gott in Christo in der Welt und für die Welt! Das ist unsere Wesensbestimmung in der Gemeinde: in Christo zu sein. Wir sind allem eigenen Weg und Willen entnommen und zum Dienst bestimmt am Leibe Christi und als gesamter Leib für die Welt. Damit sind uns alle Kennzeichen als Verein mit Mitgliedskarten oder als "Geistlicher Delikatessen-Laden", in denen interessierte Menschen zu geistigen Genüssen sich zusammenfinden, für immer genommen. Wir haben auch nicht nur an programmatische Arbeit zu denken, sondern uns ist es mit der Menschwerdung Gottes gegeben

gegeben, "in Menschen zu denken."

wir sind nach dem Neuen Testament die Gemeinde Gottes, die aus Menschen mit mancherlei Gaben besteht. Die Gaben in der Gemeinde sind verschieden verteilt, sie dienen aber alle dazu, Gott in Gemeinschaft zu leben und mit dem Nächsten in Gemeinschaft zu leben (1.Kor. 12). Ein Geist hält diese Gemeinschaft der Lobenden und Lebenden zusammen. Mensch zu werden - das ist der Auftrag, den die Gemeinde Christi immer wieder hat - Mensch Gottes zum Loben und Leben in Gemeinschaft. Daß es hier nicht um eine Gemeinschaft geht, die ab und an beieinander ist, sondern um eine wirkliche Lebensgemeinschaft, in der einer um die Gabe des anderen weiß, in der keiner den anderen nach sich und seinem Vorbild formen will, in der die Aufgaben ganz verschieden verteilt sind, in der einer auch um des anderen Leben weiß und es mitträgt, wird uns vom Neuen Testament gesagt.

Die Gemeinde Gottes ist zu erkennen an der brüderlichen Liebe. "Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander liebhabet. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt." (Joh. 13, 34 u. 35) - Die Liebe untereinander ist durch Christus gegeben. Wer mit Christus lebt, lebt darum immer zugleich mit dem Bruder in Liebesgemeinschaft. Christus und der Bruder gehören in der Gemeinde zusammen.

Die Gemeindeglieder haben diesen Liebesdienst aneinander zu tun, und dieser Dienst, der aneinander geschieht, ist Zeugendienst. Das Miteinanderleben in brüderlicher Gemeinschaft führt die Umwelt an (die Heiden schauen auf diese Christengemeinde) und ist darum Missionsdienst. Wenn wir heute um Laienbruderschaften wissen, in denen solch Leben in Gemeinschaft versucht wird, so sollten wir sehen, wie sie vom Liebesgebet Christi getrieben werden. Im Mittelpunkt ihrer Gemeinschaft steht nicht mehr nur die Predigt, sondern der Mittelpunkt ist das gemeinsame Leben mit der Übung: für den anderen zu leben. In diesem Zusammenhang sche ich auch die Ökumenischen Aufbaulager, die vom Weltrat der Kirchen in den verschiedensten Teilen der Welt durchgeführt werden. Je mehr wir uns lieben, füreinander da sind und somit wirklich Bruderschaft praktizieren, desto kräftiger wird das Zeugnis sein, das von unserer Gemeinschaft ausgeht. Als solche Gemeinschaft haben wir immer eine offene Tür für jedermann.

Alle, die Anteil haben an der Liebesgemeinschaft der Jünger Jesu, werden nach dem Beieinander- und Miteinandersein wieder in die Welt geschickt mit dem Auftrag: diese Liebesgemeinschaft mitzunehmen - oder besser: die Kraft aus dieser Gemeinschaft mitzunehmen und von daher Anteil zu nehmen am Leben der Kollegen und Kolleginnen, die nichts von Jesus halten. Den an die Arbeitsplätze Gesandten gilt: Ihr seid das Salz . . . Ihr seid das Licht der Welt . . . lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.

Jesus weist den Weg. Ohne fremme Reden und Evangelisationsansprachen als die einzigen Methoden jeder Bekhrührung zu proklamieren, wird schlicht der Jüngerschar zugesprochen: Ihr seid das Salz; und sie werden aufgerufen: Lasset Werke sehen.

Das haben wir nun zu lernen: kleine Zeichen sehen zu lassen als Zeichen der Liebe!

Das Ziel dabei ist klar: daß auch die außerhalb der Gemeinde mit uns den Vater im Himmel preisen.

nur  
So sind wir Kirche, indem wir uns als Gemeinde und als einzelne bemühen, nicht um unserer selbst willen zu bestehen, sondern für die, die der Kirche nicht angehören.

ENO

NEUE ZEIT

Div.

### 3. Winterseminar der Gossner-Mission beendet

Unter dem Thema: "Die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit der Welt" hat die Gossner-Mission in der DDR in der Zeit von Anfang Januar bis Ende März ein Seminar für Laien durchgeführt. Als Referenten haben mitgearbeitet: Heinrich Fink, Walter Beltz, Carl Ordnung, Walter Bredendiek, Dr. Hans-Joachim Seidowsky, Dr. Hans Ruh. Die Leitung hatte Pastor Bruno Schottstädt. An fünf Abenden wurden theologische Themen behandelt. Diskutiert wurde das aktuelle Gebet in traditionellen Worten im Blick auf Israel, die Frage des Bindens und Lösen als einer Funktion der Gemeinde ~~wurde umschnitten~~ (die Schlüsselgewalt). Es wurde nach Maßstäben für Verhaltensweisen vom Evangelium her in unserer technisierten Welt gesucht und die Wirklichkeit Gottes als die Wirklichkeit der Welt zum Ausdruck gebracht. Dr. Ruh führte vor allem aus, daß die weltgeschichtliche Dimension Gottes in Jesus Christus verwirklicht worden ist. Von ihm her sind alle Entscheidungen in den Wirklichkeiten der Welt zu fällen. Carl Ordnung sprach über die sozialistische Literatur und über Ideologie, Weltanschauung und den christlichen Glauben. Im Blick auf den christlichen Glauben führte er aus, daß er das Gegenteil aller Ideologien sei, dennoch kann der Mensch ohne Ideologie nicht leben. An den Abenden mit Walter Bredendiek ging es um die letzten 50 Jahre Geschichte an Hand von Memoiren von Theologen und um die Frage nach der einen Welt. Dr. Seidowsky zeigte den Teilnehmern, wie er als Marxist die Wirklichkeit der Kirche sieht. Mit ihm hat das Seminar eine große Bereicherung erfahren. Der Dialog von Christen und Marxisten wurde nicht nur diskutiert, sondern war ein Stück Wirklichkeit des Seminars.

20.4.1965

, am 3.11.64  
Scho/Ho

Evangelischer Nachrichtendienst Ost

120 Berlin 2  
Bischofstr. 4-6

Die Gossner-Mission in der DDR hat vom 12. - 15.10.1964 ihre diesjährige Mitarbeiterkonferenz durchgeführt. Die Konferenz ist ein festes Organ der Gossner-Mission in der DDR, in dem 50 Pfarrer aus allen Kirchen in der DDR zusammengeschlossen sind. Der Vorsitzende der Mitarbeiterkonferenz ist Pfarrer Martin Ziegler aus Merseburg-Süd.

Diese Pfarrer sind in ihren Gemeinden um Strukturänderung bemüht.

In der Versammlung der Konferenz sprachen:

der katholische Priester Poterie aus Paris  
die Pastorin van Drimmelen aus Holland  
Frère Christophe aus Taizé und  
der Schweizer Theologe, Dr. Ruh.

Der katholische Priester behandelte die Rolle der katholischen Kirche in Verbindung mit den Arbeiterpriestern in Frankreich und stellte im besonderen heraus, daß das Grundproblem aller Sozialarbeit der Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus ist. Die Kirche hat sich in ihrer Vergangenheit zu sehr dem Kapitalismus angepaßt. Von daher sei ein tiefer Egoismus bestimmend für die Menschen geworden.

Er bekannte sich zum offenen Katholizismus und verstand darunter den Glauben an Gott in Jesus Christus, der sich im Einsatz für die Mitmenschen äußert.

Im Blick auf die Situation der Kirche in Frankreich sagte er, daß das Denken vor der Sendung nicht mehr allein Sache einiger Draufgänger sein darf. Zu diesem neuen Denken gehören die Zusammenarbeit und das Gespräch mit den Nichtchristen.

Als ein theologisches Problem nannte Abbé Poterie das Verhältnis von Mission und Institution. Der Weg der Mission der Kirche wird ohne Reportage zu gehen sein, verbunden mit einem ganz neuen Lesen der Bibel. Auf diesem Weg ist große Bescheidenheit geboten. Dabei wird uns Respekt gegenüber den Nichtchristen bestimmen.

Die Gefahr der Kirche ist immer, daß sie sich anpaßt und daß sie ihren Dienstcharakter verliert. Heute erneuert sie sich aber ständig, und wir sind in den ersten Stappen des Umdenkens.

bitte wenden!

Die holländische Pastorin referierte über die Entmythologisierung der Kirche.

In ihrem Referat ging sie davon aus, daß Welt und Kirche Fakten seien. Wir sollten uns heute mühen, von den Fakten her zu denken. Die Kirche ist eine Organisation geworden und hat trotz Organisation das Laienapostolat entdeckt.

Zu beklagen sei der Mangel an Oekumenizität.

Zusammen mit allen Christen in der Welt müssen wir heute ganz neu lernen, was Leben bedeutet. Mit Christus gilt es zu leben, und die Kirche ist in diesem Leben ein Teil der heutigen Geschichte.

Die Referantin verwies auf die große Bewegung innerhalb der katholischen Kirche. Hier seien mutige Versuche zu beobachten, auch mit der Frage der Tradition fertig zu werden.

Frère Christophe aus Taizé sprach über das große Einheitsdenken und das Gebet für die Einheit der Bruderschaft von Taizé. Er nannte aber auch besondere soziale Aktionen, die von Taizé-Brüdern gestartet worden sind.

Dr. Ruh gab ein großes Referat über die theologische Existenz und die politische Entscheidung.

Er ging aus von der Königsherrschaft Jesu Christi und nannte vier Typen, die deutlich machen, wie mit der Königsherrschaft Jesu Christi gedacht und gearbeitet wird.

Sein Referat gab den Teilnehmern eine gute Grundlage zur Diskussion über den Dienst der Versöhnung, der der Kirche heute geboten ist.

Weil der Friede in Jesus Christus Wirklichkeit geworden ist, ist er unsere Möglichkeit und unsere Verpflichtung.

Die Konferenz hat sich in drei Arbeitsgruppen geteilt und die folgenden Themenkreise behandelt:

Freiheit und Bindung in die gesellschaftlichen  
Verhältnisse

unsere Möglichkeiten und unsere Verantwortung im Ost-West-Gespräch

unsere Hoffnung in den großen Integrationsprozessen  
unserer Zeit

Den Teilnehmern ist klar geworden, daß der Blick nach rückwärts verboten ist und daß wir die neue Wirklichkeit auch in unserem politischen Alltag zu entdecken haben.

Der Vorsitzende des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR, D. Jacob, gab zum Schluß der Konferenz ein Referat über das Leben in der Berlin-Brandenburgischen Kirche und sprach im besonderen über den Dienst am Wort, über den Dienst an der Jugend, über den Dienst in den Gemeinden und den leitenden Dienst der Kirche.

Die Anfechtung unserer Gemeindeglieder ist weithin eine Müdigkeit, ein nihilistisches Bestimmtsein und ein Fixiertsein an der Volkskirche der Vergangenheit. Er verwies auf neue Anfänge in vielen Gemeinden, in denen der Dienst am Wort in neuer Weise begonnen wird.

Hier und da setzt sich die Feier des Herrenmahls durch, die Gemeinden sind den ganzen Sonntag über beieinander, um sich aus dem Worte Gottes und aus der Gemeinschaft Kraft für den Alltag zu holen. Was wir heute brauchen, sind weltaffene Christen, die sich in Lebens- und Dienstgemeinschaften zu Hause wissen.

D. Jacob wußte eine Reihe Beispiele zu nennen, wie sich solch weltoffenes Christsein heute gestaltet.

Der Leiter der Dienststelle der Gossner-Mission in der DDR, Pastor B. Schottstädt, hat die Konferenz ausführlich über die Einsichten informiert, die er anlässlich seines Besuches in der Gossner-Kirche in Indien bekommen hat, und über Stand und Arbeit der Gossner-Mission in der DDR.

END 19.3.64

## II. Winterseminar der Gossner-Mission in der DDR beendet

---

Die Gossner-Mission in der DDR hat in Berlin ein 2. Winterseminar unter dem Thema: "Politische Existenz und theologische Entscheidung für Nicht-Theologen" durchgeführt. Das Seminar sollte ein Versuch sein, Christen für den Dienst im Alltag zuzurüsten. Es war nicht die Absicht, Gemeindeglieder für ein bestimmtes Amt in der Versammlung zu schulen, vielmehr sollten die Fragen unserer Gesellschaft heute und die des gesellschaftlichen Engagements von Christen durchdacht werden. Als Dozenten arbeiteten mit 20 - 30 Teilnehmern in 12 Abendveranstaltungen:

Walter Beltz - Heinrich Fink - Dr. Hans Ruh - Carl Ordnung - Hans-Joachim Seidowsky und Bruno Schottstädt.

Das Alte Testament, das Neue Testament, die Kirchengeschichte, der Marxismus und das Zeugnis unserer vorhandenen Gemeinden wurden unter dem Seminar-Thema befragt. Zusammen mit den Dozenten suchten die Teilnehmer nach einem Weg, auf dem die Hoffnung der Christen in der sozialistischen Gesellschaft verdeutlicht werden kann. Alle Teilnehmer forderten die Fortsetzung dieser Seminararbeit.

*ENQ*

### Winter-Seminar der Gossner-Mission

Im April hat die Gossner-Mission in der DDR ihr 1. Winter-Seminar mit einem Schlußgespräch beendet. An 20 Abenden haben 8 Referenten das Thema: "Gottes Geschichte mit seiner Gemeinde und mit der Welt" im Blick auf das Alte Testament, das Neue Testament, die Kirchengeschichte, die Oekumenische Bewegung und die politische Geschichte behandelt. Es war der Versuch, den 30 Teilnehmern im Blick auf ihre weltliche Existenz theologische Hilfestellung zu leisten. Ein Teilnehmer formulierte beim Schlußgespräch: Das große Thema des Seminars war die Frage: Wo kommen wir her? - Wo gehen wir hin? Um das Gehen in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen kreisten alle Referate.

Die Seminar-Teilnehmer wurden mit dem Auftrag entlassen, das in der Gemeinschaft des Glaubens Erarbeitete nun auch in der Weltwirklichkeit zu leben. Allen ist klar geworden, daß im nächsten Winter wieder ein ähnliches Seminar durchgeführt werden muß. Referenten des Seminars waren: Generalsuperintendent D. Jacob, Cottbus, Pfarrer Schrem, Berlin, Pfarrer Mickley, Berlin, Assistent Fink, Berlin, Assistent Beltz, Berlin, Carl Ordnung, Berlin, Dr. Cox und P. Schottstädt.

22.4.63

EENO - Evangelischer Nachrichtendienst Ost - Berlin C. 2  
XVI/11 vom 13.3.1963

Zur Information:

Der "Fall Dohrmann" und die Gossner-Mission in der DDR

In teilweise ausführlichen und kritischen Meldungen und Kommentaren befassten sich in den letzten Wochen Tageszeitungen mit einem Vorfall, der sich Anfang Februar in Wolfsburg ereignete. Der westdeutsche evangelische Pressedienst berichtete darüber: "Gegen den Pfarrer für Industriediakonie in Wolfsburg, Rudolf Dohrmann, ist ein Ermittlungsverfahren wegen - wie es heißt - Verdachts 'zersetzender Propaganda' eingeleitet worden. Die Wohnung und Diensträume des Pfarrers wurden durchsucht und er selbst einer Lebesvisitation unterzogen. 155 Gegenstände, Briefe, Aktenordner, Bücher und Zeitschriften wurden polizeilich sichergestellt und ein Schriftstück beschlagnahmt. Die Durchsuchung wurde damit begründet, daß nach dem bisherigen Ergebnis der Ermittlungen zu vermuten sei, die Durchsuchung werde 'zur Auffindung von Beweismitteln für Verbindungen des Beschuldigten zu politischen Stellen und Organisationen der sowjetischen Besatzungszone dienen'. - Nach seiner eigenen, in einer öffentlichen Versammlung abgegebenen Erklärung hat Pfarrer Dohrmann durch diese Aktion zum ersten Mal von dem gegen ihn schwelenden Verfahren erfahren. Es sei ihm auch nicht mitgeteilt worden, welche Anschuldigungen im einzelnen gegen ihn erhoben würden. Dohrmann betonte - die Aktion sei - gewollt oder ungewollt - ein Schlag gegen die industriediakonische Tätigkeit der Kirche. Wörtlich sagte er: 'Ich habe zu keinem Zeitpunkt und an keinem Ort außerhalb dieses Auftrages gestanden und gearbeitet. Das gilt auch für meine Tätigkeit im Blick auf die Bundeswehr und für alle meine zahlreichen Verbindungen mit dem Osten.' "

Pfarrer Dohrmann leitet in Wolfsburg das von einer Gruppe in Mannschaftsarbeit wahrgenommene Pfarramt für Industriediakonie unter den Arbeitern der dortigen Volkswagenwerke. Dabei wird in neuen Formen kirchlichen Dienstes versucht, besonders den auf sich alleingestellten jungen Arbeitern Wege zu sinnvoller Lebensgestaltung und Lebensgemeinschaft in der Welt von heute und zu verantwortlichen Denken und Handeln in der Gesellschaft zu weisen. Entsprechend sind die Gottesdienste, Begegnungen und Gesprächsabende in der "Arche", dem Sitz des Pfarramtes, geprägt. Rudolf Dohrmann ist für diese Aufgaben in dem von Pfarrer Kymansowski geleiteten bekannten "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie" in Mainz-Kastel ausgebildet worden. Das Seminar ist ein Zweig der Arbeit der Gossner'schen Missionsgesellschaft, zu deren Kuratorium Dohrmann seit einigen Jahren gehört. In westdeutschen Pressekommentaren wird in diesem Zusammenhang die Vermutung geäußert, daß die Kontakte, die Dohrmann zur Gossner-Mission in der DDR habe, zu den "belastenden Momenten" in dem gegen ihn eröffneten Verfahren gehörten. Dabei wurden jedoch unklare und unzutreffende Darstellungen über diese Verbindungen und die Arbeit der Gossner-Mission in der DDR gegeben.

Der Leiter der Gossner-Mission in der DDR, Pastor Bruno Schottstädt, erklärte dazu dem Evangelischen Nachrichtendienst Ost unter Hinweis darauf, daß er sich zu dem Verfahren selbst, da es noch im Gang sei, nicht äußern wolle: "Die Gossner-Mission in der DDR ist ein selbständiges kirchliches Werk. Es untersteht weder der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Westberlin und in der Bundesrepublik, noch erhält es von dort Weisungen. Aber es bestehen zwischen beiden gleichnamigen Werken schwesterliche Beziehungen, zu denen auch der Austausch über Stand und Fortgang der jeweiligen Arbeit gehört. Darüber hinaus bin ich persönlich mit Pfarrer Bohrmann freundlich verbunden, seit wir auf dem Frankfurter Kirchentag gemeinsam beim oekumenischen Gottesdienst, er als Liturg, ich als Prediger, mitwirkten. Wir haben dann zusammen kleine theologische Tagungen gehalten, deren Ziel vor allem die Klärung des Standortes und der Existenz des Christen in den beiden so verschiedenen geprägten Bereichen Deutschlands war. Keinem anderen Zweck dienten auch die Gespräche, die Pfarrer Bohrmann in der DDR durch meine Vermittlung mit kirchlichen und anderen Stellen führen konnte, sowie die Bücher und Zeitungen, die ich ihm zur Unterrichtung über die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR zugestellt habe. So oft wir gemeinsam an den genannten Fragen gearbeitet haben, wir haben uns stets gegenseitig mit der Einsicht und dem Entschluß entlassen, daß jeder von uns sein Christenleben in seiner Umwelt zu leben und in dem Dienst an seiner Umwelt zu bewähren habe.

Was nun die Gossner-Mission in der DDR und ihre Dienste angeht, so ist zu betonen, daß wir – wie schon gesagt – ein selbständiges kirchliches Werk innerhalb der DDR sind, in dessen Kuratorium der Verwalter im Bischofsamt, Generalsuperintendent D. Jacob, den Vorsitz führt. Wir beschäftigen uns im Auftrag Jesu Christi Menschen in unserer Kirche und in der Gesellschaft zu dienen. Und wir bemühen uns um Wege, auf denen dies in bestmöglicher Weise geschehen kann. Es geht uns dabei nicht darum, etwas durch neue Methoden die Kirche in ihrer alten Form zu retten und die vielen, die die Kirche hinter sich gelassen haben, in diese alte Form zurückzuholen, sondern um den Versuch, unseren christlichen Glauben in der Wirklichkeit unserer sozialistisch geprägten Umwelt zu leben und auch anderen dazu zu helfen, um ihren Blick freizumachen für die Aufgaben, denen die Christen heute und hier auf Schritt und Tritt begegnen."

Wie wir ergänzend erfahren, hat sich das Kuratorium der Gossner-Mission gesellschaft in einer Erklärung zu den Wolfburger Vorfallen mit allem Nachdruck hinter sein Mitglied Pfarrer Bohrmann gestellt.

Stellungnahme des Leiters der Gossner-Mission in der DDR,  
Pastor Bruno Schottstädt zum "Fall Dohrmann."

---

Die Tagespresse in der Bundesrepublik und in der DDR hat die Öffentlichkeit bereits mehrmals über die Vorkommnisse am 6.2.63 in der VW-Stadt Wolfsburg unterrichtet. Da in den meisten Nachrichten die Gossner-Mission in der DDR erwähnt wird und die Pressemeldungen die Beziehungen zwischen Pastor Dohrmann und der Gossner-Mission in der DDR zum Teil unrichtig darstellen, unseren Dienst in der DDR ebenfalls mißdeuten, sehe ich mich veranlaßt, zu den Vorgängen Stellung zu nehmen.

Ich kenne Herrn Pastor Dohrmann seit 1956. Damals war er Vikar und arbeitete im Gossner-Haus in Mainz-Kastel. Wir haben beide in dem Oekumenischen Gottesdienst der Jugend auf dem Frankfurter Kirchentag mitgewirkt, er als Liturg., ich als Prediger. Seit dieser Zeit haben wir uns ständig gegenseitig besucht. Zusammen haben wir in jedem Jahr kleine theologische Arbeitstagungen durchgeführt mit Teilnehmern aus der Bundesrepublik und aus der DDR. In diesen Tagungen behandelten wir die geschichtliche Entwicklung in und mit beiden Deutschen Staaten und fragten nach der Existenz des Christen in den beiden gesellschaftlich so verschiedenen geprägten "Räumen". Ich selber konnte mehrmals an Begegnungen und Gottesdiensten in der "Arche" in Wolfsburg, dem Pfarramt für Industrie-Diakonie, das Pastor Dohrmann leitet, teilnehmen. Hier wurden offen Fragen unserer Zeit diskutiert: Probleme des Arbeitnehmers im VW-Werk, das Verhältnis zu den Arbeitern aus dem Ausland, die Ost-West-Frage.

Das Neue im Dienst der "Arche" ist, daß Pfarrer Dohrmann nicht im Alleingang seinen Dienst tut, sondern mit einer Mannschaft, in der er ein Glied ist. Diese Mannschaft ist bemüht, zusammen mit Arbeitern im VW-Werk, nach dem verantwortlichen Leben in der Gesellschaft zu fragen. Glieder der Gruppe verleben mit jungen VW-Werkarbeitern gemeinsam den Urlaub. Sie bemühen sich, ihnen bei einer sinnvollen Lebensgestaltung zu helfen und wegzukommen vom Nur-Konsum-Denken. Und sie entdecken, daß die jungen Menschen, die im Alltag so gelangweilt, so "arm im Geiste" und auch unmoralisch wirken, ein echtes Verlangen nach Lebensgemeinschaft haben.

Zwei Team-Mitglieder, ein Theologe und ein Diakon, sind Schichtarbeiter und leben von ihrem Lohn. Beide sind Vertrauensmänner der IG Metall und bringen ihre Erfahrungen mit in das gemeinsame Leben der Gruppe. Ihre Feststellung: Der Arbeiter will Gerechtigkeit und keine Gnade. Und nun gilt es, die Konsequenzen dieses Satzes zu bedenken und danach zu handeln. - Pastor Dohrmann unterrichtet in der Berufsschule und fährt des öfteren in die Dörfer des Pendlerbezirkes, um den Menschen in ihrer bäuerlich-dörflichen Struktur etwas zu sagen von dem, was die Freunde im VW-Werk bewegt. In der "Arche" finden wöchentlich Veranstaltungen statt. An jedem 3. Freitagabend feiert eine Gruppe miteinander das Herrenmahl. Die Arbeiter lernen zwischen dem gemeinsamen Essen und Trinken am Arbeitsplatz und dem Herrenmahl Verbindungslien zu ziehen. Pastor Dohrmann schrieb einmal zu seiner Arbeit: "Wenn das Zeugnis der Gemeinde und des einzelnen Christen Kerygma, Diakonia, und Koinonia umfaßt, so gilt das auch für die industrie-diakonische Tätigkeit. Dieses Zeugnis besteht nicht in der Weitergabe, sondern in der Wiedergabe des Wortes Jesu Christi in den Strukturen, Organisationen und Funktionen unserer Welt. Die Gegenwart Christi kann nicht allein durch die Weitergabe des Wortes präsentiert werden nach der Melodie: "friß Vogel, oder stirb," vielmehr geht es um eine

Re-präsentation, d.h. dieses Zeugnis will heute unter uns glaubhaft gemacht werden.

Die industrie-diakonische Tätigkeit ist also nicht ein Instrument der Kirche, Boden zu gewinnen und sozialpolitische Machtpositionen zu beziehen. Die Kollegen in den Gewerkschaften des DGB haben nicht nur verstanden, daß wir mit den christlichen Gewerkschaften nichts zu tun haben, sie vertrauen uns auch, daß es uns um sachliche Mitarbeit in ihren Fragen geht. Wir sind hier noch einmal gefragt, ob wir unser Leben um Christi willen verlieren können. Hingabe bedeutet hier: sachlich mitarbeiten, ohne zu fragen, was dabei für die Kirche herauskommt. Dieses Gewinnstreben ist uns untersagt. Statt dessen glauben wir in großer Hoffnung, daß Er beruft, sammelt und erleuchtet; wenn Er will auch durch unsere Tätigkeit."

Mein Verhältnis zu Pastor Dohrmann: Wir verständigen uns von Zeit zu Zeit über Stand und Fortgang unserer Arbeiten. Seit einigen Jahren gehört Pastor Dohrmann dem Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft an. Die Gossner-Mission in der DDR ist ein selbständiges kirchliches Werk und nicht abhängig von Weisungen des Kuratoriums der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Westberlin und in der Bundesrepublik, unterhält aber zu dem gleichnamigen Werk "schwesterliche Beziehungen". Mein Verhältnis zu Pastor Dohrmann ist darüber hinaus ein persönlich-freundschaftliches. Damit er über die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR auf dem laufenden ist, habe ich ihm des öfteren einschlägige marxistische Literatur besorgt, ihm Gespräche in der Hauptstadt der DDR vermittelt und schicke ich ihm regelmäßig das "Neue Deutschland". Es ist nicht immer gelungen, ihn bei Gesprächen und Begegnungen, die innerhalb der DDR stattfanden, dabei zu haben. Wir können sagen, daß wir gemeinsam Einsicht in die politische Entwicklung und in die Verhältnisse gewonnen und uns jedes Mal gegenseitig entlassen haben: ein jeder von uns soll sein Christenleben in seiner Umwelt leben. Ich denke, daß Pastor Dohrmann uns in unserer Existenz niemals bedauert hat, im Gegenteil, er hat sich ein jedes Mal gefreut, daß wir als Christen im sozialistischen Staat unsere Aufgabe im pro-menschlichen Mithandeln sehen.

Am 7.2. hat mein Freund mitgeteilt: Am 6.2. ist die "Arche" und meine Wohnung von der politischen Polizei in Wolfsburg auf Anweisung des Oberstaatsanwaltes in Lüneburg von 8.30 bis 18.20 Uhr durchsucht worden. Dabei wurden 156 verschiedene Gegenstände, Briefe, Ordner, Bücher und Zeitschriften sichergestellt, ein Schriftstück wurde beschlagnahmt. Ich selber mußte mich einer Leibesvisitation unterziehen. Der Beschuß des Amtsgerichtes Wolfsburg vom 5.2.1963 hat folgenden Wortlaut: "In dem Ermittlungsverfahren gegen den Pastor Rudolf Dohrmann, Wolfsburg, wegen Verdachts zersetzender Propaganda (100dStGB) wird gemäß den §§ 102, 105 StPO die Durchsuchung der Wohnung und sonstigen Räume des Beschuldigten, seiner Person und der ihm gehörenden Sachen angeordnet, weil nach dem bisherigen Ergebnis der Ermittlungen zu vermuten ist, daß die Durchsuchung zur Auffindung von Beweismitteln für Verbindungen des Beschuldigten zu politischen Stellen und Organisationen der sowjetischen Besatzungszone dienen wird."

Der § 100dStGB steht in der Gesetzgebung unter dem Titel "Landesverräterische Beziehungen", in dem Kommentaren zu diesem Paragraphen wird von Agententätigkeit gesprochen.

Es war Pastor Dohrmann nicht möglich, während der Hausdurchsuchung seine Kirchenleitung zu verständigen. Es ist inzwischen bekannt geworden, daß der zuständige Superintendent (Grothe in Fallersleben) und die Kirchenleitung in Hannover sich an die Seite von Dohrmann stellt, ebenso hat das Kuratorium der Gossner-schen Missionsgesellschaft sein Bedauern über die Vorkommnisse ausgesprochen und die Lauterkeit von Bruder Dohrmann bezeugt.

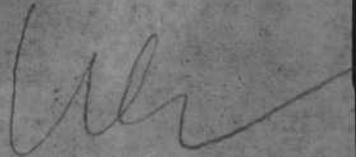
Zur Zeit wält unser Freund in Israel. Er führt mit einer Jugendgruppe eine schon lange geplante Studienfahrt durch. Nach seiner Rückkehr, Mitte März, werden aller Voraussicht nach die Verhandlungen beginnen. Vor seiner Abreise hat er mich noch einmal wissen lassen, daß das besondere Interesse der politischen Polizei und der Staatsanwaltschaft der Gossner-Mission in der DDR galt.

Was uns und unsere Dienste angeht, so sagen wir folgendes: Wir sind ein kirchliches Werk innerhalb der DDR - Vorsitzender unseres Kuratoriums ist der Verwalter im Bischofsamt, Generalsuperintendent D. Jacob - und bemühen uns, im Auftrage Jesu Christi Menschen in unserer Kirche und Gesellschaft zu dienen. Es geht uns nicht um die Rettung der "alten Kirche" und um das Zurückholen der Vielen, die die Kirche hinter sich gelassen haben, sondern um den Versuch unseren Glauben in unserer sozialistischen Wirklichkeit zu leben.

an ENO ges.

Das Kuratorium der Gossner-Mission in der DDR, das den Dienst dieses kirchlichen Werkes verantwortet, hat in seiner Sitzung am 18. Oktober 62 Herrn Generalsuperintendent D. Jacob, Cottbus zum neuen Vorsitzenden und Herrn Pfarrer Mickley, Berlin zum stellvertretenden Vorsitzenden für die Dauer von vier Jahren gewählt. Dem bisherigen Vorsitzenden, Oberkonsistorialrat Andler, der sieben Jahre lang dieses verantwortungsvolle Amt innegehabt hat, wurde von allen Kuratoriumsmitgliedern der Dank ausgesprochen. Er wurde eingeladen, solange als möglich, an den Sitzungen des Kuratoriums als Ehrengast teilzunehmen. Das Kuratorium tagt in der Regel dreißig bis vierzig mal im Jahr, ansonsten ist die Dienststelle, deren Leiter Herr Pastor Schottstädt ist, verantwortlich für die Ausrichtung der Arbeit.

Berlin, am 12.11.1962



ENO  
23.10.62

## Nordisch-Deutscher Kirchenkonvent in Dänemark.

Vom 6. - 9. Oktober 62 fand die diesjährige Herbsttagung des Nordisch-Deutschen Kirchenkonventes in der Volkshochschule in Skaade bei Aarhus/Dänemark statt. Das Gesamtthema des Konvents lautete: "Die dienende Kirche". Dieses Thema wurde als Arbeitsthema gewählt, ausgehend von der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi. Folgende Unterthemen wurden in Referaten behandelt:

"Die alte Kirche und der neue Mensch"

"Die alte Kirche im Umbruch der Kulturen" und

"Die alte Kirche und die neue Welt".

Zum 1. Unterthema referierten Pfarrer Toivo Palo aus Helsinki in Finnland und Generalsuperintendent D. Jacob, Cottbus.

Zum 2. Unterthema sprachen der westberliner Konsistorialpräsident Ranke und der Chefredakteur Boëtius aus Stockholm.

Zum 3. Unterthema sprach Pastor Schottstädt, Berlin.

Die Bibelarbeiten wurden von Landesbischof Dietzfelbinger, München eingeleitet.

Nicht ganz 30 Personen nahmen an dem Konvent teil. Aus der DDR waren dabei: Oberkirchenrat Braecklein, Eisenach; Generalsuperintendent D. Jacob, Cottbus; Bischof D. Jänicke, Magdeburg; Landessuperintendent Pflugk, Rostock und Pastor Schottstädt, Berlin.

Wie immer stand der Konvent unter der Leitung seines Präsidenten, Pastor Dr. Bonnevie-Svendsen aus Oslo/Norwegen.

In den Referaten wurde der Versuch gemacht, sich den Gesellschaftsfragen von heute zu stellen. Große Beachtung fand das Referat von Generalsuperintendent D. Jacob, mit dem er deutlich machen wollte, wie die Kirche unter veränderten Verhältnissen ihren Dienst tun kann. Er unterstrich die oekumenische Verantwortung, die die Kirche heute allenthalben auf sich nehmen muß. Es gilt, herkömmliche Gemeindestrukturen zu überprüfen und eine wirklich dienende Gemeinde zu werden. Hierbei legte er großen Wert auf die Erneuerung in der Ortsgemeinde: "Alle Erneuerung muß in der Ortsgemeinde beginnen." Die partnerschaftliche Kooperation von Pfarrern und Laien sollte in der Ortsgemeinde ihren Niederschlag finden. Hier muß ganz neu das Gespräch gewagt werden. Die Gemeinden sollten auch Mut haben, dialogische Predigten durchzuführen.

Der Generalsuperintendent betonte, daß wir uns den Luxus, die Arbeit von Neu-Delhi zu ignorieren, nicht leisten können. Die Gemeinde ist Werkzeug, Instrument ihres Herrn. Im Vertrauen auf ihn muß sie den "Exodus in die Wüste" wagen. Es gilt anzugehen gegen das Beharrungsvermögen in tradierten Lebensformen. Und es ist klar, daß gemeindliche Erneuerung nur mit dem Mut von Kleinarbeit beginnen kann.

Der Chefredakteur Boëtius machte den Teilnehmern deutlich, daß die Gemeinde nicht erst heute mit der Gottlosigkeit konfrontiert ist. "Unsere Vorstellung, daß die meisten Menschen im 16. Jahrhundert Christen waren, ist eine Illusion. Wahres christliches Glaubensleben ist immer nur von kleinen Gruppen verwirklicht worden". Boëtius zeigte auf, daß sich der moderne Mensch heute dessen bewußt geworden ist und Konsequenzen zieht. Das Christentum als Ideologie läßt er hinter sich.

Und nun ist es erschreckend, in welche tiefe Müdigkeit die Menschen geraten, auch und gerade die Menschen innerhalb der Kirchengemeinden. Zugleich sind viele verantwortliche Menschen in der Welt

Welt tätig. "Das meiste Gute, das in der Gesellschaft gewirkt wird, wird von Nichtchristen gewirkt". Es wurde von dem Referenten deutlich gemacht, daß der moderne Gesellschaftsapparat Sachkenntnis und Pflichttreue verlangt, dasselbe gilt von Industrie und Wissenschaft. Trotz eines großen Abfalls von der Kirche sei doch erstaunlich, wie die Hauptmasse der Jugend ordentlich heranwächst. Auch der moderne Mensch ist Gottes Ebenbild und hat in sich die Möglichkeit, das Gesetz zu erfüllen, d.h. das zu tun, was Liebe und Gerechtigkeit fordern. Dieses sollten die Christen in Begegnungen mit Nichtchristen deutlich machen.

Pastor Toivo Pale setzte sich im besonderen mit der Geschichte der Kirche Christi in seinem Volk auseinander. Er zeigte, wie auch dort die Arbeiterbewegung im vergangenen Jahrhundert als Herausforderung der bestehenden Kirche nicht gesehen wurde. "Die konservative Front war recht stark". Arbeiterbewegung und Kirche sind darum gar nicht erst zusammengekommen. Nach der Meinung des Referenten ist das Ende des 2. Weltkrieges als Anfang eines neuen Zeitabschnittes anzusehen. Ernstmalig beginnt in Finnland sich die Industrie zu entwickeln. 1960 lebte nur noch ein Drittel der Bevölkerung von der Arbeit der Landwirtschaft. Auch hier setzen sich Mechanisierung und Rationalisierung durch. Die alten Grenzen zwischen Stadt und Land verschwinden.

Die Kirche hat sich nun im Blick auf die neue Situation umzustellen. Eine Rückkehr zum Vergangenen kann es nicht geben. Wenn die Kirche den Menschen von heute Partner bleiben will, muß sie sich in das moderne Leben mit hineinbegeben. Sie kann nicht auf Autoritätsstellung bauen. Es sollte in ihr um den Versuch gehen, mit den Zeitgenossen solidarisch zu leben.

Pastor Schottstädt hatte sein Referat überschrieben: "Der Dienst des Christen in Gesellschaft und Gemeinde". Er wies darauf hin, daß das Gemeinde-Problem heute ein Laien-Problem ist. Die Laien rufen nach der Änderung gemeindlichen Lebens, und sie sind es, die in Gesellschaftsfragen Lösungen suchen. Das große Thema im Bereich der Gesellschaft ist Neuerung. Technik und Gesellschaft, in unserem Bereich Technik und Sozialismus gehören auf das engste zusammen, und die Gemeinde hat sich zu fragen, wie sie in der sozialistischen Wirklichkeit Gemeinde zu sein hat.

Es gilt den Versuch zu machen, als Zeuge Jesu Christi wirklich in der Welt zu leben, in der Christus uns immer voraus ist. Hierzu ist es aber notwendig, daß sich jeder Zeuge seinen politischen Standort klar macht. "Und nun ist es die Frage an alle Zeugen Christi: Haben wir nicht zu viel von Gott geredet und zu wenig von der Welt? Haben wir unsere Dienste nicht oft als Mittel zum Zweck verstanden, um den Menschen von Gott zu erzählen? Haben wir unsere Mitmenschen nicht oft als Objekte behandelt, die mit Kirchenmethoden einzufangen sind? Empfinden wir auch die Marxisten als Gottes Kinder?" Im folgenden versucht Schottstädt eine Neueinschätzung des Dienstes des Laien vorzunehmen, die nach seiner Meinung von selbst eine Neueinschätzung des Pfarrantes nach sich zieht. Zu solchem Leben in Solidarität muß parallel gehen ein bruderschaftliches Gemeindeleben. Wenn Menschen in der Welt Hingabe versuchen, brauchen sie in ganz neuer Weise die Liebe in der Gemeinschaft derer, die Christus ihren Herrn nennen.

Die Atmosphäre des Konvents war sehr brüderlich. Ein jeder versuchte, den anderen in seiner Weise zu verstehen und ihm Gesprächspartner zu bleiben. Allen Teilnehmern jedoch war klar,

dai

dass die unterschiedlichen Verhältnisse, in denen wir leben, nicht verwischt werden können. Wir haben uns den Fragen unserer Zeit wirklich zu stellen.

Der nächste Nordisch-Deutsche Konvent ist für Mai 1965 wiederum in der DDR geplant.

Bruno Schottstädt

e  
n  
o

**EVANGELISCHER  
NACHRICHTENDIENST  
OST**

REDAKTION: BERLIN C 2, BISCHOFSTRASSE 6-8 . TELEFON: 510426

XIII/15

14. April 1960

- |  |         |
|--|---------|
| 1) Ökumenische Studientagung der EKU                     | S. 2    |
| 2) Ein Beschuß der sächsischen Landessynode              | " 2     |
| 3) Lehrgang für Männer im pfarramtlichen Dienst          | " 2/3   |
| 4) Zur geistlichen Versorgung i.d.Kirchenprovinz Sachsen | 3       |
| 5) Abschluß der Berliner Helferrüste                     | S. 3/4  |
| 6) Anhaltische Synode tagte                              | " 4/5   |
| 7) Innerkirchliche Fragen auf der Synode in Dessau       | " 5/6   |
| 8) Kirchenleitung der VELKD tagte                        | " 6     |
| 9) Pastorenarbeitslager der Gossner-Mission              | " 7     |
| 10) Tagungen der Gossner-Mission                         | " 7/8   |
| 11) <u>Ökumenische Streiflichter</u>                     | " 8/9   |
| 12) <u>In wenigen Zeilen</u>                             | " 10/11 |
| 13) Morgenfeiern der Evangelischen Kirche                | " 11    |
| eno-Artikel: <u>Für zwei gute Groschen</u>               | " 12/14 |

===== Zum 250jährigen Bestehen der Cansteinschen  
Bibelanstalt

Von Pfarrer Johannes Adler

— — — — —

**1) Ökumenische Studientagung der EKU**

Namhafte ökumenische Gäste in Berlin erwartet

Unter dem Thema "Lehre und Einheit der Kirche" steht eine vom Rat der Evangelischen Kirche der Union veranstaltete und vom Ökumenischen Ausschuß der EKU vorbereitete ökumenische Studientagung, die vom 9. bis 11. Mai in Berlin stattfindet. Die Tagung sieht geschlossene Beratungen unter Teilnahme von Vertretern aus allen Gliedkirchen der DDR in der Weißenseer Adolf-Stoecker-Stiftung sowie einen öffentlichen ökumenischen Abend für die evangelischen Christen Berlins in der Marienkirche vor. Ihr Gepräge wird sie durch die Anwesenheit des Präsidenten des Internationalen Missionsrates, Bischof D. Lesslie Newbigin, und des Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Dr. W.A. Visser't Hooft, erhalten. Sie sprechen in der Marienkirche über "Die Sendung des Christen in der Welt von heute" und über "Die Einheit der Kirche in einer gespaltenen Welt". Weitere bekannte Tagungsteilnehmer werden u.a. Präses Professor D. Beckmann-Düsseldorf und Professor D. Wolf-Bossey sein. Geleitet wird die Tagung von Missionsdirektor Gerhard Brennecke.

Dieser Studientagung geht unmittelbar voraus eine ökumenische Tagung der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg, die sich vom 6. bis 8. Mai mit dem Thema der 1961 in Neu-Delhi stattfindenden Weltkirchenkonferenz "Jesus Christus - das Licht der Welt" beschäftigen wird. Außerdem sind ökumenische Berichte aus allen Teilen der Welt vorgesehen. Es wird erwartet, daß Generalsekretär Visser't Hooft bei den Schlußgesprächen dieser Tagung anwesend ist.

(eno)

**2) Elternhaus und christliche Erziehung**

Ein Beschuß der sächsischen Landessynode

Mit der Bitte, der christlichen Erziehung der Jugend besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und den Eltern darin durch Besuche und persönliche Gespräche beizustehen, hat sich die sächsische Landessynode an die Kirchenvorstände der Gemeinden gewandt. "Helft den Eltern mit Rat und Tat, daß sie den Verpflichtungen ihres Amtes nachkommen können" heißt es in dem Beschuß der Synode. "Ermahnt sie, daß sie ihre Kinder zur christlichen Unterweisung und zum Besuch des Gottesdienstes anhalten. Holt sie hinein in das Leben der Gemeinde, daß sie dort die Kraft des Gebets, des Wortes Gottes und der christlichen Gemeinde erfahren und tüchtig werden zu Zeugnis und Bewährung des Glaubens im Alltag."

(eno)

**3) Lehrgang für Männer im pfarramtlichen Dienst**

Mit 54 Männern, die, seitdem die sächsische Landessynode 1950 das Kirchengesetz über Berufung zu pfarramtlichem Dienst und öffentlicher Wortverkündigung verabschiedet hat, aus dem Laienstand in den pfarramtlichen Dienst gekommen sind, wurden bisher gute Erfahrungen gemacht. Die Vielfalt der Aufgaben im pfarramtlichen

Dienst

XIII/15 v. 14.4.60 - 3 -

Dienst erforderlich jedoch eine noch breiter angelegte theologische Fortbildung. Zu diesem Zweck findet gegenwärtig in Moritzburg ein dreimonatiger Lehrgang unter Leitung von Rektor Lic. Appel statt, an dem elf Männer, die bereits im pfarramtlichen Dienst tätig sind, teilnehmen.

(eno)

#### 4) Dienst am Wort durch Laienkräfte

##### Probleme der geistlichen Versorgung in der Kirchenprovinz Sachsen

Auf verschiedene Weise wurde in der Kirchenprovinz Sachsen in den letzten Jahren nicht ohne Erfolg versucht, die geistliche Versorgung der Gemeinden trotz der Tatsache, daß von rund 1800 Pfarrstellen über ein Drittel unbesetzt ist, sicherzustellen. So hat die Kirchenleitung auf Grund eines Kirchengesetzes bisher 34 Männern und zwei Frauen – 17 Katecheten, 11 Diakonen, einem Gemeinschaftsprediger, einem Schiffermissionar und sechs Laien aus weltlichen Berufen – das Recht der freien Wortverkündigung erteilt. Gegenwärtig werden Überlegungen angestellt, unter welchen Umständen diesen Dienern am Wort auch das Recht zum Spendendienst der Sakramente verliehen werden kann.

Ferner halten im Gebiet der Kirchenprovinz regelmäßig 450 Lektoren, ebenfalls ehrenamtlich, Lesegottesdienste. Sie werden über das Evangelische Konsistorium Magdeburg jede Woche mit Lesepredigten versorgt, an denen ein Kreis von etwa 70 besonders bewährten Pfarrern mitarbeitet.

Zum größten Teil in Pfarrämtern tätig sind die 118 Prediger – zehn mehr als im Vorjahr –, die gegenwärtig fest angestellt im Dienst der Provinzialkirche stehen. Darüber hinaus arbeiten in der Kirchenprovinz 46 Helfer im Predigtamt, darunter sechs Frauen. Für sie wird, wie aus einem Bericht der Kirchenleitung an die Provinzialsynode hervorgeht, eine kirchengesetzliche Regelung ihrer Tätigkeit und ihrer Altersversorgung angestrebt, nachdem der Status der Prediger durch das von der Kirchenprovinz gebilligte Predigergesetz der EKU bereits geregelt worden ist.

(eno)

#### 5) Abschluß der Berliner Helferrüste

Die diesjährige Helferrüste für die Kirchenkreise im Berliner Sprengel II wurde Anfang April mit einem Abschlußrüsttag beendet. Die etwa 80 Teilnehmer der beiden Kurse nahmen an dem Gottesdienst in der Weißenseer Pfarrkirche teil und blieben dann bis zum Abend im "Haus der Kirche" beisammen. Dabei wurde von den Dozenten noch einmal ein Überblick über die vier in den beiden Parallelkursen dieses Winterhalbjahres behandelten Themen gegeben. Es referierten Generalsuperintendent Führ ("Wer war und wer ist Jesus von Nazareth?"), Pfarrer Kubath ("Ein Gang durch die Kirchengeschichte"), Superintendent Zachau ("Aus der Geschichte des christlichen Gottesdienstes") und Pfarrer Knecht ("Glaubensbekenntnis, III. Teil").

Nach einer anregenden und kritischen Aussprache über verschiedene Wünsche der Teilnehmer schloß die Helferrüste ab mit einem

Vortrag

XIII/15 v. 14.4.60 - 4 -

Vortrag von Pfarrer Schäfer (Berlin-Karlshorst); er zeigte verschiedene Wege zur Praktizierung rechter Haushalterschaft, die nun von den Helfern in ihren einzelnen Gemeinden im Laufe der nächsten Monate angeregt und gegangen werden sollen.

(eno)

## 6) Anhaltische Synode tagte

**Entschließungen der Synode/Bericht des Kirchenpräsidenten**

Zu Fragen, die den Christen im Blick auf das öffentliche Leben bewegen, nahm die Synode der anhaltischen Landeskirche in einer an den Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf gerichteten Entschließung Stellung, die wie folgt lautet: "Die Synode der Evangelischen Landeskirche Anhalts grüßt von ihrer Frühjahrstagung den Ökumenischen Rat der Kirchen in herzlicher Fürbitte für seinen Dienst an der zerrissenen Menschheit und bittet ihn, vor allem bei den großen Konferenzen, die jetzt in Genf und im Mai in Paris der Abrüstung und Entspannung dienen, sein heilendes Wort inmitten der schwierigen Lage der Welt in Offenheit und Liebe zu sagen, damit der Geist der Versöhnung zwischen den Völkern und Staaten dieser Welt wachse." Diese Entschließung soll den Gemeinden zur Kenntnis gebracht und ihr Inhalt der Fürbitte empfohlen werden.

Auf ihrer Tagung, die vom 5. bis 7. April in Dessau stattfand, verabschiedete die Synode vier weitere Entschließungen. Zwei davon befassen sich mit speziellen innerkirchlichen Angelegenheiten und bezeugen Dank und Fürbitte für den katechetischen Dienst und Katechetenstand, bzw. drücken den Wunsch nach einer Überprüfung der Besoldungssätze aller kirchlichen Amtsträger, vor allem der niedrig Eingestuften, aus. Eine andere Entschließung bittet die Landeskirche, Pfarrer und Gemeindekirchenräte näher mit der "Aktion Sühnezeichen" bekannt zu machen. In einer weiteren Entschließung bekundet die Synode, nach Anhören der Berichte des Landeskirchenrates, ihre Zustimmung zu dem Weg, den dieser gegangen ist.

Kirchenpräsident D. Schröter erstattete der Synode zu Beginn einen ausführlichen Bericht, den er unter die Leitgedanken stellte, daß es, "auch in der Deutschen Demokratischen Republik, ein herrlicher Dienst ist, das Evangelium zu verkündigen", und daß die Menschheit heute vor allem den Gedanken der Versöhnung nötig habe. Unter diesen Gesichtspunkten erinnerte er an die ökumenische Diakonie und die Sammlung "Brot für die Welt" sowie an die "Aktion Sühnezeichen". Er wies auf die Gefahren rassistischer Überheblichkeit gegenüber dem jüdischen Volk und den Afrikanern hin und wandte sich nachdrücklich gegen die antisemitischen Vorfälle, die sich Anfang des Jahres ereigneten, sowie gegen die gegenwärtigen Vorgänge in Südafrika. Auch was dort geschehe, könne die Christen nur zu einer radikalen Abkehr von jeglichem Rassenwahn führen, betonte D. Schröter, der die Gemeinden zur Fürbitte für die schwarzen Brüder ermahnte.

Der

Der Kirchenpräsident ging auf die Genfer Konferenzen über Ab-  
rüstung und über das Verbot der Versuche mit Atomwaffen ein und  
sagte, die Kirche und ihre Glieder könnten nur mit ganzem Hen-  
zen hinter solchen Bemühungen stehen. Er hob die Notwendigkeit  
hervor, den Krieg überhaupt zu verurteilen, und äußerte die  
Hoffnung, daß die kommende Gipfelkonferenz einen entscheidenden  
Schritt auf das Ziel hin tun möge, die Völker zu einem friedli-  
chen Miteinander zu führen.

Kirchenpräsident D. Schröter berührte dann die Gespräche und  
Kontaktaufnahmen mit Vertretern des Staates, wobei die Kirche  
den Staat als den Träger eines Mandates Gottes sehe. Dazu sagte  
er u.a.: "Es geht uns also zuletzt darum, daß Staat und Kirche  
auf oberster und vor allem auch auf unterster Ebene einander mit  
der Achtung begegnen, die nicht im Persönlichen und in der mensch-  
lichen Kontaktgewinnung, sondern von der Sache her in dem jewei-  
ligen Auftrag begründet ist, den nach christlicher Überzeugung  
Staat und Kirche von Gott erhalten haben, d.h. ganz konkret ge-  
sprochen: wir nehmen den Staat und seine Vertreter von Römer 13  
her ernst und wir erwarten ebenfalls von Römer 13 und anderen  
Stellen der Schrift her, daß die Kirche mit ihrem Auftrag inner-  
halb des Bereichs des Staates, der von einer sich weithin zum  
Atheismus bekennenden Weltanschauung bestimmt wird, ernst ge-  
nommen wird und Raum und Freiheit zur Ausrichtung ihres Amtes  
der Versöhnung erhält und behält." In diesem Zusammenhang nann-  
te der Kirchenpräsident Fragen der Kirche zu den Komplexen der  
neuen Schulgesetzgebung sowie der Sozialisierung der Landwirt-  
schaft. "Es wird uns vom Worte Gottes her verwehrt, gesell-  
schaftspolitische Maßnahmen mit der Bibel in der Hand, als Aus-  
druck göttlichen Willens, zu deuten und zu rechtfertigen. Die  
Bibel gibt uns kein Rezept in die Hand, wie die gesellschaftli-  
chen Verhältnisse in der modernen Welt, wie die Probleme der  
Produktion und des Konsums in rechter Weise zu lösen sind. ...  
Uns Christen geht es darum, daß in der Art und Weise, in der  
man Menschen in andere Lebens- und Besitz- und Arbeitsverhält-  
nisse hineinführt, so verfahren wird, daß der Geist der Mensch-  
lichkeit, der Geist der Versöhnung, der Geist des Miteinander-  
tragens sich durchsetzt." Abschließend betonte D. Schröter die  
Kraft des Gottesdienstes, der im Leben der Gemeinden entschei-  
dende Bedeutung habe.

(eno)

## 7) Geordnete Christenlehre

### Innerkirchliche Fragen auf der anhaltischen Synode

Über den Stand der Christenlehre und die Frage der Konfirmation  
im Bereich der Evangelischen Landeskirche Anhalts wurden der  
Landessynode auf ihrer Frühjahrstagung vom 5. bis 7. April in  
Dessau ausführliche Berichte erstattet. Aus dem Bericht über  
die Christenlehre ging hervor, daß in der fünf Kirchenkreise  
mit 218 Gemeinden und Filialgemeinden umfassenden Landeskirche

ZUR

XIII/15 v. 14.4.60 - 6 -

zur Zeit 101 Katecheten arbeiten, von denen 25 hauptamtlich tätig sind. Sie unterrichten rund 9300 Kinder, so daß die Christenlehre trotz mancher Schwierigkeiten durchaus als ein geordneter und den Gemeinden vertrauter Dienst zu bezeichnen sei.

Die Synode beschloß ein Kirchengesetz über das Amt des Predigers, durch das die Besoldung der Prediger erhöht werden und die Erklärung besonderer Pfarrstellen als Pfarrstellen für Prediger unterbindet. Die Amtsbezeichnung "Prediger" wird beibehalten. Der erweiterte Verfassungsausschuß der Synode wurde beauftragt, die Frage eines möglichen Anschlusses der anhaltischen Landeskirche an die Evangelische Kirche der Union weiter zu klären. Als anhaltischer Vertreter in der neuen Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde Pfarrer Zürch-Stassfurt gewählt.

(eno)

8) Kirchenleitung der VELKD tagte

Nächste Lutherische Generalsynode erst 1961

Die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hielt am 5. April in Berlin unter dem Vorsitz des stellvertretenden leitenden Bischofs, D.Dr. Beste-Schwerin, ihre turnusmäßige Sitzung. Sie befaßte sich, wie aus einem Kommuniqué hervorgeht, mit dem Ergebnis der Synode der EKD und mit der kirchlichen Gesamtsituation in Deutschland, wobei auch Fragen erörtert wurden, die die Kirche im Zusammenhang mit der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR berührten. In dem Kommuniqué wird zum Ausdruck gebracht, daß der Kirche, ganz unabhängig von der Beurteilung wirtschaftspolitischer Programme, aus der neuen menschlichen und seelischen Situation, die für die Bauern entstanden sei, eine besondere seelsorgerliche Aufgabe erwachse.

Die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat endgültig von einer Einberufung der Generalsynode im Jahre 1960 abgesehen. Die in den vergangenen Jahren entwickelte Arbeitspraxis der großen Synoden habe einen solchen Überhang an unbewältigten kirchlichen Aufgaben hinterlassen, daß eine Synodaltagung in diesem Jahr nicht gerechtfertigt erscheine. Die nächste Lutherische Generalsynode soll vom 9. bis 15. April 1961 in Berlin stattfinden.

Größeren Raum nahmen auf der Berliner Sitzung der Kirchenleitung der Vereinigten Lutherischen Kirche Fragen der Vorbereitung der Vollversammlung des Weltrates der Kirchen ("Weltkirchenkonferenz") in Neu Delhi 1961 ein. Die Kirchenleitung befaßte sich dabei mit einer Reihe von Arbeiten des ökumenischen Ausschusses der Vereinigten Lutherischen Kirche und billigte dessen Stellungnahmen zur künftigen Struktur des Genfer Sekretariats des Weltrates sowie zur theologischen Vorarbeit für die kommende Weltkirchenkonferenz.

(eno)

9) Wieder Pastorenarbeitslager der Gossner-Mission

Zwei Pastorenarbeitslager führt die Gossner-Mission in der DDR in diesem Jahr vom 4. bis 25. Juli 1960 durch. In Bollersdorf bei Bad Buckow/Märkische Schweiz soll beim Bau eines Gemeinde- raumes geholfen werden, für dessen Errichtung die kleine, nur etwa 250 Glieder zählende evangelische Gemeinde die Genehmigung erhalten hat. Außerdem besteht die Möglichkeit, bei der Land- arbeit in dem vollgenossenschaftlichen Dorf zu helfen, mit den Gemeindegliedern auf Gemeindeabenden Fragen des Christseins in der Gegenwart zu erörtern und die Sonntagsgottesdienste im Dorf zu halten. In Bülstringen, Bezirk Magdeburg, ebenfalls einer Landgemeinde, soll das Pastorenarbeitslager am Bau einer Wasserleitung im Rahmen des Nationalen Aufbau-Werkes mitarbeiten und der Kirchengemeinde darüber hinaus durch Besuchsdienst, sowie gemeinsame Vorbereitung und Durchführung der Gottesdienste dienen.

Die in den beiden letzten Jahren von der Gossner-Mission veranstalteten Pastorenarbeitslager haben die Notwendigkeit und die Fruchtbarkeit täglicher Arbeits- und Lebensgemeinschaft gerade unter Pastoren bestätigt. Trotz körperlicher Arbeit ermöglichen die Lagergemeinschaften auch weiterführendes theologisches Arbeiten und wirksame Dienste in den gastgebenden Kirchengemeinden. Von den Arbeitslagern sind durch die Teilnehmer auch mancherlei Anregungen und Impulse in die Pfarrämter und Heimatge- meinden gelangt.

(eno)

10) Tagungen der Gossner-Mission

"Das Verhältnis von Amt und Gemeinde innerhalb einer mündigen Gemeinde" und "Die Christengemeinde in der Begegnung mit Atheisten" waren die beiden Themenkreise, welche die 80 Teilnehmer der diesjährigen Ost-West-Tagung der Gossner-Mission in der DDR im März in Berlin beschäftigten. Zum ersten Thema gaben Pastor Brunntte-Soltau und Pastor Wittekindt-Wuppertal-Elberfeld die Einführung. Das zweite Thema leitete Generalsuperintendent D. Jacob-Cottbus mit einem Referat ein. Die in ausführlichen Gruppen gesprächen erarbeiteten Thesen werden allen Tagungsteilnehmern zur Auswertung und Weiterarbeit zugeleitet. In Gruppen besuchten die Tagungsteilnehmer Theater in beiden Teilen Berlins und sahen u.a. im Haus des Berliner Ensembles "Winterschlacht" von Becher und in der Vaganter-Bühne "Kreuze am Horizont". Gesellige Abende in vier Hauskreisen in den Wohnungen von Mitarbeitern gaben Gelegenheit, in persönlichen Gesprächen die Tagungsdiskussionen fortzusetzen. Mit einer gemeinsamen Abendmahlfeier, in der ein reformierter Pfarrer eine Auslegung von 1.Korinther 12 las, ein lutherischer Pfarrer die Einsetzungsworte sprach und eine Gemeindehelferin die Gebete sprach, wurde die Tagung beendet. Ihr schloß sich eine Zusammenkunft von 32 Studenten und Diakonen an, die seit 1955 einmal als Praktikanten der Wohnwagenaktion der Gossnermission tätig waren. Auch hier stand die Frage im Mittelpunkt: "Wie helfen wir dazu, daß

wir

XIII/15 v. 14.4.60

- 8 -

wir mündige Gemeinde werden?". Möglichkeiten des Gruppendiffusions im Pfarramt und in Betrieben sowie die Zurüstung von Laien im missionarischen Dienst wurden erörtert.

(eno)

## 11) Ökumenische Streiflichter

---

### Lutherischer Weltbund

Die Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes wurden vom Exekutivausschuß des Bundes aufgefordert, bei der Auswahl ihrer Delegierten für die nächste LWB-Vollversammlung (1963) für eine angemessene Vertretung von Frauen und Jugendlichen zu sorgen. Auch in allen Kommissionen des Weltbundes, "in denen es sachlich gerechtfertigt ist", sollen künftig Frauen vertreten sein, lautet eine weitere Empfehlung des Exekutivkomitees. Der Weltrat hat sieben Kommissionen: für Theologie, Weltdienst, Weltmission, Erziehung, Innere Mission, Internationale Angelegenheiten und Haushalterschaft. Bisher gehört nur der Kommission für Haushalterschaft eine Frau an.

(eno)

### Deutsch-Französischer Bruderrat

Der Deutsch-Französische Bruderrat hält seine diesjährige Tagung im erweiterten Rahmen vom 12. bis 16. Mai in Sète/Hérault (Südfrankreich). Die Begegnung steht unter dem Hauptthema "Der Ruf zur Gemeinde"; dazu werden von deutscher und französischer Seite Referate gehalten. Deutsche Sprecher sind Kirchenpräsident D. Niemöller und D. Klaus von Bismarck. Im Verlauf der Tagung werden auch deutsche Teilnehmer in Gottesdiensten französischer Gemeinden predigen und auf Gemeindeabenden sprechen. Mit der Tagung ist ein deutsch-französisches Frauentreffen verbunden. Den Abschluß bildet ein Besuch von Gedenkstätten der Hugenotten.

(eno)

### Dänemark

Die Søren-Kierkegaard Gesellschaft in Kopenhagen will das Haus der Nørregade ankaufen, in dem der Denker mehrere Jahre seines Lebens gewohnt hat. Hier sollen auch wertvolle Erinnerungsstücke untergebracht werden. Außerdem ist geplant, zwei Stipendiaten in dem Haus zeitweilig unterzubringen.

(eno)

### Südafrika

Der anglikanische Bischof von Johannesburg, Reeves, befindet sich zur Zeit im britischen Protektorat Swaziland. Er hat die Südafrikanische Union verlassen, weil er seine Verhaftung befürchtete. Der Bischof hatte in den letzten Wochen sehr scharf gegen die Rassentrennungspolitik der südafrikanischen Regierung Stellung genommen und vor allem das Verhalten der Polizei bei den Unruhen in Sharpeville, bei denen 71 Bantus ums Leben kamen, verurteilt. Im südafrikanischen Parlament war ihm vorgeworfen worden, er habe zu dem beratenden Ausschuß gehört, der angeblich "hinter den Unruhen" stehe. Bischof Dr. Reeves will Ende April seinen Urlaub in Großbritannien antreten. Er hat erklärt, er werde erst dann nach Südafrika zurückkehren, wenn die Regierung die Versicherung abgebe, daß er seine Arbeit ungestört fortsetzen könne.

(eno)

XIII/15 v. 14.4.60

- 9 -

Brasilien

Bei einer Gesamteinwohnerzahl von 60 Millionen gibt es in Brasilien 2.697.000 evangelische Christen. Die Gemeinden der Pfingstbewegung stehen mit etwa einer Million Anhängern an der Spitze. An zweiter Stelle folgt die "Evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien" mit 202 Pfarrern und 558.000 Gliedern, unter denen die deutschstämmigen Siedler überwiegen. 106.000 Lutheraner rechnen sich zur Missouri-Synode. Die Reformierten haben etwas über 200.000 Gemeindeglieder und die Baptisten 155.000. Die insgesamt 6.036 evangelischen Gemeinden verschiedener Richtung werden von 2.627 ordinierten Geistlichen betreut, hinzu kommen 368 ordinierte Missionare sowie 1.622 Evangelisten und Laienmissionare. Die Zahl der Seminaristen, die sich auf das geistliche Amt vorbereiten, beträgt 241.

(eno)

Indonesien

Zu einer eigenen Fabrik-Gemeinde haben sich in Medan auf Sumatra siebzig Prozent der Belegschaftsmitglieder eines Textilbetriebes, die der evangelischen Batakkirche angehören, zusammengeschlossen. Die Werksleitung hat für die neue Fabrik-Gemeinde einen eigenen Pfarrer berufen.

(eno)

Indien

Das indische Parlament hat sich gegen die gesetzliche Regelung des Übertritts vom Hinduismus zu anderen Religionen entschieden, die ein Parlamentsmitglied in Form eines Gesetzentwurfes beantragt hatte. Der Nationale Christenrat von Indien hatte den Entwurf als Diskriminierung und Verletzung der UNO-Erklärung der Menschenrechte sowie der indischen Verfassung abgelehnt. Im Laufe der Parlamentsdebatte verwarf auch der indische Innenminister Datar den Vorschlag als verfassungswidrig.

(eno)

Jordanien

Dr. Ralph Baney, baptistischer Geistlicher und Leiter der amerikanischen Expedition, die in Jordanien auf dem Grund des Toten Meeres nach Spuren der biblischen Städte Sodom und Gomorra sucht, erklärt in seinem ersten Bericht an den Direktor für Altertümer in Amman, daß die Taucher verheißungsvolle Anzeichen für das Vorhandensein der beiden alten Städte unter dem Wasser gefunden hätten. Man habe festgestellt, daß auf dem Meeresboden allen Anschein nach eine alte Straße vom Ufer zu einer kleinen, jetzt vom Wasser überfluteten Insel führt. Ein anderes Beweisstück, so heißt es in dem Bericht, sei die Entdeckung von neun Hügeln verschiedener Größe. Der kleinste habe die Gestalt eines alten Grabhügels und der größte mache den Eindruck, als sei er eine alte Stadt.

(eno)

XIII/15 v. 14.4.60 - 10 -

12) In wenigen Zeilen

Um die ökumenische Arbeit zu fördern, beschloß die sächsische Landessynode die Einrichtung einer Stipendiatenstelle der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen für die Ausbildung eines Angehörigen der Jungen Kirchen oder der lutherischen Minoritätskirchen an den Ausbildungsstätten im Raume der sächsischen Landeskirche.

(eno)

Fünf ökumenische Arbeitskreise bestehen unter der Pfarrerschaft der sächsischen Landeskirche. Das Landeskirchenamt hat eine Gruppe von Pfarrern beauftragt, den Problemen nachzugehen, die aus dem Zusammenleben mit der römisch-katholischen Kirche erwachsen. In Bildung begriffen ist ein Studienkreis über Fragen um die orthodoxen Kirchen. Den Gemeinden werden durch Vorträge, Lichtbildabende und Veröffentlichungen in den kirchlichen Blättern Einblicke in die ökumenische Arbeit vermittelt.

(eno)

Auf ihr 60jähriges Bestehen blickte Anfang April die Landeskirchliche Gemeinschaft Dresden zurück. In einer Feierstunde im überfüllten Gemeindesaal der Christuskirche in Dresden-Strehlen hielt Landesinspektor Mütze (Karl-Marx-Stadt), einer der führenden Männer der deutschen Gemeinschaftsbewegung, die Festansprache.

(eno)

Die Aktion "Sühnezeichen", die der internationalen Versöhnung durch freiwillige Aufbauarbeit dient, hat nach Rückkehr ihrer Norwegengruppe Anfang April in Berlin eine neue Gruppe verabschiedet, die für ein Jahr nach Griechenland geht, um sich am Aufbau der mehrfach kriegszerstörten kleinen Stadt Servia an der Straße von Saloniki nach Athen zu beteiligen. Vorgesehen sind die Erweiterung der Trinkwasserversorgung, der Bau einer Rudeanlage, die Ausbildung von Facharbeitern für verschiedene Handwerksbetriebe, die Schaffung einer fahrbaren Gesundheitsambulanz und die Einrichtung einer Versuchsgärtnerei.

(eno)

Pastor Erich Viering, der Schriftleiter der Missionszeitschrift "Das Wort in der Welt" und theologischer Referent im Deutschen Evangelischen Missionsrat, geht im Auftrag der Norddeutschen Mission im kommenden Herbst nach Togo. Er wird auf Wunsch der Evangelischen Kirche in der Republik Togo nach einer mehrmonatigen sprachlichen Zurüstung zunächst im Ost-Mono-Gebiet Pioniermission treiben. Später soll er sich besonders der Literatur und des Schrifttums der Ewe-Kirche annehmen. Damit wird nach rund 40 Jahren erstmalig wieder ein Bremer Missionar in Togo mitarbeiten.

(eno)

XIII/15 v. 14.4.60 - 11 -

In den beiden letzten Jahren haben im Bereich der westfälischen Kirche bereits 280 Mädchen und 70 junge Männer als freiwillige Helferinnen und Helfer im Diakonischen Jahr mitgewirkt oder sich dazu angemeldet. Aus ganz Westfalen und darüber hinaus nehmen 31 Mädchen gegenwärtig in der evangelischen Jugendbildungsstätte Haus Husen an einem Einführungslehrgang für das Diakonische Jahr teil. Da in diesem Frühjahr die Zahl der Anmeldungen besonders hoch war, findet vom 19. April an außerplanmäßig ein weiterer Einführungskursus statt, zu dem sich jetzt schon weitere 21 Mädchen angesagt haben.

(eno)

Zu einem "Evangelischen Konfirmandenverein 1960" haben sich 23 Würzburger Konfirmanden der St. Johannisgemeinde zusammenge schlossen. Sie wurden dazu durch ihren Pfarrer angeregt, der als Ehrenvorsitzender fungiert. Es soll auf diese Weise verhindert werden, daß die jungen Menschen nach ihrer Konfirmation jeden Kontakt miteinander verlieren.

(eno)

Eine hohe Opfergabe für den kirchlichen Wiederaufbau in Dessau gab die Zwickauer Katharinenkirchengemeinde dem anhaltischen Kirchenpräsidenten D. Schröter mit, der am 3. April in der erneuerten Katharinenkirche zu Zwickau den Gottesdienst hielt und in einem stark besuchten Abendvortrag über das Thema "Unser Glaube - Tradition und Gegenwart" sprach. In einem Gespräch mit einem kleinen Kreis Zwickauer Pfarrer und Gemeindeglieder erörterte der Kirchenpräsident anlässlich seines Besuches in Zwickau ferner in brüderlicher Offenheit innerkirchliche und gemeindliche Fragen.

(eno)

15) Morgenfeiern der Evangelischen Kirche

---

Radio DDR 7.30 Uhr

Sonntag, den 17. April  
(erster Osterfeiertag): Generalsuperintendent D. Braun-Potsdam,  
Sonntag, den 24. April: Pfarrer Dr. Wagner-Leipzig,  
Sonntag, den 15. Mai: Landessuperintendent Bosinski-Neustrelitz,

Am 15. und 18. April finden Gottesdienste der Katholischen Kirche statt, am 1. und 8. Mai fallen die Gottesdienste wegen der staatlichen Feiertage aus.

(eno)

XIII/15 v. 14.4.60

- 11 -

## Für zwei gute Groschen

In diesem Jahre wird sich zum 250. Male der Tag jähren, an dem die älteste Bibelanstalt der Welt, die von Cansteinsche Bibelanstalt, begründet wurde. Mehr als zwei Jahrhunderte lang hat diese bedeutende Schöpfung des Freiherrn von Canstein ihren segensreichen Dienst in Halle, in unmittelbarer Verbindung mit den Franckeschen Stiftungen getan. Als diese in den dreißiger Jahren vom nationalsozialistischen Staat enteignet wurden, vereinigte man die von Cansteinsche Bibelanstalt mit der damaligen Preußischen Hauptbibelgesellschaft zu Berlin. Nach dem Zusammenbruch des Jahres 1945 wurde die von Cansteinsche Bibelanstalt nach Witten/Ruhr verlegt, in die westfälische Heimat des Geschlechts von Canstein. Anlässlich ihres 250jährigen Bestehens veranstaltet die von Cansteinsche Bibelanstalt in Verbindung mit der westfälischen Kirchenleitung am 22. und 23. Mai in Bielefeld eine Jubiläumsfeier, zu der u.a. namhafte Vertreter des Weltbundes der Bibelgesellschaften aus England, Holland, Nordamerika, Brasilien, Australien, Indien, Indonesien und Japan erwartet werden.

Die folgenden Zeilen wollen einen Unbekannten ein wenig bekannt machen und die Aufmerksamkeit auf einen Mann lenken, der als "Stiller im Lande" ein großes, gesegnetes Werk begann.

Carl Hildebrand von Canstein, 1667 in Lindenberge (Mark Brandenburg) geboren, wuchs in einer Umgebung auf, die, menschlich gesprochen, günstige Voraussetzungen für seine späteren Aufgaben bot. Über seinen Vater wird uns in dessen Leichenpredigt berichtet: "... hatte in allen Dingen Gott vor Augen und diente ihm ohne Heuchelei, Was er vornahm, das geschah nach vorhergegangenem Gebet, welches er aus einem wahren Eyfer auf seinen Knieen vor dem Höchsten ausschüttete, und bey seinen wichtigsten Geschäftten nie einen Tag vorbey gehen ließ, daß er nicht zu dreyen mahlen seine Betsstunden auf den Knen andächtig gehalten. Das göttliche Wort und das Nachtmahl (das Heilige Abendmahl) gebrauchte er samt seinem Hause zum öfteren, und mit sonderlicher Andacht." Geistliche Gespräche und Lektüre geistlicher Schriften gehörten zu seiner Gewohnheit. Seine letzten Worte auf dem Sterbelager an den erst dreizehnjährigen Sohn vervollständigen das Bild; offenbart doch die Stunde des Todes letzte Wahrheiten seines Lebens: "... warte auf die Güte des Herrn, deines Gottes."

Solches im Glauben gewisses Sterben mag nicht ohne Eindruck auf den Sohn geblieben sein, dessen Erziehung von der Mutter in der gleichen Art fortgeführt wurde. 1683 begann Carl Hildebrand sein Rechtsstudium, zusammen mit dem jüngeren Bruder, auf der Universität Frankfurt/Oder. Dann schloß sich eine zweijährige Kavaliersreise durch verschiedene europäische Länder an, wie sie damals für junge Menschen dieser Kreise üblich war und zur Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntnisse diente. 1689 ging er, nach dem Tode des Großen Kurfürsten, in den Hofdienst nach Berlin und von da, weil er sich bald in dieser Luft nicht wohl fühlte, zu einer brandenburgischen Feldeinheit nach Brabant.

Der

XIII/15 v. 14.4.60

- 15 -

Der Tod seiner Mutter 1691 bringt eine erste Berührung mit Philipp Jakob Spener, der in Berlin im Predigtamt stand, ein Hauptvertreter der damals seltenen bibelgläubigen Theologen. Aber die große Entscheidung fällt bei anderer Gelegenheit. Die rote Ruhr wütet unter den Soldaten in Brabant. Auch Canstein wird davon ergriffen und liegt sterbenskrank in Brüssel. In der Todesangst leistet er in Gegenwart seines Dieners ein Gelübde, daß "wenn Gott ihn von dieser Krankheit errettet, so wolle er Ihm sein Lebenlang dienen". Er übersteht alle Strapazen und findet Genesung, die ihn sein Gelöbnis nicht vergessen läßt. Er ändert sein bisheriges Leben grundsätzlich, bleibt weder Jurist noch Hofmann, noch Soldat, sondern setzt seine Gaben und das vom Vater ihm zugefallene beträchtliche Vermögen für die Sache des Reiches Gottes ein. Die Predigten Speners auf der Kanzel der Nicolaikirche zu Berlin, in denen ihm Gottes Wort nicht nur lauter und rein, sondern auch erwecklich verkündet wird, dessen Schriften, die Canstein eifrig liest, und nicht zuletzt der persönliche Umgang mit diesem Mann formen den jungen, stattlichen, in der Welt erfahrenen Baron für seinen vierten, wichtigsten Beruf: ein Mann zu werden, der die Heilige Schrift in alle Hände, auch in die der Ärmsten gelangen lassen will. Damit bringt er zur Ausführung, was äußerlich gesehen auch schon Luthers Bestreben war, damals jedoch an den technischen Voraussetzungen scheiterte.

Mit den Kreisen der Hallischen Pietisten steht Canstein in lebhafter Verbindung, was wohl einen Niederschlag in einer Eintragung seiner Bibel und seines griechischen Neuen Testamentes findet: "Die Heilige Schrift ist mein Einziges Heyl und alleiniges Vergnügen, in deren Erforschung ich mich ständig beschäftigte, und auch darin sterben will."

Den stärksten Ausdruck findet sein Anliegen in einer besonderen Schrift, die Canstein 1710 in Berlin herausgibt. Der Titel gibt das Thema für seine künftige große Arbeit an: "Ohnmaßgebender Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur erbauung um einen geringen preis in die hände zu bringen sey." Seine Ausführungen sind nicht nur grundsätzlicher Art, er macht praktische Vorschläge für ein billigeres Druckverfahren, bittet um Spenden und Kollektien. Der Kostenanschlag läßt finanzielle Schwierigkeiten großen Ausmaßes erkennen, eine Druckschrift wird ausgesucht und angefertigt. Die Druckerei des Waisenhauses in Halle erweist sich als nicht leistungsfähig genug; die Offizin Stephan Orban wird mit der Herstellung des Satzes und Druckes beauftragt. Langsam geht alles vorwärts, auch die Finanzierung.

Eine sehr wichtige Frage harrt noch der Lösung: Welcher Text soll genommen werden? Bis dahin hatten sich im wesentlichen Buchdrucker und Buchhändler mit der Herausgabe der Bibel beschäftigt. Man hielt sich zwar an die Luthersche Übersetzung, veränderte jedoch nach eigenem Gutdünken, wo der Herausgeber es für nötig hielt. Einen kirchennamlich festgelegten Text gab es nicht. Canstein bemüht sich nun mit Unterstützung theologischer Freunde um eine möglichst korrekte Wiedergabe der Bibelübersetzung Luthers. Andere Übersetzungen, die das Verständnis erleichtern oder auch auf besseren Ausgaben des Urtextes beruhen, werden in kleiner Schrift angeführt. So hat Canstein der Revisionsarbeit der späteren Bibelgesellschaften den Weg gewiesen.

Ostern

Ostern 1712 erscheint als erste Frucht aller Anstrengungen das Neue Testament in Duodez-Ausgabe, einem heute nicht mehr gebräuchlichen Format. Canstein kann sein Wort halten, Spenden und Kollektiven ermöglichen den niedrigen Preis: zwei Groschen (ein "guter Groschen" heute etwa 1 DM) gibt man im Halleschen Waisenhaus, das die Auslieferung vornimmt, für dieses Neue Testament – eine überall aufsehenerregende Tatsache, die selbst im Lager der Gegner, der "Orthodoxen", anerkannt werden muß. Im folgenden Jahr erlebt dieses Neue Testament zwei weitere Auflagen, noch im Umfang durch den Psalter und die Festperikopen des Alten Testaments vermehrt. Wenn auch die erste Ausgabe der Vollbibel (mit deutschen Titeln der einzelnen Bücher) 1713 nicht wie geplant sechs, sondern zehn gute Groschen kostet, so wird dieses von Canstein ersehnte Ziel 1715 mit seiner Handbibel für den Schulgebrauch im kleineren Druck, der naturgemäß weniger Papier erfordert, erreicht. Bis zu seinem Tode erlebt Canstein 28 Auflagen des Neuen Testamentes und acht Auflagen der Vollbibel, übrigens drucktechnisch so geordnet, daß bei jeder Ausgabe jeder Bibelvers auf der gleichen Seite, an der gleichen Stelle steht. Das sind in Exemplaren ausgedrückt etwa 100.000 Neue Testamente und 40.000 Bibeln. Diese verlegerische Arbeit läßt ganz organisch eine besondere Bibelanstalt entstehen, die von vornherein eng mit dem Franckeschen Waisenhaus zusammenarbeitet und später ganz dazu gehört. Canstein selbst widmet ihr seine ganze Arbeitsleistung und auch beträchtliche Teile seines Vermögens.

Bei dem Tode seiner Frau (1718) ahnte er wohl, daß die "übrige Zeit seines Lebens" nicht mehr lange währen würde. Sofort bei Beginn des nächsten Jahres, noch in winterlicher Zeit, macht er sich nach Halle auf, um mit seinen Freunden über die Herstellung neuer Bibelausgaben und den Ankauf einer Papiermühle zu verhandeln. Dann reist er noch einmal nach dem Stammgut der Cansteins in Westfalen weiter. Auf der Rückreise im Juli wird nochmals Halle berührt und Einkehr bei den Freunden gehalten. Wieder in Berlin, schreibt er in sein Tagebuch – es ist die letzte Eintragung –: "Göttliche Güte und besondere Vorsehung habe ich auf der Reise erfahren, daßir den Herrn demüthigsten Dank sage. Er lasse mich mehr und mehr ihm geheiligt sein." Wenige Tage später liegt er auf dem Sterbebett, wiederum von der Krankheit betroffen, die ihn einst sein Gelöbnis tadelte. August Hermann Francke wird mit Eilpost nach Berlin gerufen. Der getreue Buchhändler Elers von der Bibelanstalt, Pfarrer Johann Raue, der Beichtvater des Sterbenden, und ein näherer Verwandter sind um ihn in seinen letzten Stunden. "Wir werden uns in der Ewigkeit einander wiedersehen und in vollkommener Liebe ewig miteinander vereinigt bleiben", sind seine Abschiedsworte an den Hallenser Freund. Unter dem Beten des Vaterunser schließt er seine Augen. In der Röbel'schen Gruft in der Marienkirche zu Berlin findet er seine letzte Ruhestatt.

Seit der denkwürdigen Ausgabe des Neuen Testamentes 1712 durch Canstein sind viele Bibelgesellschaften in Deutschland, in Europa, ja in aller Welt gegründet worden, jede mit ihrer Eigenart und ihrem besonderen Auftrag. Eins aber ist allen gemeinsam, nach dem großen Vorbild des Freiherrn von Canstein: jedem, auch dem ärmsten Menschen den Zugang zur Heiligen Schrift zu öffnen. Dazu dient nicht nur die möglichst billige Herstellung von Bibeldrucken. Die Bibelgesellschaften mühen sich auch immer wieder darum, auf verschiedene Weise Anleitung zum Bibellesen zu geben, damit aus diesem für viele so verschlossenen Buch ein offenes wird, aus dem alle nehmen dürfen Gnade um Gnade.

Johannes Adler

Kurznotiz für ENO

Die Gossner-Mission in der DDR hat sich mit ihrem Wochenendkreis, der sich 4 - 5 mal im Jahr trifft, die Aufgabe gestellt, die Freikirchen in Gottesdienst und Gemeindeversammlung kennenzulernen. Aus diesem Grunde wurden Besuch bei der Baptisten-Gemeinde in Berlin-Weißensee und bei der Methodisten-Gemeinde in Berlin-Oberschöneweide durchgeführt. Ca. 40 - 50 Freunde des Wochenendkreises haben sich an diesen Besuchen beteiligt. Die Gruppe hat teilgenommen am Gottesdienst der jeweiligen kirchlichen Gemeinde, im Anschluß daran hörte sie etwas von der Geschichte der Gemeinde, und am Nachmittag referierte jeweils ein Theologe zu dem Thema:

"Der Dienst des Laien in Gemeinde und Welt". Auf diese Weise sind Christen aus verschiedenen Kirchen sich nähergekommen. Diese Besuche der Gruppe der Gossner-Mission sollen dazu helfen, daß die Einheit der Christen am Ort ernster genommen wird... "Wir können nicht in der weltweiten Christenheit eine einheitliche Kirche darstellen wollen, wenn wir am konkreten Wohnort diese Einheit nicht versuchen", so äußerten mehrere Teilnehmer dieser Begegnungen. In den Gottesdiensten der Freikirchlichen Gemeinden haben Brüder und Schwestern der Gossner-Mission Grüßworte gesprochen und auch mit der Gemeinde gebetet.

1.6.62 /Rz.

Am 30. 3. 58, dem Todestag Johannes Evangelista Gossners, hat die Gossner-Mission in Ost- und Westberlin Gedenkfeiern durchgeführt. Im ELIAS-Gemeindehaus, Göhrener Str. 11, in dem die Gossner-Mission für die DDR ihre Geschäftsstelle hat, kamen am Samstag, 29. 3., alle Studenten und Diakoneschüler zusammen, die in den letzten Jahren als Praktikanten und Gemeindehelfer in den Wohnwagenstationen mitgearbeitet haben. Sie berichteten noch einmal aus der Arbeit und stellten gemeinsam einen Plan auf für den Einsatz im Jahre 1958. Es soll wieder in Gruppen gearbeitet und gelebt werden; alle Gruppen werden von einem Leiter-Team geführt. Es wurde festgestellt, daß schon bei Vater Gossner der Gruppeneinsatz eine große Rolle spielte.

Am 30. 3. sprachen in der Göhrener Str. 11 in einer Versammlung von 300 - 400 Gemeindegliedern aus Berlin und der DDR Hans A. de Boer der durch sein Buch "unterwegs notiert" bekannt geworden ist und Pastor Horst Symanowski aus Mainz-Kastel, der dort ein Gossner-Haus gebaut hat, das heute ein Lehrlingsheim beherbergt, Studenten aus dem Aus- und Inland und seit einem Jahr das "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie", in dem Symanowski junge Theologen für den Dienst in Industriegemeinden zurüstet. In beiden Vorträgen ging es um die Frage, wie sieht der Gehorsam des Christen heute in der Welt aus - nun, eben in Afrika und bei uns hier.

Im Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in der Lützowstraße (Gossners Gründung) und im Gossnerhaus Friedenau wurden am Vormittag Festgottesdienste gehalten. Um 11.30 Uhr trafen sich die Mitarbeiter und Freunde der Gossner-Mission an Gossners Grab zu einer kurzen Gedenkfeier. Am Nachmittag um 17.00 Uhr fand eine Gedenkstunde im Saal des Rathauses Berlin-Friedenau statt. In dieser Gedenkfeier würdigte Prof. Dr. Kupisch die Person und das Leben Gossners. Grußworte sprachen im Auftrage der Kanzlei der EKiD: Oberkirchenrat Behm, im Auftrage der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg Propst D. Dr. Böhm, Präses Lic. Stosch sprach für die alten Missionare und Pastor Dr. Augustat vertrat das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus. Im Anschluß daran stellte sich die diensttuende Gossner-Gruppe aus Indien und Deutschland vor: vier indische Mädchen, der indische Pastor Minz mit seiner Frau, Pastor Symanowski und Diakon Weißinger aus Mainz-Kastel, Missionsdirektor D. Lokies für die Gossner-Mission und Erziehungskammer in Berlin und Prediger Schottstädt von der Gossner-Mission in der DDR. Das Seminar für kirchlichen Dienst, das im Gossner-Haus untergebracht ist, sprach Gossner-Worte. Eins der Worte klang durch alle Reden und Vorträge hindurch: "Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auch auf, Christen zu sein."

Am 30.3.58 ist der 100. Todestag Johannes Evangelista GOSSNERS, - eines Mannes, der in seiner Zeit viele Menschen für den Dienst im Auftrage seines Herrn wach gemacht hat. - "Hören wir auf Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein!" Das ist ein Satz, der aus dem Munde Gossners stammt. Gossner konnte das Wort Gottes nur missionarisch verstehen, der Dienst der gesamten Kirche mußte nach seiner Meinung missionarisch sein. Das Wort Gottes muß laufen, es kann mit ihm keinen Stillstand geben. Das Wort Gottes kommt aber nur weiter durch Menschen, also müssen Menschen gerufen werden.

Gossner rief Menschen in den Dienst schon als Priester der katholischen Kirche in Süddeutschland und in Petersburg. Er sammelte Menschen und rüstete sie für ihre missionarischen Aufträge zu als Pastor der Böhm. luth. Bethlehemskirche in Berlin. Missionare gingen - von ihm ausgebildet und entsandt - nach Amerika, Afrika, nach Indonesien, nach Australien und nach Indien.

In Berlin gründete er kleine "Hilfswerke" - Kinderbewahranstalten, Krankenbesuchsvereine und das ELISABETH-Diakonissen- und Krankenhaus. Diese Dienste sollten etwas deutlich machen von der Liebe der Christen zu ihren Brüdern, sie sollten als Tatzeugnis missionarisch wirken.

In der Geschichte der Gossner-Mission in Indien und in Deutschland ist es bis auf den heutigen Tag bei diesen zwei Diensten geblieben: den Heiden in Indien und den "Neuheiden" in Deutschland das Wort Gottes ~~deutsch~~ zu verkündigen durch predigende und unterrichtende Missionare und durch den tätigen Liebesdienst von kirchlich ausgebildeten und nicht ausgebildeten Menschen. Beide Dienste werden für gleichwertig und gleich wichtig gehalten.

Im Zusammenhang mit dem 100. Todestag Gossners halten alle Werke, die heute seinen Namen tragen, Rückschau: die Gossner-Mission und Gossner-Kirche in Indien, die Gossner-Mission in West-Berlin und in der Bundesrepublik und auch die Gossner-Mission in der DDR. Die Gossner-Mission in der DDR - sie mußte als ein selbständiges kirchliches Werk entstehen, nachdem es klar war, daß wir 2 deutsche Staaten in Deutschland haben, - ist nicht nur Äußere Mission, aber auch nicht nur Innere Mission und darum in der Ordnung der Kirche schlecht unterzubringen.

In ihren Diensten geht es ~~zu~~ um das Auffangen von Berichten aus der Mission und Oekumene - im besonderen ist sie natürlich an dem Geschehen in der Gossner-Kirche in Indien interessiert - und um die Weitergabe solcher Berichte zur Information und als Zeugnis in den Kirchengemeinden in der DDR. - Indien ist nicht nur heute politisch interessant, sondern dort tut sich auf allen Gebieten so viel Neues - die Entwicklung in der Wirtschaft rast förmlich -, sodaß die Pastoren und Missionare ständig neu zu tun haben, mit der Arbeit an der Frage: Wie soll in dieser sich so wandelnden Welt das Evangelium verkündet werden? Wie sieht das Christsein eines Arbeiters in einem modernen Großbetrieb aus? Wie ist es mit dem Verhältnis der Christen zu den vielen Landsleuten, die einer heidnischen Religion anhangen? Wie sieht in dieser hinduistisch geprägten Welt das Verhältnis eines Christen zum Staat aus? Alle diese Fragen beschäftigen uns mit. Wir versuchen sie von hier aus anteilnehmend mitzudurchdenken und finden dabei jedes Mal für das existenzielle Zeugnis von Christus in unserer Welt hier sehr viel Parallelen. Es sind oft die gleichen Fragen - ein wenig anders formuliert und anders in der Praxis, die unsere Brüder dort und uns hier bewegen.

Die

Die Welt ist durch die Technik nicht nur anders, sie ist auch kleiner, und die Probleme sind vielfach die gleichen geworden. So ist die Mitarbeit in den Fragen der Verkündigung in Indien für uns eine große Hilfe. Davon versuchen die Gossner-Missionare in den Gemeinden etwas laut werden zu lassen.

Der 2. Dienst der Gossner-Mission in der DDR:

Die Gossner-Brüder können im hundertsten Todesjahr Gossners auf eine 10-jährige Wohnwagenarbeit zurückblicken. Mancher junger Theologe hat in einem der Wohnwagen in den letzten Jahren "mit-experimentieren" dürfen und Bruderschaft in Aktion erfahren.

Am 4.8.1948 rollte der erste Wohnwagen nach Podelzig, Kirchenkreis Seelow, später kamen zwei weitere Wagen für den Dienst dazu. Heute besitzt die Gossner-Mission vier Wagen und ein Kirchenzelt. Nach den Einsätzen in den zerstörten Gebieten an der Oder in den Jahren 1948 - 51, diente ein Wagen für 2 Jahre der Gemeinde in Stalinstadt und ein zweiter einer Industriegemeinde am Rande der Lutherstadt Wittenberg.

Im Oderbruch stellten sich 3 Dienste besonders heraus:

- a) in Berlin und an anderen Orten Gemeindeglieder aufzurufen, für ihre notleidenden Brüder an der Oder Opfer zu bringen und dann gespendete Gaben heranzuholen. Manches Schulkind konnte eingekleidet werden und mancher jungen Mutter das Nötigste zur Versorgung ihres Säuglings beschafft werden.
- b) Mitarbeit bei der Feldbestellung und beim Einbringen der Ernte. Alle Besuche wurden Arbeitsbesuche.
- c) Gottesdienste, Unterweisung der Kinder, Amtshandlungen, Andachten und Bibelbesprechstunden.

In Stalinstadt und Wittenberg waren täglich Besuche durchzuführen. In den Gesprächen mußte deutlich werden: "Wir kommen nicht, um von Euch etwas zu fordern, (Kirchgang, Geld, Kinder für den Unterricht), sondern wir möchten Anteil nehmen an Euren Sorgen und Nöten. Wir wollen auch nicht um die Existenz oder Nichtexistenz des lieben Gottes diskutieren, sondern um solche Dinge, die Euch im Alltag bewegen. Für Eure Existenz im Alltag möchten wir Euch das Evangelium anbieten." Es hat sich gezeigt, wie sehr Menschen unserer Tage, die täglich nur nach Zeit (Schicht), Ordnung und in gleichen Arbeitsgängen leben müssen, Menschenbrüder brauchen, die nichts von ihnen haben wollen, sondern Ohren mitbringen zum Zuhören.

Seit 1955 gibt es in der Niederlausitz 3 Wohnwagen-Stationen. Dort versuchen viele Theologie-Studenten und Diakon-Schüler, Laien, die in den verschiedensten Berufen tätig sind, und Gossner-Missionare alljährlich während der Sommermonate durch Helferdienste den Privat- und Genossenschaftsbauern und den Arbeitern auf der Maschinen-Traktoren-Station Bruder und Gesprächspartner zu werden. Andere leben unter Urlaubern an einem Strand. Wieder andere führen in Gruppen Besuchsdienste durch, 1956 waren 8 Mitarbeiter in Stalinstadt und 1957 4 in Hoyerswerda, der zweiten sozialistischen Wohnstadt, für 4 Wochen tätig. In allen Diensten geht es um das Eine: deutlich zu machen, daß das Evangelium von Jesus Christus in der Lage ist, den Menschen in der Arbeitswelt von heute zu tragen - dies ist aber nicht als Schulweisheit zu bezeugen, sondern in der Form, daß Menschen, die Christus als ihren Herrn bekennen, mit und für andere Menschen hilfreich leben.

Das ist die Erfahrung in den Diensten in Verbindung mit den Wohnwagen: wir sind kräftiger in der Verkündigung, wenn wir täglich eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft sind. Der Missionsauftrag bleibt

bleibt in einer Gemeinschaft besser wach, ebenso geschieht das Leben der einzelnen mehr in Buße, weil in der Gemeinschaft bekannt ist, wie sehr bei einem jeden Einzelnen Predigt (Glaube) und Leben auseinanderfallen. Um aber täglich neu im Dienst stehen zu können, im hilfreichen Dienst an Menschen, brauche ich die Vergebung durch einen anderen.

Der 3. Dienst: Die Gossner-Mission in der DDR führt seit 1955 in Arbeitsgemeinschaft mit den Studentengemeinden und mit den Kirchenleitungen Oekumenische Aufbaulager durch. Junge Christen - Studenten und Berufstätige - kamen in den letzten Jahren nach Berlin, um hier in Gemeinschaft einen Arbeitsdienst zu verrichten. Sie kamen aus vielen Nationen und ebenso vielen Konfessionen, um in Berlin die Einheit der Kirche Christi in allen Völkern und Nationen zeichenhaft darzustellen und als eine Gemeinschaft von Christen Helferdienst im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes zu tun. 1956 wurde in einem Lager ein Kinderspielplatz an der Lenin-Allee im demokratischen Sektor von Berlin gebaut, 1957 ein Sitzplatz für Alte und Blinde in Weißensee. In Halberstadt arbeitete 1957 ebenfalls eine Gruppe, eine andere in Wilhelmshagen bei Berlin. Wolf-Dietrich GUTSCH ist als Heimatmissionar der Gossner-Mission mit der Vorbereitung und Durchführung solcher Oekumenischen Aufbaulager in der DDR beauftragt.

Der 4. Dienst: In Berlin sammeln sich unter der Leitung der Gossner-Mission viele junge Laien, die gemeinsam von Zeit zu Zeit ein Wochenende durchleben. Es sind Menschen, die mit der Kirche und ihrer Botschaft manchmal nicht viel anzufangen wissen, solche, die aus der Kirche ausgetreten sind, aber auch solche, die in Jugendkreisen aktiv mitarbeiten. Neben Freunden aus der Landeskirche, kommen Baptisten, Quäker, Methodisten, Katholiken und Katholisch-Apostolische. Wir denken, daß es gut ist, wenn wir Oekumene nicht nur mit interessanten Ausländern verstehen, sondern auch mit unseren Brüdern, die in anderen Konfessionen beheimatet sind und in Berlin und in der DDR wohnen. Bei diesen Zusammenkünften ist uns das gemeinsame Essen und das gemeinsame Singen sehr wichtig. Es werden Vorträge gehalten zu Problemen in den Kirchen der Welt, und es gibt Themen aus dem Alltag. Es sprechen Deutsche und Ausländer, immer aber geht es um den Menschen und um die Sorge für ihn.

In Verbindung mit der Gossner-Mission in der Bundesrepublik hat die Gossner-Mission in der DDR mehrere Mitarbeiter- und Ost/West-Tagungen durchgeführt. Wenn ein Dienst in der Kirche beweglich bleiben soll, müssen die, die ihn tun, sich ständig in parallelen Diensten umsehen, sich bei den anderen gut informieren und ihre eigene Tätigkeit zur Diskussion stellen, dies hilft beiden zur Selbstklärung. Die Gossner-Mission in der DDR hat dies des öfteren getan. Bei der letzten Tagung zum Beispiel waren Begegnungen mit der CIMADE in Frankreich, mit den Oekumenischen Marienschwestern und den Kleinen Schwestern Jesu (einem kath. Orden). Dazu kommt, daß die Menschen in Ost- und Westdeutschland, die nun in zwei Staaten leben, aber doch noch die gleiche Sprache sprechen, es sehr nötig haben, daß sie von Zeit zu Zeit in Gruppen für mehrere Tage beieinander sind, um einander die Meinung sagen zu können und sich gegenseitig zu informieren über die Haltung des anderen in den politischen Gegenwartsfragen. Dies haben wir um so mehr nötig, wenn wir die eine Kirche Christi über politische Grenzen hinweg glauben und darstellen wollen. Solche Tagungen haben den Blick meist sehr geweitet und den Teilnehmern zu besserer Fürbitte geholfen.

VatersGossners Erbe in der DDR? Wo soll dieses Erbe eingeordnet werden? Bei der Äußeren Mission? Bei der Inneren Mission? Bei der Oekumene? Die Gossner-Mission macht es der Kirchenbürokratie nicht leicht. Aber schon Johannes Gossner galt als ein "unbequemer Diener" in der ordentlichen Kirche. Wir hoffen, daß die Gossner-Brüder ihre Ohren

Ohren an der Bibel und am Nächsten behalten, dann wird der Dienst gesegnet bleiben. Alle Brüder und Schwestern, die in dem Werk in der DDR mitarbeiten, haben es immer wieder nötig, miteinander "Einkehr" zu halten, und sie brauchen Brüder und Schwestern in der Kirche und in der Welt, denen sie Partner bleiben können und wollen. Gottes Wort will laufen, es will Menschen im Alltag zum Tragen bringen. So möchte die Gossner-Mission in der gesamten kirchlichen Arbeit ein Zeichen geben. Gossners Wort gilt auch für uns: "Hören wir auf Missionare zu sein, so hören wir auf Christen zu sein".

Bruno Schottstädt

8.3.1958



, am 5.12.1966  
Scho/Re

Herrn  
K l a g e s  
Verlag "Neue Zeit"  
108 Berlin  
Zimmerstr. 79/80

Lieber Bruder Klages,

Fräulein Edith Schäfer hat wieder einen Bericht über unseren 1. Gossner-Sonntag in diesem Winter geschrieben. Sie hat versucht, ein wenig nachzuerzählen, was Zänkner und Symanowski bei uns referiert haben. Ich habe an zwei kleinen Stellen etwas zu korrigieren versucht, weiß aber nicht, ob der Bericht so für Sie brauchbar ist. Ich habe leider nicht die Zeit, um ihn umzuschreiben. Wenn Sie denselben verwenden wollen, so dürfen Sie das gern tun. Sie dürfen auch Streichungen und kleine Änderungen getrost vornehmen. Falls Sie einen Vorspann schreiben wollen, so lege ich Ihnen noch einmal zur Information meine Einladung zu den drei Gossner-Sonntagen bei.

Freundliche Grüße  
Ihr

2 Anlagen



## Wie soll es in Deutschland weitergehen?

Diese Frage bewegte am 27.11.66 im Rahmen einer Wochenendtagung interessierte Freunde der Gossner-Mission in der DDR und Gäste von der Gossner-Mission aus Mainz-Kastell und Wolfsburg, die sich zusammengefunden hatten, um im Gespräch ihre Meinungen auszutauschen und darüber nachzudenken, welchen Platz die Deutschen in der Völkerfamilie von heute sinnvoll einnehmen könnten. Um sich nicht ausschließlich in eigenen christlichen Bahnen zu bewegen oder gar nur in der "Sprache Kanaans" hinter verschlossenen Kirchentüren zu bleiben, wurden auch Marxisten zu diesem Gespräch eingeladen. Damit sollte bewußt gezeigt werden, daß es nur sinnvoll ist, über die deutsche Frage zu sprechen, wenn man darum bemüht ist, <sup>alle</sup> den Andersdenkenden zu Wort kommen zu lassen, <sup>auf ihre</sup> Meinung zu hören und dann beide Standpunkte sachlich miteinander zu vergleichen. <sup>Die heute eine Konzeption in der deutschen Frage vorzutragen haben,</sup> Es wurden zwei Referate gehalten, die eine Grundlage für den gegenseitigen Meinungsaustausch und die Arbeit der darauf folgenden Gesprächsgruppen bilden sollten.

Im ersten Referat bemühte sich Herr Zänkner vom Deutschen Friedensrat <sup>der DDR</sup> und Mitglied der SED, kurz und prägnant die politische Richtung der DDR in der Deutschlandpolitik aufzuzeigen. Es ist heute nicht mehr möglich, die Existenz der DDR zu leugnen oder zu ignorieren, eines Staates, in dem der Sozialismus zur gesetzmäßigen Tatsache geworden ist, dessen Wohlstand und Außenhandel ständig wachsen und der ein zunehmendes internationales Ansehen in der Welt genießt. Die westdeutsche Nachkriegspolitik ist gescheitert und bemüht sich verzweifelt um einen Ausweg. Nicht die Politik der Stärke, sondern die Politik der Vernunft wird von der Welt anerkannt. Mit dem Aufbau einer neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung in der DDR entstanden auch neue Beziehungen zwischen den Menschen. Sie beteiligen sich immer mehr am weiteren Entwicklungsprozeß und entwickeln ein neues Lebensgefühl. Es ist daher heute völlig verfehlt, im Westen das Bild vom "armen Lazarus im unterdrückten Osten" aufrechtzuerhalten. Die antifaschistischen Kräfte in der DDR wünschten nicht die Spaltung Deutschlands, sehen aber keine Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit einem Westdeutschland, in dem zum Schaden des Volkes wieder die alten Nazis am Werke sind und schon wieder nach einem starken Mann rufen. Sie wollen die Ergebnisse des verlorenen 2. Weltkrieges revidieren und nicht wahrhaben, daß Deutschland die

Schuld an dem unsagbaren Leid trägt, das der 2. Weltkrieg heraufbeschworen hat. Die politische Anerkennung der DDR und die Verbesserung der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten wären der gangbarste Weg für eine deutsche Zukunft.

Im zweiten Referat versuchte Pfarrer Symanowski aus Mainz-Kastell<sup>bestimmt</sup> den Standpunkt ~~der~~ westdeutschen Brüder über eine Deutschlandpolitik darzulegen. Er ging davon aus, daß eine Strategie des Friedens entwickelt werden müsse. Bei dem Wort "Frieden" gehe es nicht nur um das persönliche Seelenheil des Einzelnen, sondern um die Verwirklichung des Friedens Gottes auf Erden. Dazu kann der Christ nur Hilfestellungen geben, selbst wenn dies nur ein einseitiger Schritt zum Frieden hin wäre. Die Geschichte lehrt, daß ein einseitiger Schritt zwangsläufig Schritte auf der Gegenseite zur Folge hat. Kirche und Gemeinde sollten für den Frieden wirken, ohne Gegenleistungen zu erwarten. Es werden nicht immer große Dinge verlangt, man sollte beginnen, die vorhandenen Vorurteile über den Gegner intensiv und extensiv abzubauen, sich umfassend zu informieren und auf beiden Seiten eine weitgehende Aufklärungsarbeit zu leisten, um die vorgeprägten Vorstellungen über den "Anderen" zu korrigieren. Es ist nicht "Versöhnung" im Sinne der Bibel, die ideologischen Spannungen komplett abzubauen, sondern die gesellschaftlichen Antagonismen in schöpferische Spannungen umzuwandeln. Der Aggressionstrieb ist durch wirtschaftliche Stärkung des Landes einzudämmen, wer miteinander Handel treibt, braucht keinen schwachen Gegner, sondern einen starken Partner. Aus diesem Grunde ist es auch ein Gebot der Vernunft, die DDR anzuerkennen und ein Programm der gegenseitigen Zusammenarbeit zu entwickeln. Gegenseitige, keine einseitige Hilfe ist gefragt. Man sollte lieber von einer "Neuvereinigung" Deutschlands sprechen. Beide deutschen Staaten haben sich unabhängig voneinander weiterentwickelt und gehören heute zu den führenden Industrienationen der Welt. Vielleicht haben sie heute gerade die ungeheure Chance, ~~am~~ den Entwicklungsländern beim Aufbau eines besseren Lebens umfassende Hilfe zu leisten.

Nach den Referaten trafen sich die beiden Gesprächspartner mit den marxistischen Gästen in zwei Arbeitsgruppen zum Meinungsaustausch und anschließend zu einem Schlußgespräch. Alle Teilnehmer – gleich, ob Christ oder Marxist, waren der Meinung, daß nur ein friedliches Zusammenleben beider deutscher Staaten in gegenseitiger Respektierung in Zukunft eine Chance hat. Beide müssen gemeinsam von einer provinziellen Denkweise abgehen und sich an der friedlichen Lösung dringender Weltprobleme beteiligen.

Edith Schäfer

Berlin, am 5.4.56

Gott ist nicht ein Gott der Toten

(Matth. 22,32)

Karfreitag ist für viele Menschen ein Tag, mit dem sie nichts anfangen können. Viele freuen sich, daß sie vor Ostern noch einen arbeitsfreien Tag haben. Alle aber wissen, dieser Tag hängt mit dem Kirchenjahr zusammen. Er erinnert an den Kreuzestod Jesu von Nazareth. "Ob das auch stimmt?" - so fragen schon gleich Menschenbrüder, die mit diesem Jesus nichts anfangen können. Aber warum sollte man darüber streiten, denn dieser "dunkle Tag" in der Geschichte eines Jahres - der schwarze Karfreitag - wird auch immer mehr verschwinden. Er ist wirklich noch ein schwarzer Tag.

In der Tat, es muß gefragt werden: was hilft dieser Tag? Und wem hilft er? Die liturgische Kirchenfarbe in den Versammlungen der Kirchengemeinden für Karfreitag ist schwarz. Totenglöckchen läuten, Kirchgänger sind ganz auf das Sterben Jesu eingestellt. Bei ihnen stirbt Jesus ja auch immer, darum gehen sie auch sonntags meist noch "in schwarz" in die Kirche. Und viele feierliche Reden werden in diesen Tagen von schwarzgekleideten Männern gehalten; mit Pathos wird immer noch der Tod Jesu mit unserem Tod, dem Einzeltod und dem Massentod verglichen. Und wir werden gefragt: sind wir bereit zu sterben? So laufen wir denn lieber an diesem schwarzen, dunklen, kirchlichen Karfreitag vorbei.

Wir durchschlafen ihn, wir umgehen ihn, wir nehmen ihn nicht zur Kenntnis. Und diejenigen, die uns klarmachen wollen, Karfreitag sei noch immer der "höchste" der wichtigste Feiertag der evangelischen Kirche, finden wir mit ihrer Aussage recht merkwürdig.

In bestimmten Gebieten hat man sogar immer sehr gern den Karfreitag als das "höchste Fest" der evangelischen Kirche dem "höchsten Fest" der katholischen Kirche - Ostern - gegenübergestellt. Und da ist es in der Tat denn so, daß man sagen möchte, es ist ja zum Katholisch werden.

Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. So ist die Aussage des Neuen Testaments. So nur kann es in Versammlungen der Gemeinde Jesu Christi gepredigt werden, so nur kann der Karfreitag gestaltet werden. In solchem Geist kann ein Christ leben.

Da ist kein Totenglöcklein und sind keine schwarzen Feste.

Es ist wirklich die Frage, ob wir mit unserem kirchlichen Leben diesen Geist widerspiegeln. Es ist die Frage, ob wir bereit sind, den Tod als überwunden anzunehmen und mit Brüdern und Schwestern zusammen zu bekunden: die Auferstehung gilt, sie gilt für unser ganzes Leben, sie macht uns frei, die dunklen Tage auszumerzen und ein bißchen mutig in die Zukunft der Menschheit zu gehen. Sie macht uns aber auch frei, dieses Kreuz mitten in dieser Welt, mitten in unseren Leben anzunehmen. Das Kreuz wird in der Nachfolge Jesu Christi dabei sein, aber nicht in so dunkler und feierlicher Gestalt.

Jawohl: es geht um Tod und leben, um Kreuzigung und Auferstehung, Karfreitag und Ostern. Den Sieg aber hat das Leben, hat die Auferstehung, hat Ostern. Und das gilt gerade am Karfreitag. Und dann sehen wir wohl, wie Gott diesen Sieg zustande gebracht hat, dann sehen wir auf den Menschgewordenen und können mit Dietrich Bonhoeffer sprechen: " Menschen gehen zu Gott in seiner Not, finden ihn arm, geschlafen, ohne Obdach und Brot, sehen ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod. Christen stehen bei Gott in seinem Leiden." Gott zeigt sich niedrig und arm, schwach und tot.

Dann können wir sagen, Gott stirbt und das Drama Gottes kommt uns wirklich vor Augen. Es kommt uns aber nur vor die Augen, weil wir um ihn als den Lebendigen wissen.

Im Neuen Testament wird erzählt, dass Jesus von gelehrten Leuten seines Volkes über die Auferstehung befragt worden ist. Sie wollten von ihm wissen, wie es denn bei der Auferstehung sei. Darauf kann der zum Kreuz gehende Gott nur auf die Geschichte seines Volkes verweisen. "Habt ihr nicht gelesen von der Toten Auferstehung, was euch gesagt ist von Gott, der da spricht: ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jacobs?" (Matth. 22,31,32) Um Gottes Tat geht es. Er ist der Handelnde in seinem Volk, und er hat sich seinem Volk kundgetan.

Was Gott getan hat, ist an seiner Gemeinde abzulesen. Da hat Gott gezeigt, wer er ist und wie er ist.

Allein in der Geschichte des Volkes Gottes haben Menschen vor Augen, was Gott getan hat. In der Geschichte haben Menschen Gottes Macht und Stärke vor Augen. Und diese Geschichte ist unsere Geschichte.

In unserer Geschichte zeigt sich immer wieder neu der lebendige Gott, der Hoffnung auf ein neues Leben gibt. Darum sollten Christen den dunklen Karfreitag nicht durchschlafen, ihn aber auch nicht durchtrauern, ihn nicht umgehen und sich vor ihm fürchten. Sie sollten mutig Hörende werden. Auf das sollten sie hören, was im Neuen Testament über das Leben ausgesagt wird. Sie sollten auf Christus hören, der sie auch an diesem Tag verpflichten will, die Menschenbrüder unserer Zeit zu sehen und auch auf sie zu hören. Christen sollten wissen, daß ihr Leben nicht in einer dunklen Ecke endet, sondern daß sie befreit sind, das Leben anzugeben und zum wirklichen menschlichen Leben zu helfen. Und das gilt heute vielleicht mehr denn je. Mitten in unser dunkles Alleinsein kommt uns der Auftrag, zu bezeugen, daß Gott nicht ein Gott der Toten ist, sondern ein Gott der Lebendigen. Und das heißt für uns, dafür mitzusorgen, daß Menschen wirklich und lebendig Zukunft bekommen. Das ist der Auftrag einer christlichen Gemeinde, der auch am Karfreitag nicht vergessen werden darf, und dieser Auftrag führt uns mitten in unseren Alltag hinein, er ist in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit zu realisieren. Da gilt es, im Geist des lebendigen Gottes – von der Auferstehung her – Taten zu tun. Und in diesem Geist wird uns das Kreuz nicht nur vor Augen kommen, sondern es wird auf allen unseren Wegen von selbst dabei sein.

, am 7.2.1966

Kirchenredaktion NEUE ZEIT  
zu Hd. Herrn Eberhard Klages  
108 Berlin  
Zimmerstr. 79/80

Lieber Bruder Klages,

anbei, wie abgesprochen, der Vietnam-Bericht von Fritz Mewes. Ich hoffe, daß Sie ihn gut so bringen können.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr



Anlage

Berlin, am 3.2.1966

Brüder in Vietnam

Unter starker Beteiligung von Gästen aus der Ökumene fand am 30.1.1966 der 2. Gossner-Sonntag unter dem Thema "Brüder in Vietnam" statt!

Um es vorwegzunehmen: dieser Sonntag war ein voller Erfolg, weil sich in der aufgeschlossenen Atmosphäre klare Ansätze für eine weltoffene mündige Gemeinde zeigten.

Pastor Ritter (Schweiz) sprach über das Thema "Vietnam, wie es dazu kam" (anhand eines Buches, das kürzlich unter dem gleichlautenden Titel in der Schweiz erschienen ist). Er berichtete zunächst über die historische Entwicklung des Konfliktes, um der Forderung "Urteilsbildung setzt Information voraus" zu genügen.

Eindeutig wurde nachgewiesen, daß der Keim dieses Konfliktes durch die Brechung des Genfer Abkommens von 1954 gelegt wurde.

Pastor Ritter wies mit Entschiedenheit die amerikanische Behauptung, der Konflikt sei durch eine Aggression der Demokratischen Republik Vietnam ausgelöst worden, zurück. Das Referat machte deutlich, daß die USA den Krieg in Vietnam nicht zuletzt als ideologischen Kreuzzug gegen den Kommunismus verstehen.

Ein solches apokalyptisches Denken verteufelt den Gegner und macht blidd gegenüber den Realitäten.

Pastor Iwohn ergänzte dieses Referat durch eine Reihe von Stellungnahmen aus der BRD, den Tagungen des Weltfriedensrates und ökumenischer Gremien. In einer Stellungnahme heißt es: sollte uns nicht ein Ausspruch von Christian Geissler zu denken geben: "Die in Nürnberg hingerichteten Nazigenerale Keitel und Jodl wären nach der heute im Westen weithin anerkannten amerikanischen Kriegspolitik durchaus taugliche amerikanische Offiziere."

Auch die an alle am Konflikt Beteiligten gerichtete Botschaft des Nationalrates der Kirchen Christi in den USA wurde als helfendes Wort zum Frieden anerkannt. Wo bleibt ein klares Wort unserer Kirche zur Vietnam-Frage? - So wurde gefragt.

Die offene und lebhafte Diskussion ließ erkennen, daß viele Christen ihre Verantwortung sehen und wahrnehmen wollen.

Erfreulich war auch die offene Haltung der Teilnehmer aus den USA, die sich in der Vietnam-Frage von der Politik ihrer Regierung klar distanzierten.

Dr. Landmann, der mehrmals die DRV besucht hat, um beim Aufbau von Krankenhäusern zu helfen, berichtete in anschaulicher Weise über seine Erlebnisse in Vietnam. Er zeichnete dabei das Bild des vietnamesischen Menschen, der sich durch Fleiß, Bescheidenheit und ein gesundes Nationalbewußtsein auszeichnet.

Es war für uns als Deutsche beschämend, zu hören, daß auf dem Schlachtfeld von Dien Bien Phu noch Jahre nach der Schlacht vom Mai 1954 ausgebrannte Panzer amerikanischer Herkunft zu sehen waren, an deren Türrn die Namen "Posen" und "Ettlingen" standen. Zweifellos verteidigten damals deutsche Fremdenlegionäre das französische Hauptquartier. Müssen es im Jahre 1966 noch einmal deutsche Söldner sein?

Einen weiteren Bericht gab ein Pfarrer, der jahrelang als Seelsorger in Vietnam tätig war. Er vermittelte uns neben historischen Zusammenhängen die wesentliche Erkenntnis, daß das Leben des vietnamesischen Volkes von der Dorfgemeinschaft geprägt ist und somit europäische Maßstäbe bei der Beurteilung versagen.

Aus seiner Kenntnis der Verhältnisse in Südostasien schlug Prof. Verkoil (Holland) vor, bei den sich abzeichnenden Konsultationen für eine gerechte Lösung der Vietnam-Frage die Erfahrungen von Diplomaten aus Asien und neutraler, nichtfaktgebundener Staaten fruchtbar zu machen.

Nach einem gemeinsamen Abendessen, das Gelegenheit bot, mit den Gästen und Teilnehmern ins persönliche Gespräch zu kommen, wurde auch den eingeladenen Berliner Gemeinden Gelegenheit gegeben, sich anhand von zwei Originalfilmen der DKV ein anschauliches Bild von den unmenschlichen Auswirkungen der amerikanischen Bombenabwürfe zu machen.

Es war erschütternd, zu sehen, daß das seit 10 Jahren auch von der Gossner-Mission in der DDR unterstützte größte ostasiatische Leprazentrum mit ca. 2000 Patienten Quynh Lep nach wiederholten Angriffen der USA-Luftwaffen vollkommen zerstört wurde.

Es spricht für die unmenschliche amerikanische Kriegsführung, die auch vor dem Einsatz von Napalm-Bomben und Giftgas nicht zurückgeschreckt, daß die in Höhlen schutzsuchenden Kranken mit Bordwaffen beschossen wurden.

Für Dr. Landmann, der die Filme erläuterte, war es bei seinem letzten Besuch Ende 1965 besonders schmerlich, zu sehen, daß auch von ihm mitaufgebaute Krankenhäuser heute vollständig zerstört sind.

P. Schottstädt rief zum Schluß die Versammelten auf, weiterhin die leidenden Brüder in Vietnam nicht zu vergessen und alle Möglichkeiten der Hilfe zu nutzen.

Es gilt, dahin zu arbeiten, daß der scheußliche Krieg in Vietnam sein Ende findet, Menschen wirklich wieder menschenwürdig leben und darangehen können, eine neue und befriedete Welt auch in Südostasien aufzubauen.

Vietnam gehört den Vietnamesen.

gez. Fritz Mewes

, am 10.12.1965  
Scho/Re

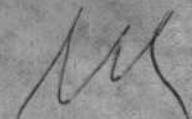
Herrn  
Eberhard Klages  
Kirchenredaktion  
"NEUE ZEIT"  
108 Berlin  
Zimmerstr. 79/80

Lieber Bruder Klages,

anbei der gewünschte Aufsatz einer Teilnehmerin unseres ersten Gossner-Sonntags am 2. Advent. Ich finde, sie hat sich große Mühe gegeben, einigermaßen exakt wiedergeben, was bei uns verhandelt worden ist. Vielleicht können Sie ihn ohne große Abänderungen bringen.

Freundliche Grüße

Ihr



Anlage

## Die Verantwortung des Christen in der Arbeitswelt

Unter diesem Thema trafen sich am 2. Advent, dem 5.12.1965, Menschen verschiedener Altersstufen und Berufsgruppen auf Einladung der Gossner-Mission in der DDR in Berlin, um gemeinsam einen Sonntag lang darüber nachzudenken. Es waren nicht nur junge Leute, die der Einladung Folge leisteten, sondern auch einige Rentner. Auch sie haben erkannt, daß sie sich einen Überblick über die Welt verschaffen müssen, in der ihre Kinder und Enkel leben und arbeiten. Nur wenn man die Nöte und Aufgaben in der heutigen Welt klar sieht, ist es möglich, dafür eine verantwortliche Fürbitte leisten zu können, die nicht nur in den klein gezogenen eigenen Grenzen steckenbleibt.

Am Vormittag gab Herr Bähr, Abteilungsleiter in einem Berliner VEB-Betrieb, einen einleitenden Überblick über das Neue Ökonomische System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft und seine bisherigen Auswirkungen. Er sprach ferner über die Verantwortung des Christen im Betriebsleben. Längst bekannte Begriffe und Tatsachen wurden uns noch einmal klar und einprägsam erläutert: Die Entwicklung unserer Wirtschaft seit 1945 bis heute, die wissenschaftlichen Prinzipien und die Grundsätze, nach denen unsere Wirtschaft in der DDR geplant und geleitet wird. Wir erfuhren etwas davon, wieviele Überlegungen erforderlich sind, um die Faktoren in Einklang zu bringen, die zu einer Rentabilität in der Wirtschaft beitragen: optimale Planerfüllung, gezielte Perspektivplanung, Ausrichtung auf das Weltniveau, Industriepreisreform, Verbesserungsvorschläge, Qualifizierung der Mitarbeiter, Reorganisierung des Verwaltungsapparates und vieles andere. Bei allem, so führte der Referent aus, stehe der arbeitende Mensch und die Sorge um ihn im Mittelpunkt. Ein neues Arbeitsethos sei beim werktätigen Menschen zu wecken, ihm ist immer zu einer Qualifizierung zu verhelfen, und er ist für eine schöpferische Mitarbeit zu gewinnen.

Der Vortrag blieb nicht im Abstrakten und Theoretischen stecken. Man fühlte, daß hier ein Christ stand, der sich voll und ganz in seine Berufswelt hineingestellt weiß und darin zu bewähren hat. Dies ist oftmals für ihn noch nicht ganz leicht, da ihm

die veralteten und traditionsbehafteten Leitbilder der Kirche keine Hilfe bieten. Der Christ im Betrieb braucht außerhalb des Betriebes eine tragende Gemeinschaft Gleichgesinnter. Er wird oftmals nur im Verborgenen durch seine Taten wirken können, und es wird stets ein Sieg ohne Triumphe sein, wenn es ihm gelungen ist, sich verantwortlich in seiner Arbeitswelt – und besonders in leitenden Funktionen – für seine Kollegen und für die Gesellschaft wirklich einzusetzen.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen referierte Diplom-Landwirtin Berndt über "Unsere Verantwortung in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft und die Bedeutung der LPG für die Gesellschaft". In gedrängter und übersichtlicher Form wurde uns noch einmal ein historischer Abriß über die Entwicklung der Landwirtschaft im allgemeinen, und besonders über die LPG in der DDR, dargeboten. Die gesellschaftlichen Veränderungen brachten auch für die bäuerliche Bevölkerung neue Aufgaben und verlangten ein Umdenken von der eigenen Wirtschaft auf die Allgemeinheit. Es war nicht leicht, über den eigenen Hof hinweg zur Mitverantwortung im großen Kollektiv zu gelangen. Aber auch hier hat der Christ die Chance, Partei für das Gute zu ergreifen, Mißstände und Pannen beseitigen zu helfen und gesellschaftliche Verantwortung zu tragen. Hingegebenes Denken muß seine Handlungen bestimmen.

Nach den Vorträgen wurde versucht, kurze Merksätze als Grundlage für eine Diskussion in einzelnen Gruppen zu erarbeiten. Aus diesen fruchtbaren Einzelgesprächen entstand ein sinnvolles Ganzes. Wir stellten fest, daß wir nicht mehr das Rad der Geschichte zurückdrehen können, noch wollen. Kirche und Gemeinden müssen schöpferischer werden und ihren Gliedern Hilfe für den Alltag geben, damit sie in der Lage sind, verantwortlich mitzuarbeiten. Wir Christen haben kein Recht, bei Mißerfolgen zu resignieren, es steht nirgendwo in der Bibel, daß die Jünger Jesu nur Erfolge aufzuweisen hätten. Die Nachfolge Christi ist keine Garantie für ein erfolgreiches Leben; ein Mensch aber, der mit Gott rechnet, wirkt gesunde Atmosphäre und wird auch ohne viele frommen Worte klare Verhältnisse schaffen helfen. Versuchen viele Christen nicht gerade sich selbst zu verkündigen und irgendwelche Komplexe abzureagieren, die sie dann in der Welt als "komische Figuren" herumlaufen lassen? Der Christ soll mit seinem Glauben keine Propaganda machen. Von einem Menschen, der sich

der sich als Christ zu erkennen gibt, erwartet man eine besondere Haltung, gerade deshalb darf er nicht mehr versprechen, als er zu geben vermag. Er darf sich nicht isolieren wollen, sondern muß immer wieder bereit sein, mitzudenken und mitzuarbeiten. Gleichen wir nicht oft Reisenden in einem Zug, die vom bequemen Festerplatz aus die Landschaft betrachten und das Aussteigen nicht wagen?

Nach einem fröhlichen Stimmenwettstreit der Männer gegen die Frauen bei einem adventlichen Singen und einer Abendbrotpause folgte eine Bibelarbeit über 1. Petrus 2, 13 - 17, gehalten von einem oekumenischen Freund der Gossner-Mission, Pfarrer Ritter (Schweiz). Bei der Betrachtung dieses Abschnittes, der über das Verhalten des Christen zum Staat spricht, stellten wir fest, daß wir zunächst erst einmal unseren Wortschatz "entrümpeln" müssen. Wir kommen heute mit Begriffen, wie z.B. "Obrigkeit" und "Untertan-sein" nicht mehr weiter. Oft ist hier eine neue Übersetzung des Urtextes eine Hilfe. Eine konservative Auffassung hilft uns nicht mehr, wir haben zwischen einer bürgerlichen und missionarischen Auslegung des Textes zu wählen. Wir wollen nicht nur Sicherheit, sondern Sendung der Kirche in die Welt.

Mutig wurde uns Vers 13 folgendermaßen übersetzt:

"Nehmt im politischen und gesellschaftlichen Bereich eine dienende Funktion wahr - und das wegen Christus." Es wurde gefragt: Sind wir dem Staat nicht die einfache Höflichkeit und Freundlichkeit schuldig? Auf jeden Fall sei es Widerspruch gegen die Schrift, wenn von unserem Staat als der "Zone" geredet wird.

Die aufgeworfenen Fragen konnten nicht alle beantwortet werden; sie begleiteten uns weiter, als wir bei Kerzenschein, Äpfeln und Pfefferkuchen die Begegnung mit einem Lichtbilder-Vortrag von Fräulein Schreck über eine Reise einer kirchlichen Delegation, die unter der Leitung von Pastor Schottstädt im Oktober 1965 vierzehn Tage lang Schweizerische Kantonalkirchen besuchte.

In seinem Schlußwort sagte der Tagungsleiter, Pastor Schottstädt, Gott kommt auch noch heute in unsere Zeit und Welt. Er kommt in Jesus Christus, um unsere Kirche und unser Leben neu zu machen. Seine Gemeinde soll den Glauben von seiner Ankunft leben und weitertragen und sich von Gott täglich freimachen lassen, um für andere Menschen da zu sein.

Edith Schäfer

Es ist ratsam und heilsam zugleich, als Deutscher sich der deutschen Schuld zu erinnern.

Gerade im September 1964 - 25 Jahre nach Ausbruch des zweiten und 50 Jahre nach Ausbruch des ersten Weltkrieges - tun wir gut, wenn wir uns nicht in Vergessenheit und Gleichgültigkeit flüchten. Als Christen haben wir der harten Frage standzuhalten: Ihr Deutschen, wo sind eure Brüder? Wo sind die vielen Juden, Polen, Tschechen, Russen, Holländer und Franzosen? Und wo sind die vielen Glieder eurer eigenen Familie?

- Es ist ein Wunder Gottes, daß es mit uns noch nicht aus ist. Wir hatten die Chance zu einem neuen Anfang bekommen, aber was haben wir getan? Haben wir wirklich die alten Leitbilder im Blick auf Gesellschaft und Vaterland hinter uns gelassen? Ist der Held in unseren Tagen ein anderer als der Soldat geworden? Haben wir aufgehört, unseren eigenen Weg zu rechtfertigen? Haben wir aufgehört, Rachegedanken zu haben?

- Es ist uns allen als Christen in unseren Gemeinden sehr hilfreich, wenn wir uns beugen und von unserem Herrn neu Wegweisung erbitten, die wir in der Gemeinde mit den Brüdern erörtern und die uns vorantreiben und zu neuen Taten, zu Taten für den Frieden, Diese Taten aber können wir nicht allein tun.

Gemeinsam mit allen Nachfolgern Jesu Christi und mit allen Menschen, die den Mut und Willen zum Frieden haben, müssen wir Wege suchen, die dem Menschen in unserer Zeit Hilfe bedeuten.

Bei der 2. Allchristlichen Friedensversammlung in Prag hatte ich die Arbeitsgruppe Abrüstung zugeleitet und habe in meinem Einleitungsreferat u.a. folgendes ausgeführt:

Wer heute als verantwortlicher Mensch existieren will - ganz gleich, in welchem Erdteil - der muß sich mit dem Problem des Friedens, mit Rüstung und Abrüstung befassen.

Obwohl zu einer guten Untersuchung aller mit der Abrüstung zusammenhängenden Fragen Experten gehören - Physiker, Wirtschaftler, Völkerrechtler - so kann und darf keiner diesen Komplex den Experten allein überlassen. Wir alle haben unsere geistigen und moralischen Kräfte in die Waagschale zu werfen, wir haben mitzudenken und mitzugestalten, wenn es um eine befriedete Welt geht.

Wir haben uns nicht nur eine Welt ohne Waffen vorzustellen, sondern die waffenlose Welt Wirklichkeit werden zu lassen. Und was wir gemeinsam wollen und tun, das wird die Wirklichkeit von morgen sein. Wir wollen die Welt von morgen, und wir wollen heute schon neue Maßstäbe finden, um morgen leben zu können.

Der englische Ökonom Kenneth E. Boulding hat eine Reihe von Fragen aufgegriffen, deren Beantwortung auch für uns notwendig und wichtig ist.

Er schreibt: "Es geht ein Gespenst durch die Kanzleien und Büros der Generalstäbe, erschreckender vielleicht als das, welches Karl Marx im Jahre 1848 beschwore. Es ist das Gespenst des Friedens. Denn wir sind für den Frieden völlig unvorbereitet, wir haben den Frieden niemals wirklich genannt. Und er mag uns aufgezwungen werden, bevor wir ihn wirklich haben wollen."

Was kann zum Beispiel die Gesellschaft zusammenhalten, wenn ihr die äußere Bedrohung fehlt? Welches sind die Einrichtungen, die sich mit der Kontrolle mit Konflikten beschäftigen würden?

Wie können wir dem Einzelnen ein Leitbild von Selbstbewußtsein mit Zugehörigkeit zu einer größeren Gemeinschaft geben, ohne gleichzeitig Bilder von Haß und Intoleranz heraufzubeschwören? Wie können wir die echten Tugenden des Nationalen in einer Welt ohne Krieg erhalten?

Furcht vor dem Frieden aber würde den Willen zum Frieden lähmen.

Von daher hat es einen Sinn, sich mit der Friedensgesellschaft heute schon zu beschäftigen, weil Resignation und Angst große Hemmnisse für uns sind. Und wie ein Gift machen sich gerade heute Angst, Haß, Mißtrauen und Selbstsicherung breit. Sie sind die großen Mächte, die der Rüstung Vorschub leisten. Sie haben negative Tendenzen und bleiben bedrohlich, und sie leisten auch einer äußeren Bedrohung Vorschub. Äußere Bedrohung aber war stets die Entschuldigung für die brutalste Unterdrückung und Verkrüppelung der Gesellschaft. Von daher müssen wir jede äußere Bedrohung der genannten großen Mächte überwinden.

120 Milliarden Dollar werden jährlich in der Welt für Rüstung und Militär ausgegeben. Diese Summe entspricht zwei Dritteln des gesamten Nationaleinkommens aller Entwicklungsländer zusammen. Von daher ist es wichtig, daß wir uns ein Bild darüber machen, welche Hilfsmittel die Abrüstung für friedliche Zwecke freisetzen würde.

Ganz konkret müssen wir Aufgaben nennen und mutig sein bei der Verwirklichung dieser Aufgaben.

Als Glieder der Gemeinde Jesu Christi haben wir zusammen einen Auftrag. Der, der uns befreit hat von allem Unfrieden und Haß, von aller Zerstörung und Bedrohung, unser Herr Jesus Christus, der als der Gehäste und Zerstörte unser Herr und Bruder geworden ist, will, daß wir anderen Helfer und Bruder werden.

Was können wir nun als Christen und als Kirche tun?

Als Christen müssen wir heute in der Lage sein, in den Fragen des Friedens und damit in den Fragen der Gesellschaft verantwortlich mitzudenken. Mitdenken ist Diakonie. Wer nicht denkt, der liebt nicht. Um mitdenken zu können, müssen wir uns gründlich informieren. Die Weltlage, das Kräfteverhältnis, die Spannungen zwischen den Nationen dürfen von uns nicht unbeachtet bleiben.

Nur, wer sich informiert, kommt zu einer Meinung und auch zum Handeln im Glauben. Wir können auch in der Lage sein, jederzeit zu zeigen, was oder wer das Haupthindernis für den Frieden ist. Ohne die Kenntnis der Welt kann es keine Gemeinde Jesu Christi geben.

Wir müssen unsere Hände mit anlegen. Zusammen mit den Verantwortlichen in unserer Gesellschaft sollen wir überlegen, welches die besten Dienste für den Frieden sind und was wir gemeinsam tun können – durch Verhandlungen und durch Meinungsbildung.

Die Verantwortlichen müssen zu und in Verhandlungen ermuntert werden.

Mit unserem Leben als Einzelne und als Gemeinden haben wir zu bezeugen: Angst, Haß, Mißtrauen und Selbstsicherung gelten nicht. Unser Beispiel wird ansteckend wirken.

Die politischen und wirtschaftlichen Folgen der Abrüstung sollten wir in unseren Gemeinden bedenken. Wir wollen die Friedensgesellschaft und verwerfen Antikommunismus, Revanchedenken und Rassendiskriminierung. Sie hindern uns auf dem Wege in eine

abgerüstete Welt. Wir beten für den Frieden. Gott hat uns sein Friedensreich zugesagt. Wir nehmen ihn beim Wort. Alle Notstände und Notgebiete bringen wir im Gebet vor unseren Herzen.

Wir wollen zum Dialog helfen, weil wir glauben, daß Gott mit dem Menschen reden will und weil wir zum miteinander Reden geschaffen sind. Wir wollen den Dialog zwischen Ost und West, Nord und Süd, zwischen den einzelnen Menschen und den Nationen. Wo geredet wird, bleibt immer die Hoffnung für den Frieden, und wo verantwortlich geredet wird, bleibt der Friede gesichert.

Diesen Dialog wollen wir in unseren Kirchen üben.

Bruno Schottstädt

Erstes "Pastoren-Arbeitslager"  
in der DDR

Es war ein wenig erfreulicher Anblick, als wir durch das Hirschberger Braunkohlenrevier dem Industriedorf Großkayna zufuhren: rechts und links der Straße Hochspannungsleitungen, hochaufragende Fabrikschornsteine und - was uns am stärksten beeindruckte - dunkle Staubwolken. Bald war es uns klar: Großkayna war eine Insel inmitten von Kohlengruben und Fabrikanlagen. Konnte es hier angenehm sein, das Berufspraktikum abzuleisten? War das ein Ort, um seine Ferien zu verbringen? Das auf keinen Fall! Und doch fanden sich in Großkayna inmitten des Staubregens, unter dem Tuten der Kohlenzüge und dem Kreischen der Bagger in den Gruben 10 Pastoren und Theologiestudenten zusammen, die zum großen Teil ihre Ferien vor sich hatten. Was hatte sie zusammengeführt? Sie alle waren einer Einladung der Gossner-Mission gefolgt, die erstmalig in der DDR den Versuch eines "Pastoren-Arbeitslagers" unternahm.

Um den Sinn dieses Unternehmens klarzumachen, wird es nötig sein, zunächst in einigen Sätzen die Arbeit der Gossner-Mission zu skizzieren. Sie wurde von dem Pastor Johannes Evangelista Gossner im vergangenen Jahrhundert gegründet und arbeitet auf zwei Missionsgebieten: Indien und Deutschland. Was Gossner (1773-1858) schon zu seiner Zeit erkannte, nämlich daß ganze Schichten unseres Volkes trotz der volkskirchlichen Sitte dem Evangelium entfremdet waren, das ist der Gossner-Mission zum Leitgedanken ihres Tuns in Deutschland geworden. Sie geht dabei in der DDR besondere Wege. In einer Zeit, in der die Volkskirche nur noch ein Gebilde der Vergangenheit ist, versucht sie gerade die Menschen zu erreichen, die sich von der Kirche abgewandt haben oder zu denen die volkskirchliche Ordnung das Evangelium nicht kommen ließ. Deshalb sucht die Gossner-Mission neue Wege der Verkündigung und tut dies besonders durch Wohnwagen- und Gruppenarbeit (Teamarbeit). Die Gemeinschaft dieser Gruppen wird dabei stark gefördert durch gemeinsame körperliche Arbeit. Die aktive Mitarbeit ihrer Glieder in Industrie und Landwirtschaft drückt das Ja der Gossner-Mission zum Menschsein in den neuen Formen unserer Gesellschaft aus. Alles in allem: Es geht ihr um tätiges Christentum in unserer Zeit, in unserem Staat.

Davon war auch das Arbeitslager in Großkayna bestimmt, das uns vom 1. - 20. August 1958 dort zusammenführte. Freilich - an Erholung und Urlaub war nicht zu denken, denn es stand viel auf dem Plan, den der Leiter der Gossner-Mission in der DDR, Pastor Bruno Schottstädt zusammen mit dem Pastor loci Martin Ziegler aufgestellt hatte. Da stand am Anfang des Tages die körperliche Arbeit. Ein Schandfleck im Dorfbild, die Ruine des Kirchturmes der alten Großkayner Kirche, die Pfingsten 1944 durch amerikanische Bomben zerstört worden war, sollte verschwinden, der Schutthaufen planiert und eine Grünfläche angelegt werden. Es war für uns alle eine ungewohnte harte Arbeit, die wir jeden Morgen mit einer kurzen Andacht auf dem Arbeitsplatz begannen. Aber dabei lebten wir uns zusammen, lernten uns kennen und verstehen und waren bald eine überaus fröhliche Gemeinschaft. Und was würde man im Dorf dazu sagen? Das war doch etwas völlig Ungewohntes, daß Pastoren im Dorf mit Hacke und Schaufel arbeiteten! Aber diese Frage war sehr schnell beantwortet; denn die Gemeinde nahm regen Anteil an unserer Arbeit, und zum Teil wurden wir auch tatkräftig unterstützt. Und das galt nicht nur für die Arbeit auf dem Platz, sondern vor allen Dingen für die Arbeit in der Küche, wo viele Frauen bewiesen, daß es eine lebendige Gemeinde im Orte gab; denn viele Hände waren nötig, um den reichlich bemessenen Hunger, den wir zu den Mahlzeiten mitbrachten, mit wohlschmeckendem Essen zu stillen.

Nach

Nach einer verdienten Mittagsruhe folgte dann der zweite Teil unserer Arbeit: die Hausbesuche in der Gemeinde. Wir wollten einmal nichts anderes, als für die Brüder und Schwestern in der Gemeinde da sein, um ihnen in ihren eventuellen Sorgen und Nöten helfen zu können. Viele freilich konnten das kaum verstehen, daß jemand kam, ohne etwas zu wollen. Und dann entspannen sich Gespräche, kürzere und längere, oft konnte ein Wort des Trostes gesagt werden, manchmal kam es zu Auseinandersetzungen - alles ein Stück tätiges Christentum!

Bei unseren Hausbesuchen konnten wir die Gemeinde zu zwei Gemeindeabenden einladen, und die fast vollbesetzte Kirche ließ erkennen, daß unsere Arbeit nicht ohne äußeren Erfolg geblieben war. Einmal war es Pastor Schottstädt aus Berlin, der in einem Lichtbildervortrag über die Arbeit der Gossner-Mission in Indien und Deutschland sprach. Die Kollekte dieses Abends war für die Anschaffung einer Speziallampe zur Tbc-Erforschung für das von der DDR in Vietnam eingerichtete Krankenhaus bestimmt. Der zweite Abend war dem Thema der christlichen Erziehung heute unter der Überschrift "Taufe - und was dann?" gewidmet.

Die übrigen Abende waren ausgefüllt mit einem allgemeinen Erfahrungsaustausch und vor allen Dingen mit der Vorbereitung der sonntäglichen Gottesdienste. In ihnen sollten neue Formen der Verkündigung versucht werden; denn was für Luther vor 400 Jahren galt, wenn er sagte: "Man muß den Leuten aufs Maul sehen", das gilt für uns heute in nicht geringerem Maße. Wie können wir in Worten reden, die nicht mehr verstanden werden, oder in Formen, die nicht mehr ansprechen?! Von diesen Gedanken getragen versuchten wir einmal eine Predigt, deren vier Teile je von einem anderen Pastor gehalten wurden, die Verkündigung des zweiten Sonntags dagegen geschah in der Form eines Gesprächs, in Rede und Gegenrede.

Um das Bild von diesem Arbeitslager abzurunden, sei noch erwähnt, daß wir gemeinsam auch einen Tag im HAW mitarbeiteten, wo wir beim Bau eines neuen Sportplatzes in Großkayna halfen (das Gelände war ein ehemaliger Truppenübungsplatz). Alles in allem sollte unsere Arbeit ein Zeichen tätigen Christentums für Großkayna und durch diesen Bericht nun auch für unser ganzes Land sein. Es war eine feine Sache, dieses gemeinsame Leben, die gemeinsame Arbeit und der gemeinsame Dienst an unseren Mitmenschen. Wir sollten unsere Hände noch mehr röhren allerorts in der DDR, damit alle sehen, daß wir Christen es ernst nehmen mit dem Tun des Willens Gottes und daß die Kirche Jesu Christi auch in unserem sozialistischen Staat den Menschen etwas zu sagen hat und am Aufbau einer besseren Zukunft für unser Volk mithelfen kann und muß!

Rudolf Wolfram.

*Zet  
9.6.2016*

## Wer ist tauglich für das Reich Gottes?

Und als sie wanderten, sagte einer auf dem Wege zu ihm: Ich will dir nachfolgen, wohin du auch gehst. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels haben Nester; der Sohn des Menschen dagegen hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.

Er sprach aber zu einem anderen: Folge mir nach! Der antwortete: Erlaube mir, zuvor hinzugehen und meinen Vater zu begraben. Da sprach er zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!

Es sagte aber auch ein anderer, ich will dir nachfolgen, Herr; zuvor jedoch erlaube mir, von denen, die in meinem Hause sind, Abschied zu nehmen. Da sprach Jesus zu ihm: Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurückblickt, ist tauglich für das Reich Gottes.

(Lukas 9, 57 - 62)

Jesus ist immer aktiv - er ist unterwegs: er predigt, er betet, er heilt, er lehrt seine Jünger. Niemals sitzt Jesus tatenlos herum, niemals stellt er religiöse Spekulationen an, niemals redet er unverständlich. Die ganze Aktivität Jesu hat ein Ziel, er handelt nicht planlos. Sein Ziel wird in den Evangelien deutlich beschrieben: das Kreuz. Dieses Mordzeichen wird und ist für Jesus das Lebenszeichen. Und das Kreuz wird das Lebenszeichen der Gemeinde. In allen Reden und Taten Jesu wird im letzten das Kreuz (Leben) deutlich. Jesu Reden und Taten rufen, er selber ruft: Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Zum neuen Leben gehört das Absterben des alten Menschen, zum neuen Leben gehört Tod. Zu Jesus, der von sich selbst sagt: "Ich bin das Leben" gehört der Tod.

Wenn Jesus nun in die Nachfolge ruft, so heißt das für den Jünger: "sich selbst zu verleugnen", als der alte Mensch abzusterben und von Jesus eine neue Bestimmung und Ausrichtung zu erfahren.

Dem Menschen, der sich freiwillig in die Nachfolge meldet, wird von Jesus deutlich gemacht, daß sich aus einer bloßen Begeisterung heraus noch nicht leben läßt. "Es kann sich keiner selbst rufen" (Bonhoeffer). Es weiß keiner von sich aus, was es heißt, in ganzem Gottvertrauen zu leben. Praktisch: Es genügt nicht, wenn ich kirchlich bin. Es genügt nicht, wenn ich mich für den Pastor und seine Rede begeistere. Es genügt nicht, wenn ich meine Berufung fühle. Es genügt auch nicht, wenn ich fromme Vokabeln benutze. Damit sind wir ganz beim Thema unseres Textes: Es geht um die Tauglichkeit oder Untauglichkeit für das Reich Gottes, und es geht um die Tauglichkeitsprüfung. Es gibt Menschen, die sind untauglich für das Reich Gottes, und sie bleiben untauglich, wenn sie nicht anfangen, auf Jesus Christus zu hören (zu gehorchen). Jesus hat keine Prüfungskommission, mit der er die Tauglichkeit feststellt, er teilt auch keine "Noten" aus und differenziert, er ist einzige und allein mit sich selber der Prüfstein. Wer mit ihm absterben kann, wird mit ihm ein neues Leben führen können. Nur, weil wir so schwer von uns selber wegkommen, von dem, was wir so gern für das Wichtigste halten - nur, weil wir so gern mit uns selbst vor uns selbst Reklame schieben - darum kommen wir so schwer weg vom "Über-Gott-Reden", darum kommen wir so wenig zu schlichten mitmenschlichen Taten, darum leben wir Jesus nicht nach, und darum wird unser Leben kein Ruf für andere.

Dem

Dem Menschen, der für Jesus nur schnelle Begeisterung hat, wird die Schwere seines Lebens gezeigt. Jesus hat keinen Platz für sich selbst in der Welt, er kennt keine Ruhe, weil er einen Auftrag hat. Und wer mit ihm umgeht, der muß vor aller Welt als sein Verbündeter deutlich werden. Er hat ebenso keinen Platz für sich selbst, er hat ebenso keine Ruhe, um nur nach seinen Bedürfnissen zu leben (und seien es auch religiöse Bedürfnisse), er muß mit seinem Herrn unterwegs sein, nur für andere.

Jesus ruft: "Folge mir nach!" Der fromme Mensch, der die Heilige Schrift kennt und das Gesetz halten will, sagt, laß mich bitte erst meinen Vater begraben. Jesus geht es nicht um die Erfüllung kirchlicher Pflichten, sondern, wer mit ihm umgeht, muß ständig seine Dienste tun: predigen, heilen, lehren. Indem der fromme Mensch erst das Gesetz erfüllen will, trennt er sich bereits von dem neuen Leben, das auf ihn zukommt. Jesu Wort verträgt keine Bedingungen, auch wenn diese religiös oder biblisch begründet werden.

Ein Dritter will erst von seiner Familie Abschied nehmen, dann will er Jesus nachfolgen. Er möchte noch einmal so ganz er sein, noch einmal ganz allein in der Mitte stehen! Wir kennen sicher alle solche Abschiedsfeiern. Doch in dieser Zeit kommt er ab von Jesus, er verliert den Kontakt, und er verliert damit die Richtung: der Weg wird von Anfang an ein krummer, außerdem hat er keinen Tiefgang mehr. Darum: niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurückblickt, ist tauglich für das Reich Gottes. Mit Jesus Christus gibt es kein Zurück. Es gibt kein Zurück mehr zur alten Religion (zur "Religion der Väter"). Es gibt auch kein Zurück in ein schönes, ungestörtes Familienidyll, es gibt kein Zurück in die gute alte Zeit. Jeder, der zurückschaut, wehmütig oder etwa gar hilfesuchend, hat die Tauglichkeitsprüfung für das Reich Gottes nicht bestanden. Wer aber hat sie dann bestanden, und wer wird sie bestehen? Wir merken, daß es uns wackelig in den Beinen wird. Wir haben die Prüfung für das Reich Gottes nicht bestanden.

Und trotzdem: Jesus ruft weiter zum Mitmachen. Nur indem wir bei ihm mitmachen, kommen wir heraus aus der verunglückten Situation, in die wir uns selber gebracht haben. Sein Ruf: "folge mir" hat die Vergebung in sich - und dies ist neues Leben.

Jesus ist immer aktiv, und wir dürfen seine "Aktivisten" sein. Wir können nicht zufrieden sein und herumsitzen und schöne geistvolle Gedanken oder eine fromme blumenreiche Sprache haben. Wir können uns nicht zufriedengeben mit dem festen Platz auf der Kirchenbank, mit dem Aufsagen eines Katechismusstückes oder eines Bibelspruches. Wir können uns nicht zufriedengeben mit bloßer Kirchlichkeit oder gar mit "religiösen Gefühlen." Wir haben in Jesu Namen ständig Taten zu tun. Welche Taten? Darüber allerdings lohnt es sich nachzudenken und ein wenig planvoll zu handeln. Es ist heute sicher an der Zeit, daß wir unser Christsein nicht vom Besuch des Gottesdienstes oder der Bibelstunde her, messen, sondern daß wir uns in der Welt mit Taten bewegen. Vielleicht müssen wir in Europa ein bißchen weniger predigen und ein wenig mehr das "Heilen" lernen. Das Heilen Jesu ist Predigt und zu heilen gibt es viel, besonders unter denen, die wir bisher geknechtet haben, z.B. in Afrika und Asien. Zu heilen gibt es unter den Nationen und unter einzelnen Menschen. Es gibt viel zu heilen - und gerade Christen in Deutschland, die an der Schuld der Väter mittragen, sollten das Heilen neu lernen. Wir haben zu heilen mitten in der Welt - aber ohne etwas dafür zu fordern. Um solches Heilen fertigzubringen in Jesu Namen - müssen wir heraus aus allem Denken in Kategorien. Zu solchem Heilen gehört, daß wir den anderen nicht verdächtigen oder madig machen, daß wir ihn nicht abstempeln oder gar "abschießen", daß wir nicht eine Mauer gegen ihn

ihn aufrichten, sondern daß wir ihn mit unserer Tat aufrufen, ein 'Zeichenträger' Jesu zu werden.

Die erste Tauglichkeitsprüfung für das Reich Gottes haben wir nicht bestanden. Laßt uns gegenseitige Hilfe leisten, damit wir bescheiden und demütig leben lernen und vielleicht zu einer zweiten Prüfung durch unseren Herrn Jesus Christus zugelassen werden.

Bruno Schottstädt

19.6.58

## Unzufrieden mit sich und mit der Kirche

(zum 100. Todestag von Johannes Evangelista Gossner)

Wir nehmen uns selber alle zu ernst. Wir halten viel zu viel auf unsere eigene Rede, auf unser Verständnis von Menschlichkeit, auf unser Verständnis von Welt und von Kirche. Weil wir uns selber zu lieb-haben und unsere Erkenntnisse und Verständnisse für allein richtig halten, kommen wir so wenig zu den anderen - die Kirchlichen kommen wenig zu den Unkirchlichen, die Glaubenden zu wenig oder gar nicht ins Gespräch mit den Nichtglaubenden und umgekehrt. Wir haben uns selber zu lieb, darum grenzen wir uns ab. Wir haben uns selber zu lieb, darum machen wir den anderen madig. So tun wir in der Welt, so tun wir in der Kirche. Wir haben uns selber zu lieb, darum geht Evangelium verloren.

Johannes Evangelista Gossner, dessen 100. Todestag wir heute begehen, hat uns gezeigt, wie wichtig es ist, von sich selber wegzusehen, um Christus-Zeugnis deutlich zu machen. Seit der Menschwerdung Gottes liegen für uns Welt und Kirche durcheinander. Wer kann klar sagen: hier ist Kirche - hier ist Welt! Wer kann von sich sagen: ich bin ein rechter Christ, ich bin einer, der weiß, was Kirche ist. Natürlich läßt sich mit Kirchengesetzen eine glatte Regel aufstellen - eine klare Grenze ziehen. Doch, wer weiß, ob diese Grenze richtig gezogen ist? Gehören wir zur Welt oder zur Kirche? Sicherlich sind wir Welt und Kirche zugleich - eng vermischt und oft undurchsichtig.

Wenn Kirche das ist, was mit Jesus Christus in die Welt gebracht wurde, dann ist Kirche nicht gegen die Welt, sondern in der Welt und eine hilfreiche Sache für alle Menschen. Wenn Jesus Christus mit seinem Leben und Tod für andere da war - nur für andere - und wenn er unser Herr und Meister ist, der uns in seine Nachfolge ruft, wenn er es ist, der uns zu seinem Leib gemacht hat, uns, die wir durch ihn dazu gekommen sind, zu sagen: mein Herr ist Jesus Christus, dann werden wir mit ihm in der Welt lernen müssen, wirklich für andere da zu sein - ganz gleich, ob diese Welt kapitalistisch oder sozialistisch ist. Jesus fragte nicht, ob die Regierenden fromm oder nicht fromm sind, ihm ging es um den Dienst an den Menschen, um die Mitteilung von Leben, Frieden und Gemeinschaft. Alle seine Jünger sind aufgefordert, in seinem Namen zu sprechen und nach seinem Weg und Willen Taten der Liebe zu tun, Taten, die etwas vom Opfer für die Welt deutlich machen. So brauchen Jünger Christi immer die Welt, um im Auftrage ihres Herrn Zeichen tun zu können, und die Welt hat ihren Dienst nötig, sie wartet sogar auf diesen Dienst. Bei der Oekumenischen Tagung in Evanston hieß es: "Ohne das Evangelium hat die Welt keinen Sinn, ohne die Welt hat das Evangelium keine Wirklichkeit." Das Evangelium will Menschen in der Welt zum Tragen bringen, zum Leben, zur Hoffnung, zur Freude und zum Frieden. - Es durchbricht dabei alle Schranken, die von Menschen so leicht und schnell aufgerichtet werden, es läuft nicht nur in den Bahnen, die durch Kirchengesetze abgesteckt sind, aber genauso wenig in den Bahnen, die von weltlichen Organen abgesteckt werden. Es hat seinen eigenen Weg - es geht ihm aber immer um den Menschen, um seine Rettung. Dieses Evangelium müssen seine Jünger mit ihrem Leben deutlich machen.

Darum ging es auch Johannes Evangelista Gossner. Er wurde in Süddeutschland 1773 als Sohn eines katholischen Bauern geboren. Er besuchte die Oberschule, studierte Theologie und wurde Priester. Er merkte sehr früh, daß das Evangelium in der katholischen Kirche "im Zaum gehalten" wurde, und daß da noch andere waren, die das Evangelium als Lebenshilfe glaubten. Er hatte bald Kontakt mit evangelischen

evangelischen Theologen. Einmal hat er einen evangelischen Missions-Inspektor für ein halbes Jahr vertreten (Oekumene oder una sancta?!). Diese Kontakte liebten seine Kirchenführer nicht. Er kam ins Priestergefängnis. Doch seine Predigt blieb auch danach evangelisch. Er wurde oft versetzt. Nach 4 Jahren Dienst im damaligen Petersburg (1820 - 24) kehrte er nach Deutschland zurück. Obgleich er ein bekannter Mann geworden war - viele Bücher inzwischen geschrieben hatte - wollte man ihn in der katholischen Kirche nicht mehr haben. 1826 trat er zur evangelischen Kirche über und wurde 1829 evangelischer Pfarrer an der Böhmischt-lutherischen Bethlehemskirche in Berlin. Hier diente er im wahrsten Sinne des Wortes bis an sein Lebensende. Am 30. März 1858 wurde er heimgerufen. Sein letztes Wort war: "Mein Lämmlein, Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausgezogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir!"

Über die Kirche hat er seine eigene Meinung behalten: "In der katholischen Kirche gibt es zu viel Politik, in der evangelischen zu viel Verwaltung". Gossner ging es um den Dienst mit dem Evangelium in der Welt. Das Evangelium ist nicht nur eine Hilfe zum ewigen Leben, sondern es will Hilfe sein zur besseren Lebensgestaltung der Menschen - es will Menschen wach machen, für notleidende Brüder einen Blick zu bekommen, es will Menschen in den Dienst holen für andere. Gossner - einer der wenigen Kirchenmänner des vorigen Jahrhunderts - sah die große Not unter den Berliner Arbeiterkindern. Er gründete Kinderbewahranstalten. Er sah das große Elend: kranke und hungernde Menschen, die in primitiven Wohnungen leben mußten. Er gründete Männer- und Frauen-Krankenbesuchvereine und schickte damit Menschen zum Dienst durch viele Elendshäuser Berlins. Schließlich ist er der Gründer des ersten evangelischen Krankenhauses in Berlin, des Elisabeth-Diakonissen und Krankenhauses. Dann sieht er die vielen Auswanderer nach Übersee gehen: "ihnen muß das Wort Gottes mitgegeben werden!" Er schickte Männer mit, die den Auswanderern das Evangelium verkündigen sollten. Schließlich beginnt er das Werk der Heidemission unter den Adivasis, den Ureinwohnern Indiens. Bis zu seinem Lebensende sendet er noch 141 Missionare in alle Welt, besonders nach Indien.

Heute gibt es die Gossner-Mission in Deutschland und in Indien, eine seit 1919 selbständige Lutherische Gossner-Kirche von Chota-Nagpur und Assam.

Wie schon angedeutet, war Gossner mit der Kirche immer unzufrieden. Dabei stellte er sich mitten in diese Kirche hinein - er trägt die Schuld mit. - Die Gossner-Mission ist bis auf den heutigen Tag mit sich und der Kirche unzufrieden geblieben - wir können gar nicht genug tun und gar nicht genug deutlich machen, daß es dem Christen nicht um eine Verkirchlichung der Welt gehen darf, sondern um schlichten brüderlichen Dienst im Alltag, und in diesem Dienst ist die Arbeit des X im Volkseigenen Betrieb gleichwertig dem Dienst des Pastors Y auf der Kanzel oder im Unterrichtsraum.

Von Vater Gossner her geht es der Gossner-Mission niemals nur um "fromme Sprüche", sondern um das gelebte Evangelium. Dies deutlich zu machen und mit und an sich selber zu erfahren, darum ging es den Arbeiterpriestern in Frankreich. Und darum geht es Pastor SYMANOWSKI, dem Leiter der Gossner-Mission in Mainz-Kastel, der dort ein Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie und ein Lehrlingsheim errichtet hat. Symanowski ist selber einige Zeit im Betrieb als Arbeiter gewesen und hat versucht, auf diese Weise Anteil zu nehmen am Leben des arbeitenden Menschen. Er hat versucht, die Fragen, Wünsche und Sorgen der Arbeiter kennenzulernen, um ihnen auf irgendeine Weise helfen zu können. Mit ihm haben andere Pastoren den Dienst getan.

In

In Westberlin ist das Gossner-Haus Mittelpunkt der kirchlichen Erziehungsarbeit, da ist der Sitz der kirchlichen Erziehungskammer für Berlin. Missionsdirektor D. LOKIES ist bemüht, in Gossners Sinn mit dem Evangelium den Kindern zu helfen. Er ist ferner bemüht als ein Vater der Gossner-Kirche in Indien beizustehen, nicht als der, der die Richtung angibt, sondern als einer, dessen Kinder schon längst mündig geworden sind. Sie müssen in ihrer Welt die Kirche Christi darstellen, der es um den Dienst am Menschen geht.

Dies treibt auch die Gossner-Mission in der DDR um, dem Evangelium Raum zu verschaffen in neuen Formen. Wir haben bisher keine festen Häuser, sondern Wohnwagen, die mal hier und mal dort stehen können, zeichenhaft für eine Kirche, die sich bemüht, unterwegs zu sein, aber unterwegs bei und mit den Menschen. Unsere Wohnwagen haben 1948 - 1951 im zerstörten Oderbruch Menschen geholfen - sie dienten als Räume zur Versammlung den Gemeinden, später ebenso in Stalinstadt und jetzt in der Lausitz. Junge Pastoren und Missionare, Studenten und Diakonsschüler waren bemüht, in Gruppen von diesen Wagen aus den Menschen in der sozialistischen Gesellschaft auf dem Lande Partner und Helfer zu werden. Sie haben als Traktoristen und Binderfahrer auf einer MTS mitgearbeitet, sie haben LPG und Privatbauern bei der Ernteeinbringung geholfen. Sie taten diese Dienste, ohne die Leute damit in die Kirche hereinlocken zu wollen, sie wollten nur zeigen: mit Jesus Christus möchten wir dienen ohne zu fordern. Wir möchten auch im sozialistischen Staat - in den neuen Formen der Gesellschaft - Christ sein können. Wir wollen das Evangelium nicht gegen den Sozialismus verkündigen, sondern uns geht es um den helfenden Dienst am Menschen. Darum ging es auch bei den Oekumenischen Aufbaulagern. Wir glauben, daß es gut ist, wenn junge Menschen, die Christen sein wollen, aus vielen Nationen und Konfessionen auf Berliner Boden die Einheit der Kirche und die Einheit der Völker demonstrieren. Junge Christen kamen in den letzten 3 Jahren nach Berlin, um ein Zeichen der Liebe aufzurichten (im Jahr 1957 waren es 47). Sie wohnten und arbeiteten im demokratischen Sektor. Das Nationale Aufbauwerk hatte Baustellen zur Verfügung gestellt, auf denen gearbeitet werden konnte und Mitarbeiter zur Anleitung geschickt. Durch diese Arbeiten kamen zweimal Fahrten in die DDR zustande und manches Gespräch mit Menschen, die in der DDR leben. Es gab Gespräche mit Marxisten auf der Baustelle, beim Nationalrat der Nationalen Front, bei Festen, die zusammen mit Bürgermeistern und Stadtvätern veranstaltet wurden. Immer ging es um den Menschen und um die Sorge für ihn. Auch in anderen Orten der DDR wurden ähnliche kleine Arbeitsdienste durchgeführt.

Da die Gossner-Mission in der DDR und in der Bundesrepublik Diensttut und in der Gesamtkirche verantwortlich mitarbeitet, ergibt es sich, daß auf dem Berliner Boden (in beiden Teilen der Stadt) Ost-West-Begegnungen durchgeführt werden. Dabei werden Referenten aus beiden deutschen Staaten herangeholt. Die Teilnehmer waren im letzten Jahr nicht nur Deutsche, sondern auch Brüder und Schwestern aus anderen europäischen Ländern. Bei diesen Tagungen geht es um das existenzielle Zeugnis der Christen in Ost und West und um das brüderliche Gespräch zwischen den Teilnehmern. Wir wollen uns über die politischen und kirchlichen Grenzen hinweg verstehen und lieben.

Mit allen Diensten bemüht sich die Gossner-Mission deutlich zu machen: Gott geht es mit seiner Kirche um den Dienst in der Welt. Dabei geht es nicht um den Erfolg, sondern nur um die ständige Selbstprüfung derer, die den Dienst tun: sind wir auf dem rechten Wege? Haben wir das Evangelium recht verkündigt und gelebt? Bei uns - das ist unser Wunsch - möchten Unsicherheit und Unzufriedenheit bleiben, damit unser Dienst wirklich Dienst bleibt.

Das Evangelium fordert von uns Wirklichkeitsmenschen und nicht Himmelfahrtskomiker

Diverse  
Zeichen  
der Zeit

3/5.66

Kunst: Bitte gleich zuerst erledigen

## DIE ZEICHEN DER ZEIT

EVANGELISCHE MONATSSCHRIFT FÜR MITARBEITER DER KIRCHE

Chefredakteur: D. Gerhard Brennecke

Herrn

Pfarrer Bruno Schottstädt

Berlin N 58  
Göhrener Str. 11

1017 Berlin

Georgenkirchstraße 70

2.5.1966

Va./Oeh.

Sehr geehrter Herr Pfarrer Schottstädt,

wie bereits angekündigt, übersenden wir Ihnen in der Anlage einen Durchschlag des leicht verbesserten Manuskriptes "Taufpraxis anders als üblich". Die beiden unklaren Stellen stehen auf Seite 3. Unter 2a haben wir bereits den Text verbessert, wissen aber nicht, ob es so gemeint war, wie der Satz jetzt lautet. Unter 3b letzter Satz müßte ergänzt werden. Wir haben die beiden Stellen in Ihrem Durchschlag mit einem Fragezeichen bezeichnet. Für eine baldige Rücksendung des Durchschlages wären wir sehr dankbar.

Haben Sie inzwischen schon ein zweites Exemplar der "Biene", das ich einmal einsehen könnte?

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

Anneliese Vahl

Anneliese Vahl

Telegramme: zeitzeichen berlin, TSammel-Nr. 530246 Apparat 28

## Taufpraxis anders als üblich

### Vorgeschichte

Hier soll von einer neuen Taufpraxis berichtet werden, die in einigen Gemeinden in der DDR geübt wird. Der Zeitraum für die Erfahrungen mit dieser Neuregelung ist kurz und über-  
schreitet nirgends <sup>die</sup> 2 Jahre. Nur die allgemeine Hilflosig-  
keit veranlaßt uns, schon jetzt davon zu berichten. Dabei  
sei ausdrücklich festgestellt, daß wir keine neue Theologie  
der Taufe geben können und auch nicht in die aktuelle Ausein-  
andersetzung zwischen Kindertaufe und Mündigkeitstaufe ein-  
greifen wollen. Die gegenwärtig allgemein geübte Taufpraxis  
mit Eltern- und Patengespräch nach kurzfristiger Taufanmel-  
dung erscheint uns nicht dem Ernst der Taufe angemessen, eben-  
so die an vielen Orten in den sogenannten Hauptgottesdienst  
aufgenommene Taufe. Beide Maßnahmen können nicht darüber hin-  
wegtäuschen, daß aufa ganze geschehen bei den Eltern und Paten  
nichts in ihrem Verhältnis zur Kirche geändert wird, sondern  
es sich um eine neue einmalige Berührung mit der Gemeinde  
handelt. Unter dem Druck des Tauftermins sind die Vorausset-  
zungen zu einem echten Gespräch außerst ungünstig. Die Eltern  
und Paten sind oft bereit, alles zu versprechen, ohne es  
ernsthaft halten zu wollen, weil sie die Taufe des Kindes  
unter allen Umständen zu erwirken suchen und Taufgespräch  
und Taufort als unumgänglich in Kauf nehmen.

Von diesen Erkenntnissen sind wir ausgegangen, als wir dazu  
kamen, nur noch wenige (zwei oder drei) Tauftermine im Jahr  
(z.B. Pfingsten und 1. Advent) festzulegen und damit ein in-  
tensives, meist halbjähriges Vorgespräch mit den Eltern und  
nach Möglichkeit auch Paten zu führen. Wolf Bohren sagt:  
"Die Kasualpraxis ist als Praxis unwahrhaftig geworden und  
muß daher als Praxis geändert werden. Solange die Praxis so  
ist, wie sie ist, solange können wir so textgemäß reden, wie  
wir wollen, wir werden grundsätzlich nicht textgemäß verstan-  
den werden... Es gibt Situationen, die das Wort terpedieren  
und neutralisieren, weil das Wort selber vor seinem Gespro-  
chenwerden die Veränderung der Situation erfordert."<sup>1)</sup> Die  
Verantwortung für die Änderung der Taufpraxis in einer Ge-

meinde kann nicht allein vom Amtsträger wahrgenommen werden. Die ganze Gemeinde, alle verantwortlichen Mitarbeiter sollten darüber Bescheid wissen, ihr Einverständnis erklären und die Neuregelung unterstützen.

#### Tauftermine

Wenn die Gemeinde die Verantwortung für die Taufe wahrnehmen soll, muß deutlich werden, daß sie bei der Taufhandlung unmittelbar beteiligt ist. Deshalb gehört die Taufe in den Gemeindegottesdienst. Je nach der Zahl der Gemeindemitglieder und der durchschnittlichen Taufanmeldungen ist eine bestimmte Anzahl von Taufgottesdiensten zu vereinbaren. Bei Festlegung der Tauftermine sollte man sich davon leiten lassen, möglichst viel Zeit zwischen der Anmeldung und dem Vollzug der Taufe zu gewinnen, um so ein unbelastetes Gespräch führen zu können. Der Taufttermin kann je nach der Situation (Großstadt, Dorfgemeinde) vom Gemeindepfarrer vorgeschlagen oder in gemeinsamer Übereinkunft mit den Taufeltern festgelegt werden. Man sollte so viele Termine vorschlagen, daß in einem Gottesdienst nicht mehr als zehn Kinder getauft werden, um ein gegenseitiges Kennenlernen und Gespräch der Eltern zu ermöglichen. Andererseits sollte es so viele Termine geben, daß immer mehrere Täuflinge zusammen die Taufe empfangen und genügend Zeit zur Vorbereitung bleibt. Bei allen Gemeindezusammenkünften müßte diese Regelung bekanntgegeben und auch erläutert werden.

#### Unsere Vorbereitung für diese Taufregelung

##### I. Grundsätzliches

Die Vorbereitung auf die Taufe sollte nicht Taufkatechumenat genannt werden, weil darin zu stark der Charakter des Lehrhaft-Schulischen und zu wenig die Möglichkeit des offenen Gesprächs mit freier Entscheidung (zum Taufverzicht) gegeben ist. Zur Vorbereitung der Taufe gehören zw. Dinges einmal die Besuche bei den Taufeltern und zum anderen die Einladung zu mehreren gemeinsamen Abenden. Es sollte angestrebt werden, daß Gemeindemitglieder, die selber jüngere Väter oder Mütter sind, diese Besuche machen und an den gemeinsamen Zusammenkünften teilnehmen. Mit diesen Besuchen wird deutlich,

es handelt sich bei der Taufe nicht um einen individualistischen Akt, sondern um eine gemeindebezogene Handlung. Das persönliche Kennenlernen ist dabei sehr wichtig. Bei den gemeinsamen Abenden ist die Taufe als Gabe und Aufgabe deutlich zu machen.

## 2. Themen für die Abende

a) Wer ist Kirche?

*Bei soerr*

(Wer Kirche sagt, meint Jesus Christus, ist aber selber betroffen.)

b) Taufe als Aufnahme in die Gemeinde

(Taufe als Inkorporation in die Gemeinde Jesu Christi)

c) Einübung im Glauben

(Erziehungsfragen, Gebete, Lieder)

d) Taufvollzug, Tauffragen, Taufformular

## 3. Vorbereitung auf die Themen

Wir arbeiteten keine Referate zu den Themen aus, sondern bedachten die Möglichkeiten, ein Gespräch darüber in Gang zu bringen und zu leiten. Es zeigte sich, daß provokatorische Fragen die Gesprächsteilnehmer am besten aus ihrer Reserve lockten. Dazu die Beispiele, die wir im Gespräch erarbeitet haben und die hier nur skizzennartig wiedergeben können:

a) Wer ist Kirche?

An wen denkt man, wenn heute von Kirche gesprochen wird?

Feststellung: Die Kirche sind immer die anderen.

Wer ist denn eigentlich Kirche (z.B. am betreffenden Ort)?

Feststellung: Wer Kirche sagt, muß sich selbst meinen.

Wie kommt sich das bei uns?

b) Taufe als Aufnahme in die Gemeinde.

Warum lassen Sie Ihr Kind taufen?

Wenn es nach Ihren Wünschen geht, was sollte Ihr Kind dann werden?

Was würden Sie dazu sagen, wenn Ihr Kind Pfarrer wird?

Feststellung: ~~Die Menschen sind eigentlich~~

c) Einübung im Glauben (christliche Erziehung)

Wer übernimmt Bildung im Glauben?

(Eltern, Paten, Mitglieder der Gemeinde, evtl. Katechet, Pfarr-

rer; Bild des Trainers, Sachkenntnis, selbst Aktiver)

Wo geschieht Einübung im Glauben?

(zu Hause und in der Gemeinde, Gemeindezusammenkünfte)

Wie geschieht Einübung im Glauben?

Beispiel: Anleitung zum Gebet, Kenntnis und Mitteilung biblischer Lehre)

Erörterung der Hilfsmittel

(Schild des Glaubens, Ieporellos, Gesangbuch, Bibel, Erzählungen)

d) Taufvollzug, Tauffragen, Taufformular

Nach Möglichkeit Einladung zu einem Taufgottesdienst, Befreiung des Gottesdienstablaufes und der Taufhandlung auch in seinen Äußerlichkeiten.

Nochmalige Vorlage der Tauffragen

Es erscheint uns außerst schwierig, das Geschenk der Taufe (Taufe als Gnade) in einen Gespräch im Rahmen der angegebenen Beispiele zu diskutieren. (Das Evangelium kann nicht aus den Menschen herausgefragt werden). Wir haben deshalb an den Gesprächsabenden versucht, die Taufgnade deutlich zu machen.

#### Auswertung

Die Besuche und Gesprächsabende, die in zwingloser Form stattfanden, erschienen den Teilnehmern sinnvoll. Dies zeigt die Beteiligung und die oft große Aufgeschlossenheit bei den Zusammenkünften. Nach unserer Meinung konnten viele Mißverständnisse über die Taufe beseitigt werden. Inwieweit ein wirkliches Verständnis der Taufe gewonnen und positive Schlussfolgerungen gezogen wurden, ist schwer einzuschätzen. Allerdings kam es zu wirklichen Entscheidungen. In einem Ort meldeten bei sieben Taufeltern zwei Elternpaare nach Besuch der Abende ihr Kind zunächst von der Taufe ab, ohne jetzt die Kindesweihe in Anspruch zu nehmen. Sie begründeten ihren Rücktritt mit der Bemerkung: "Wenn ich die Tauffragen mit ja beantworte, würde ich leucheln." Beide Elternpaare sind zu weiteren Gesprächen bereit. Dies hatte durchaus keine negative Rückwirkung auf die anderen Taufeltern und die Gemeinde. Der Weg, die Gemeindeglieder zu echter Entscheidung zu führen, hat sich nach unserer Meinung als gangbar erwiesen. Es

bleibt abzuwarten, ob es zu einer regelmäßigen Teilnahme  
der Eltern am Leben der Gemeinde kommt.

Fußnote

(bitte auf die entsprechende Seite drucken!)

- 1) Unsere Kasualpraxis - eine missionarische Gelegenheit?,  
Theol. Existenz heute, Heft 83.

# DIE ZEICHEN DER ZEIT

EVANGELISCHE MONATSSCHRIFT FÜR MITARBEITER DER KIRCHE

Chefredakteur D. Gerhard Brennecke

Herrn  
Pfarrer Bruno Schottstädt  
Berlin N 58  
Göhrener Str.11

1018 Berlin  
Georgenkirchstraße 70  
15.4.1966  
Va./Oeh.

Sehr geehrter, lieber Herr Pfarrer Schottstädt,

wie ich Ihnen bereits kürzlich am Telefon mitteilte, haben wir uns in zwei Sitzungen ausführlich mit den beiden von Ihnen über-sandten Memoranden "Taufpraxis anders als üblich" und "Kirche auf neuen Wegen" beschäftigt. Wir werden das Memorandum zur Taufpraxis in einem unserer nächsten Hefte abdrucken. An einigen Stellen ha-ben wir es stilistisch überarbeitet. Zwei Sätze sind noch ein we-nig unklar. Wir werden Ihnen zur Klärung der Sätze nach Abschrift des Manuskriptes einen Durchschlag senden.

Das Memorandum "Kirche auf neuen Wegen" ist stilistisch so schlecht, daß sich schon von daher ein Abdruck verbietet. Wir haben auf den ersten Seiten versucht, die Sätze zu überarbeiten, haben es dann aber aufgegeben, da wohl das ganze umgearbeitet werden müßte. Der Abdruck dieses Manuskriptes kommt aber sowieso nicht mehr infrage, da die Arbeit über die Ordination überholt ist. Der Text ist ja auch bereits im Oktober 1961! an die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg übersandt worden. Der Ordina-tionsausschuß der Evangelischen Kirche der Union hat im Februar dieses Jahres nach sorgfältigen Beratungen eine Stellungnahme ab-gegeben, in der die zustimmenden und ablehnenden Voten berück-sichtigt worden sind.

In der Anlage erhalten Sie darum den Text dieses Memorandums und des Vorwortes von Günter Jacob wieder zurück.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

Anneliese Vahl

Berlin, im Oktober 1961

22

Memorandum

[J13] an die Kirchenleitung der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg  
Kirche auf neuen Wegen

Auch im Gebiet unserer Landeskirche Berlin-Brandenburg entstehen im Zusammenhang mit dem sprunghaften Aufbau industrieller Kombinate und Großkraftwerke neue Wohnstädte (z.B. Lübbenau Neustadt) auf einem Terrain, wo vor kurzem nur Wald und Acker waren, und neue Wohnsiedlungen in unmittelbarer geographischer Nachbarschaft zu Dörfern herkömmlichen Stils (z.B. Schwarze Pumpe) oder zu Städten bisherigen Typs (z.B. Senftenberg, Guben, Vetschau, Frankfurt/Oder, sämtlich erst im Aufbau begriffen). Die Bevölkerung dieser neuen Wohnstädte (Wohnsiedlungen), die jeweils dem Industriezweck als der Arbeitsstätte eng zugeordnet sind, besteht aus Familien von Ingenieuren, Funktionären, Facharbeitern, Hilfsarbeitern, Angestellten usw., die aus allen Teilen der DDR als Angehörige des Werkes zuziehen. Im ganzen handelt es sich um jüngere Menschen, wenn auch in mancher Familie noch alte Eltern, Großmütter usw. inkorporiert sind. Die neue Wohnstadt ist mit ihren Verwaltungsapparaten, öffentlichen Diensten, Versorgungseinrichtungen wirklich eine in sich geschlossene Stadt, soziologisch ganz anders strukturiert als die umgebenden Städte oder Dörfer. Ihre Bewohner stehen, von den wenigen Rentnern abgesehen, sämtlich im Produktionsprozeß. In solcher Stadt gibt es keine Traditionen, in der Regel auch keine organischen Nachbarschaften und gewachsenem Kommunikationen in Gestalt von Bekanntschaft und Freundschaft.

Die so skizzierte Situation tritt in den neuen Wohnstädten und Wohnsiedlungen nur am unverhülltesten in die Erscheinung, sie beschränkt sich aber nicht auf diese Modelle. Unter dem Vorzeichen dieser Situation stehen grundsätzlich Ausbau, Planung und Umbau im gesamten industrialisierten Raum, der mehr und mehr auch dorfliche und landwirtschaftliche Gebiete einschließt. Wenn wir im folgenden vor allem die neuen Wohnstädte und Wohnsiedlungen als markante Modelle vor Augen haben, so sind damit zugleich doch alle diejenigen Wohngemeinschaften auch in den traditionellen Städten und Dörfern gemeint, in denen diese eindeutigen Tendenzen mehr und mehr Gestalt gewinnen. Damit greift die Bedeutung unserer Versuche einer Team-Arbeit, wie sie im folgenden dargestellt sind, grundsätzlich weit über die Modellfälle Schwarze Pumpe und Lübbenau Neustadt hinaus, an denen wir nur Sinn und Struktur solcher neuen Wege kirchlicher Arbeit illustrieren wollen, weil sie z.Zt. noch mit besonderem Profil in die Erscheinung treten als Signal für eine kommende Entwicklung im breiten Ausmaß.

Es ist in diesen Jahren trotz intensiver Bemühungen und Verhandlungen nicht möglich gewesen, und es wird auch in Zukunft nicht möglich sein, innerhalb einer solchen Wohnstadt die für ein Pfarramt herkömmlichen Stils notwendigen Räume (Pfarrwohnung, Kirchenbüro) und die für das Leben einer Parochialgemeinde im traditionellen Sinne erforderlichen Gebäude (Kirche, Gemeindesaal, Unterrichtsraum) zu erhalten. In Lübbenau haben wir am Rand der neuen Stadt die Friedhofskapelle zu

einer gottesdienstlichen Stätte umbauen können. In Schwarze Pumpe leben wir von der Gastfreundschaft der römisch-katholischen Kirche, die ihr schon vor der Gründung des Kombinats dort errichtetes Gottesdienstgebäude uns regelmäßig zur Verfügung stellt. Aber wie soll hier ein Pfarramt offiziell in die Erscheinung treten? Wie soll auch nur festgestellt werden, wer von den vielen Tausend neu Zugezogenen Glied der evangelischen Kirche ist? Wie kann in einem solchen Bereich überhaupt Gemeinde Jesu Christi im Rahmen der Landeskirche sich bilden und ihr Leben in Gottesdienst, Unterricht, Amtshandlungen, Gemeindezusammenkünften usw. gestalten?

Man kann natürlich - um das Problem an einem Beispiel zu illustrieren - auf dem Boden der geographisch benachbarten, aber soziologisch gänzlich anders strukturierten Kirchengemeinde Lübbenau-Altstadt eine "dritte Pfarrstelle" begründen und papiermäßig deklarieren, daß diese Pfarrstelle die neue Wohnstadt als Bezirk umfassen soll. Man kann die Verwaltungsfunktionen vom Kirchenbüro Lübbenau Altstadt aus wahrnehmen und Menschen aus der neuen Wohnstadt, soweit sie sich dort freiwillig anmelden, in der Kartei registrieren und sie zur Kirchensteuer veranlassen. Man kann, sofern Amtshandlungen wie Taufe, Trauung und Beerdigung begeht werden, diese in der Kirchengemeinde Lübbenau Altstadt vollziehen. Man könnte auch durch den Mitarbeiterkreis von Lübbenau Altstadt Besuchsdienste in den Häusern der neuen Wohnstadt durchführen und so Menschen zur Teilnahme am Gottesdienst in der Kirche von Lübbenau Altstadt einladen. Der Mitarbeiterkreis einer traditionellen Kirchengemeinde wird jedoch für solchen Besuchsdienst in einem so fremden Terrain kaum geeignet sein. Es wäre eine Illusion zu erwarten, daß Menschen aus der neuen Wohnstadt sich zum Gottesdienst an einem fremden Ort rufen lassen. Sie würden hier notwendig Fremdkörper bleiben. Mit diesen Methoden könnte wohl irgendein konventioneller Notbetrieb in Gang gebracht werden, aber es könnte sich nicht Gemeinde Jesu Christi am Ort bilden und zu einer Lebensgemeinschaft von Christen werden. Und viele Menschen, die wohl ansprechbar wären, kämen so überhaupt nicht in den Rufbereich der evangelischen Botschaft. Eine Kirche, die sich auf solchen von außen und am Rande organisiertern Notbetrieb beschränken würde, läde eine schwere Schuld auf sich.

In den letzten Jahren ist aus dieser Erkenntnis ein anderer Weg in Experimenten in Schwarze Pumpe und in Lübbenau Neustadt gewagt worden, für den es weder irgendein Vorbild in der bisherigen Geschichte unserer Landeskirche noch irgendwelche Grundlagen in den z.Zt. gültigen Ordnungen unserer Kirche gibt. Im Verfolg dieser Experimente, die jetzt eine Geschichte mehrerer Jahre hinter sich haben, sind uns neue Erkenntnisse in bezug auf die Verwirklichung des Sendungsauftrages der Kirche

in der industrialisierten Gesellschaft von heute, wie sie sich in unserem Raum darstellt, zugewachsen. Die folgenden Darlegungen sind daher nicht als bloßer Niederschlag praktischer Erfahrungen im Sinne von Ergebnissen soziologischer Befunde, sondern als eine theologische Antwort auf die "Herausforderungen" durch die heutige Umwelt zu verstehen. Sie sind nicht im Sinne einer Notlösung für exzeptionelle Grenzsituationen, sondern im Sinne einer ersten Wegweisung für zukünftige Entwicklungen gemeint, zu der die Kirche im Gehorsam gegen ihren heute zu praktizierenden Sendungsauftrag ein grundsätzliches Ja sagen sollte. Junge Theologen nach dem 1. Examen und andere junge berufstätige Christen haben sich im Team in den Produktionsprozeß als Arbeiter eingegliedert, um so innerhalb der Wohngemeinschaft und der Werkgemeinschaft missionarisch als Zeugen Jesu Christi zu fungieren. Sie haben in ihren Buden oder in Wohnungen von Familien kleine Kreise von Menschen sammeln können, die als evangelische Christen miteinander leben und Gemeinde sein

möchten. Sie haben mit der Christenlehre an einigen Kindern begonnen. Sie taufen und üben Seelsorge. Sie halten sonntags regelmäßig Gottesdienst, in der Friedhofskapelle von Lübbenau Altstadt und in der katholischen Kirche von Schwarze Pumpe. Es haben sich inzwischen Zellen lebendiger Mitarbeiter gebildet, die Bibelarbeit treiben und auch eine Mitverantwortung für die Gottesdienste übernehmen. Dabei gliedert sich die Gruppe so auf, daß einer (ein Theologe) jeweils "hauptamtlich" die Dienste des Pastors im besonderen wahrnimmt, während die anderen gleichzeitig im Arbeitsprozeß stehen. In diesen Funktionen tauschen sich die Theologen in gewissen Zeitabschnitten aus. Grundsätzlich wissen sie sich als Gruppe gemeinsam für den Pfarrdienst verantwortlich und nehmen die Gemeindeleitung gemeinsam wahr mit einem solchen Mitarbeiterkreis, der natürlich noch nicht die feste Gestalt eines Gemeindekirchenrates im Sinne unserer Grundordnung gewonnen hat. Sie halten auch gemeinsam die Gottesdienste. Hier ist also der Ein-Mann-Gestalt des traditionellen Pfarramtes abgesagt. Die zukünftige Entwicklung zeichnet sich aus den skizzierten sachlichen Erfordernissen in einem solchen Terrain dahin ab, daß es hier das traditionelle Pfarramt des einen hauptamtlichen Pastors als des "Hirten" der Gemeinde so nicht mehr geben kann, sondern daß der Dienst des Hirten und des Missionärs von einer Gruppe als ganzer wahrgenommen wird, während aus praktischen Erwägungen im Blick auf die Fülle der Dienste einer aus der Gruppe jeweils ganz für diese Arbeit freigestellt wird, die aber auch von den im Produktionsprozeß stehenden Theologen voll mitverantwortet wird. Die jungen Theologen sehen unter den völlig veränderten Verhältnissen in den Wohngebieten solcher Industriekombinate ihre Tätigkeit im Arbeitsprozeß auch nicht als eine Episode an, um im Umgang mit den Menschen in der Produktion Erfahrungen zu sammeln, sondern sie sehen in solchem Dienst der Gruppe die echte Möglichkeit, hier das Ministerium Verbi im Sinne des Dienstes des Hirten und des Missionärs auszuüben.

Bei diesem Stand der Dinge, wie er sich jetzt aus den mehrjährigen Experimenten ergibt, treten aus der Perspektive Probleme in das Blickfeld, für die es bisher weder in den Ordnungen unserer Kirche noch im Kirchenrecht Lösungen gibt, weil diese Probleme tatsächlich analogielos sind. Als dringendstes Problem muß in diesem Zusammenhang die Frage der Ordination der hier tätigen Theologen angemeldet werden. Wir können nicht Beiträge zu einer "Theologie der Ordination" geben, obwohl wir davon überzeugt sind, daß die theologische Interpretation der Ordination in den Kirchen der Reformation bis heute nicht wirklich klar ist und auch dem biblischen Verständnis von "Amt und Gemeinde" zumeist nicht voll entspricht. Wir können auch nicht die Frage des Kirchenrechts aufrufen, obwohl es am Tage liegt, daß das positive Kirchenrecht gerade hinsichtlich der Ordination "in einem seltsamen theologischen Widerspruch mit seinem Ursprung lebt". (vgl. den Aufsatz von Hans Erich Hess "Die Ordination der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau" in "Kirche in der Zeit" Mai 1961). Unsere theologische Gesinnung in der dargelegten Situation führt uns zu Vorschlägen und Bitten an die Kirchenleitung, die wir ohne umfassende Begründung in kurzen Thesen fixieren möchten. Um allen Mißverständnissen zu begegnen, möchten wir klarstellen, daß diese Thesen nicht eine Neuordnung der Ordinationsfrage im allgemeinen im Blick haben, sondern nur eine Lösung der Ordinationsfrage für den Pfarrdienst in einer solchen Gruppe in diesen neuen Wohnstädten anstreben.

1. Es erscheint uns als eine verhängnisvolle Fehlentwicklung in Nachwirkung des mittelalterlichen römisch-katholischen Kirchentums, den Begriff "Ordination" auf die Ordination des Pastors

als des in das hauptamtliche Pfarramt traditionellen Stils zu Berufenden einzuengen. Die Unterscheidung von Ordination in diesem engen Sinn und Einsegnung (des Diakons, des Katecheten, der Diakonisse, des Lektors, des Ältesten usw.) leistet einem hierarchischen Denken im unbiblischen Sinne Vorschub. Ordination ist Indienstnahme für jeweils verschiedene Dienste in der Gemeinde. Man sollte daher auch von der Ordination eines Ältesten, eines Lektors, eines Organisten, eines Katecheten usw. sprechen. Ordination ist Akt der Indienstnahme, der Gelübde und Verpflichtung des Ordinanden einschließt. Dieser Akt vollzieht sich unter Gebet und Handauflegung in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde.

2. Natürlich gibt es auch eine Ordination zu dem speziellen Dienst des Ministerium Verbi im Sinne der Bekenntnisschriften (CA XIV und Apologie XIII). Dieses Ministerium Verbi ist zu unterscheiden von der Pflicht zu Zeugnis und Verkündigung, die jeder Christ auf dem Boden des "Priestertums aller Gläubigen" hat. Dieses Ministerium Verbi, dessen wesentliche Funktionen in den Bekenntnisschriften als Wortverkündigung (Publice docere) und Sakramentsverwaltung beschrieben werden, gründet in einem mandatum Dei. In den "Grundlinien für die Ordnung des Amtes in der Kirche" (Arbeitsergebnisse des Theologischen Konvents Augsburgischen Bekenntnisses aus Fuldaer Hefte 11) heißt es: "Wenn wir lehren, daß das Amt des Missionars und Hirten in Gottes Befehl gegründet ist, so soll damit nicht bestritten werden, daß die geschichtliche und rechtliche Ausgestaltung dieses Amtes sich auch nach praktischen Gesichtspunkten richten muß. Die geschichtliche und rechtliche Gestalt dieses Amtes ist leider daher wandelbar und kann nicht den Anspruch erheben sich auf ein göttliches Recht zu gründen."

Das Ministerium Verbi ist also nicht an die überlieferte Gestalt des Pfarramtes gebunden. Es beinhaltet im wesentlichen öffentliche Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung. Das "publice" (CA XIV) kann sich nur auf die Öffentlichkeit der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde beziehen. Freie Wortverkündigung im Gottesdienst der Gemeinde und Sakramentsverwaltung setzen Vokation und Ordination voraus (rite vocatus CA XIV). Wortverkündigung in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde ist verantwortliche Schriftauslegung in der Öffentlichkeit der Gemeinde. Solche verantwortliche Schriftauslegung ist nun aber auch an theologische Kenntnisse und Erkenntnisse gebunden. Diese theologischen Kenntnisse brauchen nicht unbedingt im herkömmlichen akademisch-theologischen Studium angeeignet zu sein. Es könnte sich z.B. auch ein Arzt oder ein Ingenieur solche theologischen Kenntnisse, die für freie Wortverkündigung vor der Gemeinde unabdingbar sind, auf machen. Es ist durchaus vorstellbar, daß vor einem Organ der Kirchenleitung der Ausweis solcher Kenntnisse in der Form eines Kolloquiums erbracht werden kann. Dann sollten auch Arzt und Ingenieur ordiniert werden, d.h. es sollte ihnen das Ministerium Verbi im Sinne des Rechtes zu freier Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung übertragen werden, auch wenn sie Arzt, Ingenieur usw. in ihrem Arbeits- und Wohnbereich bleiben. Wohl wird der normale Weg auch für den Dienst in den neuen Wohnstädten ein Theologiestudium bleiben, es sollte aber der andere Weg nicht grundsätzlich verschlossen sein.

3. Der junge Theologe nach Abschluß des 1. Examens oder einer entsprechenden Prüfung an einer Predigerschule sollte, wenn er mit einer Gruppe anderer junger Theologen in den Arbeitsprozeß in der neuen Wohnstadt geht, von der Kirchenleitung als "Vikar" betrachtet werden und die Licentia concionandi erhalten. Die Gruppe sollte einem vom Generalsuperintendenten im Einverständnis mit dem Kuratorium der

Gossner-Mission vorzuschlagenden Pfarrer oder Superintendenten als "Sammelvikariat" zugeordnet werden. Die rechte Bindung an den "Vikariatsvater" und die notwendige Bewegungsfreiheit zum Experimentieren in diesem Neuland lassen sich im einzelnen schriftlich nicht fixieren.

4. Die Gruppe, von der nur einer hauptamtlich für den kirchlichen Dienst zur Verfügung stehen wird, während die anderen im Produktionsprozeß tätig sind, sammelt in der neuen Wohnstadt Gemeinde. Gemeinde sammelt sich vor allem im Gottesdienst unter Wort und Sakrament. Wir haben erkannt, daß das heilige Abendmahl von zentraler Bedeutung für den Gottesdienst der Gemeinde ist. Von hieraus ist es dringend geboten, daß die Theologen dieser Gruppe, ob sie im Arbeitsprozeß stehen oder nicht, um ihres Dienstes in der Gemeinde willen ordinirt werden, damit sie gemeinsam den Gottesdienst auch als Sakramentsgottesdienst halten können. Die Ordination sollte schon vor der 2. theologischen Prüfung in der Gemeinde vollzogen werden, und zwar unabhängig von der Frage, ob diese Theologen bereit sind, hauptamtlich ein Pfarramt zu übernehmen oder ob sie den anderen Weg als Facharbeiter oder dergl. auch für die Zukunft um ihres missionarischen Dienstes willen gehen wollen. Voraussetzung für den Vollzug der Ordination wäre natürlich die Verpflichtung der Ordinanden, das 2. theologische Examen innerhalb eines zu vereinbarenden Zeitraumes zu machen. Sofern Nichttheologen der Gruppe (Ärzte, Ingenieure, Fürsorgerinnen usw.) ein Kolloquium im oben dargelegten Sinne gemacht haben, sollten auch sie zu dem speziellen Dienst des Ministeriums Verbi ordinirt werden.

Wir bitten die Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg, unsere Vorschläge und Bitten, die aus den praktischen Erfahrungen des Gruppeneinsatzes in den neuen Wohnstädten erwachsen sind und sich nur auf den kirchlichen Dienst in solchen Gebieten beziehen, ernstlich zu prüfen. Wir bitten, im Sinne unserer Vorschläge uns die Möglichkeit zu eröffnen, diesen neuen Weg, der sich nach unserer Erkenntnis und Erfahrung aus der Situation in diesem neuen Wohnstädten und Wohnsiedlungen ergibt, im Gehorsam gegen Jesus Christus weiterzugehen, auch wenn es ein Weg ist, der jenseits der überkommenden Vorstellungen und der z.Zt. gültigen Ordnungen verläuft.

H M

## Vorwort

M

Die allein in den letzten Jahren im ökumenischen Bereich und im Bereich des europäischen Protestantismus veröffentlichten Bücher, Denkschriften und Aufsätze zu den beiden Themenkreisen "Strukturen der missionierenden Gemeinde heute" und "Gemeindeaufbau" füllen wohl bereits eine ganze Bibliothek! Ihr gründliches Studium ist selbst für einen hauptamtlichen Spezialisten schon nicht mehr möglich. In diesen Veröffentlichungen meldet sich eine wachsende Unruhe über Schwerfälligkeit und Stagnation, Wirkungslosigkeit und Ohnmacht des herkömmlichen Kirchentums an. In ihnen werden gelegentlich auch so radikale Entwürfe für eine "Kirche der Zukunft" vorgetragen, daß alle, die in der Ortsgemeinde täglich ihren Auftrag in den ererbten Institutionen, Wirkformen und Ordnungen der Kirche zu erfüllen suchen, von solchen Alarmrufen in Sachen "Kirchenreform" sich mit tiefer Skepsis distanzieren und dann, durch den Radikalismus der Fragestellungen und die ätzende Schärfe einer "Kritik an der Kirche" schockiert, sich sehr schnell auf die überlieferten Praktiken versteifen. Sie sind bestenfalls nur bereit, über kleine Reparaturen in den Innenräumen und über unumgängliche Umbauten und Ausbauten des bisherigen "Betreuungsinstituts" mit sich reden zu lassen. Im alarmierenden Streit zwischen Utopismus und Traditionalismus scheint sich eine echte Überwindung jenes von allen empfundenen tiefen Unbehagens nicht zu ereignen, obwohl alle für das heutige Leben in Gemeinde und Kirche Tätigen und Verantwortlichen in allen theologischen und kirchlichen Gruppen an diesem Unbehagen bewußt oder unbewußt leiden.

Man wird dieses Unbehagen weder mit utopischen Lösungen ausräumen noch mit restaurativen Beschwichtigungen verdrängen können. Unsre Zeit erfährt für die Kirche Christi in allen Erdteilen in einer ungeheuren Wandlungsprozessen täglich sich verändernden Welt ihre Signatur als die Zeit der Übergänge und Aufbrüche aus dem nunmehr zu Ende gegangenen Zeitalter der Symbiose von Kirche und Gesellschaft in die Zeit der Diaspora-Existenz der Gemeinde Jesu Christi inmitten der säkularisierten

H - H dien  
T mnr H 19

Welt. Die Macht der gesellschaftlichen und geistigen Konventionen, die bis in die jüngste Vergangenheit verlässliche Stützen für das Leben der Kirche zu sein schienen, ist im rapiden Zerfall wahrhaftig auch in der westlichen Welt! Eine bloße Konservierung von Restbeständen wird das Gefälle solcher Auflösung nicht mehr abstoppen können. In solcher Stunde ist es der christlichen Gemeinde geboten, die ihr im täglichen Leben vor die Füße geworfenen Fragen im Gehorsam gegen ihren Auftrag und nicht <sup>im bloßen</sup> Rückgriff auf überkommene Regelungen zu beantworten. Die so entstehende Krise wird sich für das geistliche Urteil als heilsam erweisen. Die damit ~~gewiss~~ verbundene Unruhe darf nicht, als Unwetter beklagt, Anlaß zur Zuflucht unter den alten Dächern sein. Der Satz "Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" ist schon im Hinblick auf den Staatsbürger höchst fragwürdig, er ist in Übertragung auf den Christen als Glied der Christengemeinde unbiblisch und absurd.

HMS  
H vorgeschlagen

Die nachstehend veröffentlichten Memoranden der Gossner-Mission zur Taufpraxis ("Taufpraxis anders als üblich") und zur Frage der Ordination ("Kirche auf neuen Wegen") können nicht jenen radikalen kirchenkritischen Betrachtungen zugeordnet werden, denen gegenüber man sich mit Verweis auf die praktische Arbeit in der konkreten Ortsgemeinde sehr schnell abschirmen könnte. Beide Memoranden sind ja aus der Begegnung mit den praktischen Problemen in der heutigen Gemeinde erwachsen. In ihnen werden nur kleine Schritte in Vorschlag gebracht. In ihnen wird nur der Versuch gemacht, in Sachen der Verwaltung und Handhabung des Taufsakraments und in Sachen der Ordination auf die hier unüberhörbaren und dringlichen Fragen zu solchen Antworten zu kommen, die dem Auftrag der Kirche angemessener sind als jene Antworten und jene Praxis, die in den heute noch gültigen Ordnungen ihre Kodifizierung und Zementierung erfahren haben. Man studiere also diese Beiträge ohne Ressentiments und Aversionen! Man halte bei der Lektüre der Frage stand, warum der hier vorgeschlagene Weg der Taufseminare in der eigenen Gemeinde eigentlich nicht beschritten werden kann und warum wir in der evangelischen Kirche nicht endlich den Mut finden, die uns doch nur aus dem 16.Jahr-

hundert überkommene Verkoppelung von Ordination und hauptberuflichem Pfarramt grundsätzlich zu lösen. Alle Kundigen wissen, daß eine Neuordnung der Ordination und zwar eine vor den Erkenntnissen reformatorischer Theologie verantwortbare Neuordnung ~~wahrhaftig~~ überfällig ist. Leider ist die Sorge nicht ganz unbegründet, daß bloß ein aufpoliertes Erbe in Kirchengesetzen mit dem Effekt zur Schau gestellt werden könnte, daß Wege in die Zukunft durch festmontierte Stopplichter wieder einmal für lange Zeit versperrt werden!

Wir möchten durch die Veröffentlichung dieser beiden Memoran-  
danden Pfarrern und Gemeindekirchenräten, aber auch Kirchenlei-  
tungen Mut machen, jenseits des durch die Grenzsituationen von  
Illusion und Resignation abgesteckten Feldes der üblichen Diskus-  
sionen und Verhaltensweisen kleine Schritte auf dem Weg zu gehen,  
auf den die christliche Gemeinde heute in aller Welt unter dem  
Ruf zur Erneuerung ihrer Botschaft und ihrer Gestalt durch die  
Herausforderungen in einer Stunde der "Auszehrung" gewiesen ist.

Günter Jacob

## Die evangelische Kirche in Tahiti

Die Tahitianische Kirche wurde durch die Kraft und Barmherzigkeit Gottes mitten in den weiten, tiefen und unsteten Ozean hineinge-pflanzt. Ob man heute vom Osten oder vom Westen kommt, so findet man die polynesischen Inseln wirklich am Ende der Welt, weit zerstreut in der unheimlich großen "Wasserwüste".

Heute braucht man immer noch 60 Stunden, wenn man von Europa aus Tahiti besuchen will; eine Schiffsreise dauert 2 Monate.

Die Eingeborenen Tahitis sind zu 70 % evangelisch, sie leben in 60 Gemeinden.

Die evangelische Kirche von Tahiti ist die ältestes christliche Kirche innerhalb der ganzen Südsee. Am 1.9.d.J. wurde ihre Selbständigkeit proklamiert.

Am 4.7.1956 wurde in Tahiti ein Gedenkstein eingeweiht, der mit Steinen aus vielen Inseln gebaut wurde. Auf dem Stein sieht man das erste Missions Schiff - aus farbigen Keramiksteinen - und auf einer Kupferplatte steht folgender Text auf französisch, englisch und tahitianisch:

"Die Tahitianische Kirche hat diesen Stein aufgerichtet, um allen Geschlechtern zu verkündigen, daß die Liebe Gottess das Missions Schiff, den "Duff", aus weiter Ferner hierher gesandt hat.

Am 5. März hat es seine Anker in die Bucht von Matavai geworfen. Die vielen Inseln des weiten Ozean sollen nie vergessen, daß von Tahiti aus das Evangelium sich in der Richtung der untergehenden Sonne ausgebreitet hat, um zahlreichen Seevölkern das Leben in Jesus Christus zu schenken Joh. 3,16".

Im Jahre 1815 fing das Licht des Evangeliums in Tahiti an zu leuchten, die Kirche faßte Wurzel, und die Tahitianischen Götter Bel und Nebo stürzten. Die Könige und Priester verzichteten auf ihre grausame Macht und gaben ihrem Volk eine christliche Staatsform.

Der brüchtigste König Tamatoa - ein Riese - über 2 Meter groß, Massenmörder und Trunkenbold, bekehrte sich und wurde Kirchenältester und erster Präsident der im Jahre 1819 bereits gegründeten Missionsgesellschaft.

Im ersten Missionsgottesdienst sagte er: "Erinnert Euch, wie es früher bei uns war, als wir noch die Götter aus Holz und Stein, die Haifische, die Felsen und Bäume anbeteten.....

unsere Säuglinge wurden erwürgt, die alten Leute lebendig im Sand begraben, Knaben und Männer geopfert, die Mädchen und Frauen verachtet. Aber jetzt ist alles ganz anders geworden. Gott hat uns durch die Missionare die Augen geöffnet, und wir wissen, wie falsch unsere Religion war. Jetzt müssen wir uns anderer Völker und Länder erbarmen."

Die junge Tahitianische Kirche war von Anfang an eine missionsierende Kirche.

Männer segelten hinaus in die Ferne. Weder Korallenriffe, schwere Stürme noch die Keulen und Pfeile der grausamen Menschenfresser konnten die Zeugen Christi in ihrer Heimat zurückhalten. Sie fuhren oft 1000 - 3000 km weit, und über 150 Zeugen Christi haben dort ihr Leben gelassen. Das wiederum hat in der unbekannten und auch so unbeständigen Inselwelt Wunder gewirkt.

Die römisch-katholische Kirche erfuhr von dem lebendigen evangelischen Glauben im Pazifik, und zahlreiche mutige und opferfreudige Missionare der katholischen Kirche segelten hinaus, um

die allein-selig-machende Kirche in Tahiti zu begründen.

Durch die Arbeit der katholischen Missionare entstanden viele Streitigkeiten, und die Menschen in den Gemeinden wurden in große Wirren gebracht. Die evangelischen Gemeinden, die einst durch englische Missionare begründet wurden, waren sehr bedroht. Viele englische Missionare, die in dem Kampf mite geworden waren, verließen Tahiti. Die Schulen wurden den katholischen Missionaren übergeben. Der katholische Katechismus wurde evangelischen Kindern aufgezwungen.

Das in 15 Jahren (1800 - 1815) missionierte Volk, das nun in evangelischen Gemeinden lebte, konnte dem katholischen Druck nicht standhalten. Das evangelische Volk besaß wohl die Tahitianische Bibel, die nach 20-jähriger Arbeit übersetzt worden war, aber wenn die Pariser Mission nicht zu Hilfe geeilt wäre, hätten wahrscheinlich wenig Gemeinden dem Katholizismus widerstehen können.

Diese Hilfe aus Paris kam im Jahre 1863 - also genau vor 100 Jahren - als Antwort auf den Hilferuf des Tahitianischen Regierungsrates und der Königin Pomare IV. Sie hatten folgende Bittschrift an Napoleon III. gesandt:

"Es sind die evangelischen Missionare, die unser Volks aus der Barbarei errettet haben. Unser Glaube ist gut. Wir wünschen, daß unsere Kinder französische lernen, aber die Schulen sollen sie nicht zu einer anderen Religion bekehren. Schickt uns evangelische Missionare aus Frankreich."

Die ersten französischen Missionare, Pfarrer und Lehrer reorganisierten die Tahitianische Kirche und führten wieder evangelische Schulen ein. Sie arbeiten zusammen mit den Tahitianischen Brüdern.

Die Missionare stammen aus lutherischen und reformierten Kirchen, aus den italienischen Waldenserbergen, aus dem Elsass und aus der Schweiz.

Am 1.9.1963 wurde im Laufe eines Festgottesdienstes durch den betagten, aber geistig und körperlich immer noch rüstigen Präsidenten Boegner die Autonomie der evangelischen Kirche verkündigt. Ca. 45 000 Menschen gehören zur evangelischen Kirche von Tahiti. Die Kirche wünscht, in den Ökumenischen Rat aufgenommen zu werden.

Leider spürt man im fernen Pazifik immer noch die massive Stoßkraft der römisch-katholischen Kirche, die es den evangelischen Gemeinden nicht leicht macht. Es ist sicher etwas schmerzlich, in einem Ökumenischen Zeitalter dies schreiben zu müssen.

Auch die skrupellose "Wilddieberei" mancher Sektengruppen verursacht Abspaltung und Verwirrung im evangelischen Volk. Auch die Flutwelle des Materialismus überschwemmt die Inseln. Filmgesellschaften, Finanzabenteurer, dollar- und pfundstrotzende Touristen wirken nicht sehr positiv auf die "Insulaner". Auch die Errichtung der französischen Atombasis muß als Gefahr für das Leben auf der Inselwelt betrachtet werden.

b.w.

Es gibt keine Heiden im althergebrachten Sinn mehr, dennoch steigt die Zahl der durch Aberglauben, Krankheit und Unzucht sowie Trunksucht bedrohten Familien und Jugendlichen an. Nach dieses Zeichen sollte die Kirche neu zum kühnen Zeugnis herausrufen.

Die Pfarrer und Ältesten leben in einer großen geistigen und geistlichen Armut. Es müssen große Anstrengungen gemacht werden, damit das Zeugnis auf höherem Niveau erfolgen kann. Seit 20 Jahren werden Kurse für Pfarrer und Kirchenälteste durchgeführt, Hausbesuche und Evangelisationsfeldzüge gemacht.

Wir hoffen, daß diese kleine Kirche, die einst so große Zeugen hervorgebracht hat, unter allen Anfechtungen stark bleibt und sich ständig neu des Auftrages ihres Herrn erinnert und in seinem Geiste handelt.

gez. G. Preiss

, am 11.3.64  
Scho/Ho

Redaktion Zeichen der Zeit  
z.Hd. Fräulein Wahl

Berlin NO 18  
Georgenkirchstr. 70

Liebes Fräulein Fahl,

anbei ein Referat, das Pfarrer Ziegler auf  
unserer letzten Mitarbeiterkonferenz gehalten hat. Wir halten es  
alle für recht gut und würden es begrüßen, wenn es in Zeichen der  
Zeit veröffentlicht werden könnte. Vielleicht prüfen Sie es  
einmal.

Freundliche Grüße

Ihr

gez. Bruno Schottstädt

f.d.R. 

Anlage

# DIE ZEICHEN DER ZEIT

EVANGELISCHE MONATSSCHRIFT FÜR MITARBEITER DER KIRCHE

CHEFREDAKTION: Missionsdirektor Pastor Gerhard Brennecke

BERLIN NO 18

Georgenkirchstraße 70  
15. Mai 1963  
Va/Schä

Herrn Pfarrer  
Bruno Schottstädt

Berlin N B  
Göhrener Str. 11

Sehr geehrter Herr Pfarrer Schottstädt!

Heute erhielten wir Ihren Brief vom 13.5.  
mit den beiden Manuskripten von Rudolf Dohrmann und Theophil Vogt. Haben Sie besten Dank dafür!

Wir werden beide Manuskripte in unserem Redaktionskreis kursieren lassen. Sie erhalten dann noch genauen Bescheid von uns.

Die Predigt von Professor Dr. Bohren wird unter dem Titel "Abendmahl" voraussichtlich in unserer Doppelnummer 7/8 (Juli/August) erscheinen.

Da wir bisher von dem Beitrag keine Korrekturfahnen haben, möchten wir Sie bitten, uns das Original noch solange zu überlassen.

Meistens haben wir kaum Zeit, den Mitarbeitern rechtzeitig eine Autorkorrektur zu übersenden, so daß wir auf das Original angewiesen sind.

Mit allen guten Wünschen  
für Ihre Arbeit  
und freundlichen Grüßen  
Ihre

Anneliese Vahl

Anneliese Vahl

Telex: zeitzeichen berlin - Fernsprech-Sammelnummer 530246 Apparat 28

Scho/En

Fräulein

Vahl

Redaktion "Zeichen der Zeit"

Berlin NO 18

Georgenkirchstr.70

Sehr verehrtes Fräulein Vahl,

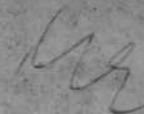
anbei zwei ausgezeichnete Berichte,  
die vielleicht für "Zeichen der Zeit" gut wären. Der Bericht von  
Rudolf Dohrmann ist geschrieben anlässlich des 50. Geburtstag von  
Horst Symanowski im letzten Herbst; der andere, der Aufsatz von  
Theophil Vogt erscheint irgendwann in einem Buch und kann aber  
vorher in einer Zeitschrift gedruckt werden.

Wann bekomme ich die Predigt von Bohren zurück?

2 Biol.

Freundliche Grüße

Ihr



### Die Arbeiterpriester als Frage an unsere Kirche

Die Arbeiterpriesterbewegung in Frankreich (vergl. den Aufsatz von Bernard Kopp in "Zeichen der Zeit" 1960 S. 264) ist in den letzten Jahren auch in vielen Kreisen der Evangelischen Kirche in Deutschland diskutiert worden. Es wäre sicher falsch, diese Bewegung kopieren zu wollen, sie stellt aber für alle redefreudigen Pastoren und Laien eine große Herausforderung dar.

Wie bekannt, wurde am 3.7.1959 in Rom beschlossen, die Institution "Arbeiterpriester" ganz und endlich zu verbieten. Kardinal Pizzado, Sekretär des Heiligen Offiziums, hat das Dokument unterschrieben, das jedem Priester alle Handarbeit untersagt:

"Der Priester wurde wesentlich deshalb ordiniert, um heilige Handlungen zu vollziehen. Sie bestehen darin, Gott das heilige Opfer der Messe darzubringen, das öffentliche Gebet für die Kirche zu sprechen und den Gläubigen die Sakramente und das Wort Gottes auszuteilen. Alle übrigen Tätigkeiten des Priesters müssen sich in irgendeiner Weise nach diesen Handlungen richten, oder aus ihnen als praktische Folgerungen hervorgehen. Alles, was sich damit nicht vereinbaren lässt, muß aus dem Leben eines Priesters ausgeschlossen sein."

Trotz dieses Verbotes geht die Bewegung weiter. Verantwortliche Männer innerhalb der Katholischen Kirche sind bemüht, den Arbeiterpriestern neu Raum zu geben für ihren Dienst.

Es ist nicht unbekannt, daß innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland - in der DDR sowie in der Bundesrepublik - Theologen Arbeiter geworden sind. Diese Brüder gehen diesen Weg nicht, um Menschen durch Reden zu überzeugen, sondern um an sich selber zu erfahren, was es bedeutet, innerhalb der Strukturen der Arbeitswelt Mensch, Mitmensch zu sein und darin Zeuge Jesu Christi.

Die folgenden Thesen möchten nicht polemisch verstanden sein im Blick auf die traditionelle Kirchengemeinde, sondern durch die Fragen sollten sich Theologen und Laien herausfordern lassen zu neuem Durchdenken der Existenz der Gemeinde Jesu Christi heute.

Johannes Evangelista Gossner und sein Werk

---

"Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein". Dieses Wort sprach Johannes Gossner vor mehr als 100 Jahren, und es tut gut, im 100. Todesjahr dieses Mannes sich daran zu erinnern. Mit diesem Wort wird Gossners ganze Unruhe deutlich, eine heilige Unruhe, die ihn immer im Dienst sein läßt. Johannes Gossner wird getrieben vom Worte Gottes, er muß mit diesem Wort unterwegs sein, er muß es auf der Kanzel predigen, in kleinen Kreisen in Privatwohnungen auslegen und in praktischen Taten leben.

Gossner, 1773 in Schwaben als Sohn katholischer Bauern geboren, wird katholischer Priester. Schon sehr früh begreift er, daß die katholische Kirche das Wort Gottes nicht allein hat, daß es evangelische Christen gibt, die um Christi willen Mission treiben. Er kommt mit evangelischen Theologen in freundschaftliche Verhältnisse. In der katholischen Kirche werden Gossners Bekanntschaften mit evangelischen Brüdern nicht gern gesehen. Er wird oft versetzt und gemaßregelt. Einmal kommt er für längere Zeit in eine "Züchtigungsanstalt" für Priester, in der er das Gehörchen wieder lernen soll. Gossner geht es aber nicht um bloßen äußeren Gehorsam den Kirchenoberen gegenüber, er muß auf die Stimme seines Herrn hören und kommt weiterhin mit den Kirchenbehörden in Konflikt, er bleibt bis zum Ende seines Lebens ein unbequemer Pfarrer.

Im russischen Petersburg verlebte Gossner 4 Jahre, in denen er nach seinem Verständnis Kirche Jesu Christi bilden konnte. Er war Pfarrer an der katholischen Malteserkirche; seine Gemeinde bestand aus Katholiken und Protestant und aus Orthodoxen. Gossner war vollkommen selbständige in der Arbeit. Er hielt die Gottesdienste, besuchte die Kranken, schrieb Kommentare und Erbauungsschriften und bildete Laien zur Mitarbeit heran. Eines Tages wurde er beim Kaiser denunziert, weil er das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichte - er selber verteilte das Brot und ein Laie nach ihm den Wein. Dies war eine grobe Verletzung der katholischen Sakramentslehre. Gossner mußte 1824 nach Deutschland zurückkehren, hier aber war er in der katholischen Kirche ein ebenso nicht gern gesehener Mann. Er bekam keine Anstellung. 1826 trat Gossner nach harten Jahren zur evangelischen Kirche über. Auch hier wurde er wenig gesehen und wenig verstanden. Erst eine Generation nach ihm wußte sein Werk zu würdigen.

Gossner blieb ein "unruhiger" Diener, umgetrieben vom Wort Jesu Christi. Er war ein Prediger, der es verstand, die Herzen der Menschen anzurühren; er konnte sehr fromm und sehr praktisch zugleich reden. Er hatte einen Blick für die Lebensnöte der Menschen; so kamen ständig viele zu ihm, die sich Rat für ihren Alltag holten. Von 1829 bis zu seinem Tode 1858 wirkte Gossner in Berlin als Pfarrer der Böhmis-Lutherischen Bethlehemsgemeinde. Von seinem Pfarramt aus entwickelte er für ganz Berlin und für die ganze Welt Arbeiten, die heute noch ihre Früchte zeigen. Besonderen Zugang hatte Gossner zu den einfachen Leuten, er liebte sie und sah ihre Not in der Arbeitswelt und zu Hause in den Mietskasernen. Er sah z.B., daß die Kinder der vielen armen Arbeiter tagsüber keine Bleibe hatten. Sie brauchten Räume, in denen sie sich wohlfühlen konnten und erwachsene Menschen, die sich den ganzen Tag um sie kümmerten. Gossner fand Menschen, die für die Kinder, so wie er, ein Herz hatten: mit denen gründete er viele Kinderbewahranstalten, oder, wie man sie auch nannte, "Kinderwarteanstalten". Gossner war wohl einer der wenigen Pastoren in

Berlin

Berlin, der nicht ruhig schlafen und nicht geistvoll predigen konnte angesichts der schreienden Not, er mußte Taten tun und ständig zu neuen Taten aufrufen.

Die Kinder lagen Gossner in einer besonderen Weise am Herzen. Neben den obligatorischen Religionsunterrichtsstunden, sammelte er sie in sogenannten Missionsstunden, in denen er sie Anteil nehmen ließ an dem Lauf des Wortes Gottes durch die Welt. Von allen Missionsfeldern wußte er in solchen Stunden zu erzählen. Für die Erwachsenen schrieb er Berichte aus der Missionarbeit in seinem Blättchen "Die Biene auf dem Missionsfelde", das er 1834 das erste Mal erschienen ließ und daß bis auf den heutigen Tag das Nachrichtenblatt der Gossner-Mission geblieben ist. Gossner wußte, daß zum Missionsdienst in heidnischen Ländern nicht nur Missionare nötig sind, sondern ebenso betende und opfernde Gemeindeglieder in der Heimat. Er wußte wohl auch, daß das Weitersagen von dem, was die Missionare draußen tun, eine Hilfe ist für alle die, die hier in Deutschland Christen sein wollen: es kommt dadurch etwas von der heiligen Unruhe in die Menschen.

Gossner wollte keine Missionsgesellschaft gründen, er wollte keine Organisationen, sondern organisches Wachsen. Dabei ging es ihm um das "Mündigwerden" von Christenmenschen. Alles nur Organisierte und nur behördlich Eingerichtete war ihm total fremd und nach seiner Meinung dem Evangelium nicht gemäß.

Gossner sah im vergangenen Jahrhundert die vielen deutschen Auswanderer nach Übersee gehen. Er sah sie weggehen in heidnische Länder, er sah sie selber als die "deutschen Heiden". Ihnen gab er Missionare mit, die ihnen das Wort Gottes weitersagen sollten. So kamen seine Missionare mit den Auswanderern nach Amerika, Afrika, Australien und auf die Südseeinseln. Diese Missionare waren alle Laien, die von Gossner kurz unterrichtet worden sind. Er hat sie auch an anderen Orten durch Pfarrer vorbereiten lassen. Mehrmals haben ganze Gruppen das gemeinsame Leben in Deutschland bereits begonnen und in Übersee weitergeführt. Durch diese Gemeinschaften entstanden dann draußen kleine "Mustergemeinden", die schon durch ihr Zusammenleben Zeugnis gaben. Das Hauptmissionsfeld ist für Gossner Indien geworden. Ab 1837 bis zu seinem Tode hat Gossner noch 141 Missionare ausgesandt, davon die meisten nach Indien. In Indien hat sich 1919 eine selbständige Luth. Gossner-Kirche gebildet. Diese wird heute von indischen Pastoren <sup>noch</sup> geleitet. Die wenigen deutschen Missionare sind <sup>noch</sup> Helfer in besonderen Situationen und in besonderen Werken (Krankenhaus, Bibelschule, theologische Hochschule).

Was Gossners Dienst in Deutschland angeht, so muß seine große literarische Arbeit noch erwähnt werden. Er war ständig schriftstellerisch tätig und schrieb Bibelkommentare, Gebetsbüchlein, ethische Schriften u.a. Am bekanntesten sind wohl sein "Schatzkästchen" und sein "Herzbüchlein" geworden. Das "Schatzkästchen" wurde in vielen Häusern als Andachtsbuch benutzt.

In Berlin stieß Gossner auf viele kranke Menschen, die er meist allein und unbesucht fand. Er gründete von seiner Gemeinde aus einen Männer- und einen Frauenkrankenbesuchsverein. Männer und Frauen waren täglich in den Wohnungen ihrer Nachbarn unterwegs, um mit den Kranken, Siechen und Alten zu beten und ihnen zu helfen, ihre Krankheit von ihnen herauß bewältigen, sie sollten außerdem auch ganz praktische Hilfe leisten. Gossner hatte begriffen, daß Dienst mit dem Wort und Dienst mit der Hand zusammengehören. Noch als er katholischer Priester war, mußte er davon Zeugnis geben als in Düsseldorf, in seiner 1. Pfarrstelle, eine

eine Nervenfieberseuche durch den Ort ging. Er war täglich unterwegs an den Krankenbetten, um mit Wort und Sakrament zu dienen, zugleich wurden aus seiner Pfarrküche täglich viele Kranke gespeist.

Aus dem Frauenkrankenbesuchsverein ist später das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus herausgewachsen. Gossner wahrte sich, den Titel "Diakonisse" einzuführen; er wollte seine Frauen schlicht Pflegerinnen oder Dienerinnen nennen. Er meinte, das Wichtigste sei, daß aller Dienst persönlicher Dienst bleibt, nichts sollte frühzeitig in eine äußere Ordnung gebracht werden; Liebe sollte vor allen Dingen nicht institutmäßig oder schematisch praktiziert werden. Aus dem Elisabeth-Krankenhaus ist ein großes und modernes Krankenhaus geworden, doch im zweiten Weltkrieg wurde es in eine Ruine verwandelt. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands mußte es mühsam wieder aufgebaut werden. Die Diakonissen - der Titel ist doch eingeführt worden - bemühen sich auch heute noch im Gossner-schen Sinn zu arbeiten, d.h. die Liebe Christi persönlich deutlich zu machen. Das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus hat in den Jahren seit seinem Bestehen viele Schwestern auch in den Gemeindedienst geschickt.

Johannes Gossner hat in seiner Zeit gesehen, wie eng Diakonie und Wortverkündigung zusammengehören. Es dürfte eigentlich kein kirchliches Werk geben, in dem nur eines geschieht. Auch die Gossner-Mission kann heute sagen, daß sie beides versucht als Zeugnis deutlich zu machen. In Indien gehören Hospital- und Missionsarbeit eng zusammen, und in Westberlin ist das Gossner-Haus Mittelpunkt der katechetischen Arbeit und setzt damit den von Gossner begonnenen Dienst an den Kindern fort. In der Bundesrepublik ist seit 1949 ein Gossner-Haus in Mainz Sammelpunkt für viele Arbeiter aus der Industrie geworden, die sonst wenig Kontakt mit der Kirche haben. Außerdem wohnen in diesem Haus über 100 junge Menschen, die in den Betrieben dieses Industriegebietes beschäftigt sind, sie wohnen zusammen mit Studenten und jungen Pastoren. In der DDR ist Gossners Werk in verschiedenen Diensten erhalten geblieben. Junge Menschen leben gemeinsam zusammen in kleinen Gruppen und bemühen sich, ganz praktisch auf dem Lande und in der Industrie mitzuarbeiten, um mit sich zu erfahren, daß das Evangelium sie im Alltag wirklich trägt. Auch die Besuchsarbeit - von Gossner einst begonnen - wird in verschiedenen Orten weitergeführt, z.B. in den Gemeinden, in denen die Wohnwagen stationiert sind. Diese Wohnwagen sind in solchen Gemeinden aufgestellt, die keinen kircheigenen Raum haben. Die Gossner-Missionare in der DDR bemühen sich, auch in der Oekumene mitzuarbeiten. In jedem Jahr werden in der DDR und in Ostberlin Oekumenische Aufbaulager mit jungen Christen aus aller Welt durchgeführt.

Alle Werke, die heute den Namen Gossners tragen, aber auch viele Gemeinden haben von Johannes Gossner Anstoß bekommen. Gossner ging es nie zuerst um wissenschaftliche Tätigkeit und glänzende Klugheit, sondern immer darum, daß der Glaube an unseren Herrn Jesus Christus fröhlich bekannt wurde. Als das stärkste Hilfsmittel für alle missionarische Tätigkeit bezeichnet er immer wieder das Gebet. Auch uns heute trifft sein markantes Wort: "Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein".

Bruno Schottstädt

24.6.1958

DIE KIRCH

DIE BIENE

, am 16.4.69  
Scho/Ho

Herrn  
Pastor Gerhard Johann

Leß Berlin  
Sophienstr. 3

Lieber Gerhard,  
anbei mein Aufsatz "50 Jahre Gossner-Kirche  
in Indien".

Dann schicke ich Dir einen Bericht von Konsistorialrat Hark, dem Vertreter des Erzbischofs in Tallinn von der Estnischen Evangelischen Lutherischen Kirche. Hark hat mir drei Fotos mitgegeben und damit deutlich gemacht, daß er bereit ist, diesen Bericht in der kirchlichen Presse veröffentlichen zu lassen.

Ich überreiche ihn Dir in der Hoffnung, daß Du damit etwas machen kannst. Sollte das nicht möglich sein, so würde ich diesen Bericht als Rundbrief des Ökumenisch-missionarischen Amtes herausbringen.

Freundliche Grüße

Dein

5

Anlagen

## 50 Jahre Gossner-Kirche in Indien

Am 10. Juli 1969 feiert die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche in Indien ihr 50-jähriges Autonomie-Jubiläum. Sie ist eine der ältesten Kirchen, die aus der Missionsarbeit hervorgegangen ist. Die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche in Indien ist Glied des Ökumenischen Rates der Kirchen und des Lutherischen Weltbundes. Sie weiß sich mit vielen Kirchen in der Welt eng verbunden.

In ihr haben Vertreter der verschiedensten Kirchen gearbeitet, sie erfährt Hilfe durch die Bruderkirchen, die sich im Lutherischen Weltbund und im Ökumenischen Rat vereint haben. Die Gossner-Kirche wurde in den fünfzig Jahren ihrer Geschichte durch viele Krisen geführt. Oft waren es Stammesfragen, die die Kirche in ihrer Einheit bedrohten. Es waren viele persönliche Spannungen zwischen leitenden Männern, und es war zu Beginn ihrer eigenen Geschichte die Gefahr, den evangelisch-lutherischen Glauben aufzugeben.

Der Synkretismus, der in der indischen Religion so tiefe Wurzeln hat, bedrohte auch immer wieder die Verkündigung von Pastoren und Laienpredigern dieser so lebendigen Kirche.

In unserer Wochenzeitung "Die Kirche" wurde des öfteren aus dem Leben der Gossner-Kirche in Indien berichtet. Zuletzt nahmen die Eiser zur Kenntnis, daß einer der führenden jungen Theologen genau an seinem 40. Geburtstag aus diesem Leben abberufen wurde. Es war Professor Saban Surin, der von der Kirchenleitung den Auftrag hatte, die besondere Verbindung zu den Kirchen und Christengemeinden in der DDR zu halten. Er wußte sich besonders verantwortlich, Erfahrungen und Einsichten von den Brüdern, mit denen er im Herren Jesus Christus verbunden war, die in der sozialistischen Gesellschaft leben, für seine Welt einzuholen. Darum hat er sich an der Arbeit der Christlichen Friedenskonferenz beteiligt, darum reiste er in die sozialistischen Staaten, um etwas zu erfahren von dem, was seinen Brüdern innerhalb der neuen Gesellschaftsordnung geboten ist. Er war ein enger Freund vieler junger Pastoren in der DDR, die in enger Arbeitsverbindung mit der Gossner-Mission in der DDR stehen. Er liebte die Gemeinden in unserem Land und war voll von Hoffnung, daß er uns recht bald wieder besuchen könnte. Neben Saban Surin waren die Präsidenten Joel Lakra, Dr. Bage, Aind und der Theologe Lehrer, Professor Tiga, Gäste der Gossner-Mission in der DDR und vieler Kirchengemeinden. Zuletzt besuchten uns Professor Tiga und Präsident Aind anlässlich des 450-jährigen Reformationsjubiläums.

Die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche in Indien hat klar zur Kenntnis genommen, daß es zwei deutsche Staaten gibt und respektierte von Anfang an die selbständige Gossner-Mission in der DDR, mit der sie Beziehungen pflegt und mit der sie auch in Zukunft eine enge Zusammenarbeit gestalten möchte. Die Präsidenten der Gossner-Kirche haben nach ihren Besuchen in der DDR - 1962, 1964, 1965 und 1968 - immer wieder versichert, daß all das, was sie an christlichem Gemeindeleben in unserem Land gesehen haben, sie davon überzeugt hat, daß die Aufgabenstellung für die Christen in der

sozialistischen Gesellschaft von großer Bedeutung ist. Sie haben alle erkannt, daß sie für die Entwicklung ihrer Kirche in ihrem Land unsere Erfahrungen brauchen. Sie haben mehrmals den Wunsch ausgesprochen, daß Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR und der mit ihr verbundenen Kirchen in ihr Land kommen möchten, um dort in den Gemeinden darüber zu berichten, was christliche Verantwortung in der sozialistischen Gesellschaft bedeutet.

Die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche in Indien hat durch ihren Präsidenten die Einladungen zum 50-jährigen Jubiläum verschickt. Um den Gästen aus Europa leichtere klimatische Bedingungen zu schaffen, haben sie nicht für den Gründungstag - 10.7. - eingeladen, sondern für die Zeit vom 9. - 14.10.69.

In diesen Tagen wollen sie die 50-jährige Wiederkehr des Gründungsereignisses der Gossner-Kirche festlich begehen, und sie hoffen, daß sie viele Gäste in Ranchi, der Hauptstadt der Gossner-Kirche begrüßen können.

Präsident Aind schreibt uns: "Der allmächtige Gott - ist gnädig zu uns gewesen, als er uns im November 1845 vier Missionare aus Deutschland sandte, die die Botschaft von der Erlösung brachten. Wir denken immer wieder an jenen Tag, als sie in Ranchi ankamen. Aus ihrer harten Arbeit voller Hingabe erwuchs die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche. Vater Gossner noch selber und nach seinem Tode die Gossner-Mission haben viel Mühe aufgewandt, unsere Kirche in Indien aufzubauen und Sorge für sie zu tragen."

Während des ersten Weltkrieges (1914 - 1918) hatte diese unsere Kirche eine schwere Krise zu bestehen, die ihre Existenz bedrohte. Alle Missionare waren interniert oder nach Deutschland repatriiert, und der Anglikanischen Kirche war die Fürsorge in der Zwischenzeit anbefohlen worden. Ohne Liturgie und materielle Hilfe war die Versuchung damals groß, Anschluß bei den Anglikanern zu suchen.

Aber Gottes Pläne waren anders. Er wählte sich führende Männer voller Kraft, Glauben und Weitsicht, welche die Gemeinden zusammenhielten, sie in der von Martin Luther ans Licht getretenen Heilserkenntnis befestigen und die Selbständigkeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche erklärten. So wurde am 10.7.1919 die erste autonome Kirche in Indien geboren, die heute in 5 Bundesstaaten unseres großen Landes lebt und die Herrschaft Jesu Christi in ihnen bezeugt."

Unsere indischen Brüder haben seit 50 Jahren deutlich gemacht, daß sie in ihrem Land ganz selbständige Arbeit leisten können. Sie haben deutlich gemacht, daß das Evangelium Jesu Christi eingepflanzt werden kann in ganz andere Wirklichkeiten, als es die unseren sind.

Sie haben deutlich gemacht, daß sie nicht nur ihre Kirche gut leiten können, sondern daß sie unter den Voraussetzungen des Glaubens hineingehen können in ihre Gesellschaft, um dort verantwortlich mit Hand anzulegen. Einer der ehemaligen Präsidenten, Joel Lakra, war sehr aktiv politisch tätig im Bundesstaat Bihar, einer der aktiver Laienchristen, Herr Horo, war Minister und ist weiterhin politisch engagiert. Sie alle mühn sich um die demokratische Gestaltung ihres Lebens. Sie haben erkannt, daß die politische Diakonie, die auch für uns so eine wichtige Aufgabe geworden ist, auch ihr Leben in Indien bestimmen muß.

Im Gebiet der Gossner-Kirche sind große Werke gebaut worden. Ausländische Gesellschaften und Firmen aus den verschiedensten Staaten der Welt - aus kapitalistischen und sozialistischen - haben Stahlwerke, Staudämme und Kraftwerke gebaut. Indische Fachleute sind von Anfang an Leiter dieser Werke und sind bemüht, ihre industrielle Wirklichkeit selbständig zu gestalten. Es versteht sich, daß die Gossner-Kirche angesichts der industriellen Entwicklung in ihrem Gebiet vor ganz neue Aufgaben gestellt worden ist. Sie mußte und muß weiterhin prüfen, ob die dörflichen Strukturen der Gemeinden für das Leben in der modernen Industriestadt taugen. Sie muß prüfen, ob die Pastorenausbildung am College wirklich dem Rechnung trägt, was heute für die christliche Existenz in der Arbeitswelt und in den modernen Wohnstädten geboten ist. Sie muß prüfen, ob nicht für die politische Mitarbeit viel mehr Laien als bisher befähigt werden müssen. Akademien werden gebraucht, Laienausbilbungsstätten, Ausbildungsstätten für Prediger etc.

Aber jeder, der die Gossner-Kirche in Indien besucht hat, wird festgestellt haben, daß hier eine wirklich indische Kirche existiert. Nicht nur, weil die indische Trommel anstelle der Orgel in die Gottesdienste eingebaut ist, nicht nur, weil die herrlichen indischen Gewänder Schmuck der Gemeinde sind, nicht nur, weil das fröhliche Gesicht etwas widerspiegelt vom christlichen Glauben, nicht nur, weil das gepflegte und geübte Reisopfer (jetzt umgewandelt in Geldopfer) so große Bedeutung hat, sondern weil hier eine Kirche lebt, die immer wieder neu auf Entdeckungsfahrt geht, die immer wieder danach fragt, was die Botschaft des Evangeliums für indische gesellschaftliche Verhältnisse bedeutet und die bereit ist, sich auf die Seite fortschrittlicher Kräfte in der indischen Entwicklung zu stellen.

In unseren Berichten haben wir den Hunger in Indien nicht verschwiegen, wir haben das Anwachsen der Städte gezeigt, die Slums geschildert, die Katastrophen und alles, was die indischen Menschen an Prüfungen in der Gegenwart auferlegt bekommen.

Wir haben auf die Massivität der hinduistisch-synkretistischen Religion hingewiesen, die animistische (Dorfreligion) Wirklichkeit geschildert und diese Fragen, Hunger und Religion in Relation zur modernen technischen Entwicklung beschrieben.

Wir haben auch nicht verschwigen, daß wir manche Sorgen im Blick auf die indische Entwicklung haben, daß wir aber für die Kirche Jesu Christi in Indien - und besonders für die Gossner-Kirche - große Hoffnung haben. Sie ist es, die mit dazu beitragen kann, daß auf Grund des gelebten biblischen Glaubens neue gesellschaftliche Verhältnisse entstehen können. Sie ist es, die der Entwicklung nicht ausweichen muß. Sie kann ~~sich~~ halten mit der modernen industriellen Entwicklung und kann ihre Dorfstruktur aufgeben, um den Menschen ihrer modernen technischen Gesellschaft in ihren Städten ganz neu Partner zu werden. Und sie ist es auch, die uns in unseren Verhältnissen ganz neu herausfordert, zu bedenken, ob wir nicht auch viele unserer dörflichen Strukturen aufgeben müssen, ob wir nicht auch neu darangehen müssen, eine Strategie der Verkündigung einer Kirche, die in der Sendung ihres Herrn Jesus Christus lebt, inmitten unserer Welt zu entwickeln. ~~Bei~~ Sie wird es sein, die nicht nur unsere alten Verwaltungsstrukturen nachahmt, sondern die das dynamische gelebte Leben von Christenmenschen in der brüderlichen Gruppe vorexerziert und damit auch uns herausfordert. Unseren Brüdern in der Gossner-Kirche ist klar, daß all dem Neuen in der Gesellschaft nur mit Experimenten zu begegnen ist. Ihnen ist klar, daß Personal und Geld freigestellt werden müssen für Experimente, auch, wenn diese fehlschlagen sollten. Und vielleicht schlagen viele Experimente fehl. (Wie bei uns) Aber wir müssen immer wieder sehen, daß wir zusammen einen Anfang machen, um Kirche der Hoffnung in dieser Welt der revolutionären Veränderung zu bleiben. Und wir müssen uns fragen, ob wir nicht mit den revolutionären Kräften in den Entwicklungsländern zusammen unsere Brüder und Schwestern zu sehen haben, die auf ihre Weise Entwicklung vorantreiben.

Die Gossner-Kirche in Indien und mit ihr alle indischen Kirchen ist auf dem Wege ihres lebendigen Herzen. Sie behält Hoffnung für die Menschen in ihrer Gegenwart, und sie müht sich um neue Dienste und Einsätze. In ihr arbeiten 130 Pastoren und weit über 1 000 Dorfprediger und Katechisten, viele Schwestern und Bibelfrauen, in ihr entwickelt sich auch ganz neu das Laienelement, das darangeht, die Kirche in der Welt zu repräsentieren.

~~Wenn wir es nicht können, dann sollten wir es sein lassen.~~

Was können wir nun als Christen in der DDR für die Christen in Indien tun? Vielleicht sollten wir uns abgewöhnen, sie mit mildtätigen Gaben zu bedenken. Wir sollten vielmehr in einem radikalen Mitdenken bei ihnen sein, wir sollten ihre Fragen zu den unseren machen und als wirklich Informierte für sie beten.

Wir sollten ferner den lebendigen Erfahrungsaustausch üben und immer wieder indischen Brüdern und Schwestern die Möglichkeit geben, unsere Wirklichkeit, in der wir leben, kennenzulernen und etwas mitzunehmen von dem Geist der Verantwortung der Christen in unserer Gesellschaft.  
Und wir sollten die Fragen unserer Brüder und Schwestern, die sie an uns haben, sehr ernstnehmen. Ihre Hauptfrage an uns ist: seit ihr wirklich Kirche in eurer Zeit, in eurer Gesellschaft? Wenn wir so miteinander im Gespräch sind, dann sind wir im verantwortlichen brüderlichen Miteinander, dann kann keiner über dem anderen sein, dann können die Empfehlungen des anderen nicht mehr als Fragen und Herausforderungen sein, aber dann vertieft sich im Gespräch die ökumenische Bruderschaft, an der wir festhalten wollen. Die Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche in Indien will nicht nur die Beziehung zur selbständigen Gossner-Mission in der DDR, sondern über sie zu solchen Christengemeinden, die um ihres Dienstes und Zeugnisses willen wirklich Kirche in der DDR sind.

Aus diesem Grunde hat sie den Unterzeichneten und Herrn Pfarrer Orphal, Mitglied des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR, zu ihrem Jubiläum eingeladen und darum gebeten, im Anschluß an die Festtage ~~viele~~ Gemeinden und Ausbildungsstätten zu besuchen und in ihnen von den Erfahrungen und Einsichten des Christseins in unserer Gesellschaft zu berichten.

Bruno Lietzow

# DIE KIRCHE

EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

REDAKTION

102 BERLIN SOPHIENTRASSE 3

TELEFON: 42 30 97

POSTFACH 1516

*M*

Herrn

Pastor Bruno Schottstädt

1058 Berlin

Göhrener Str. 11

IHRE ZEICHEN

UNSERE ZEICHEN

DEN

11.4.69

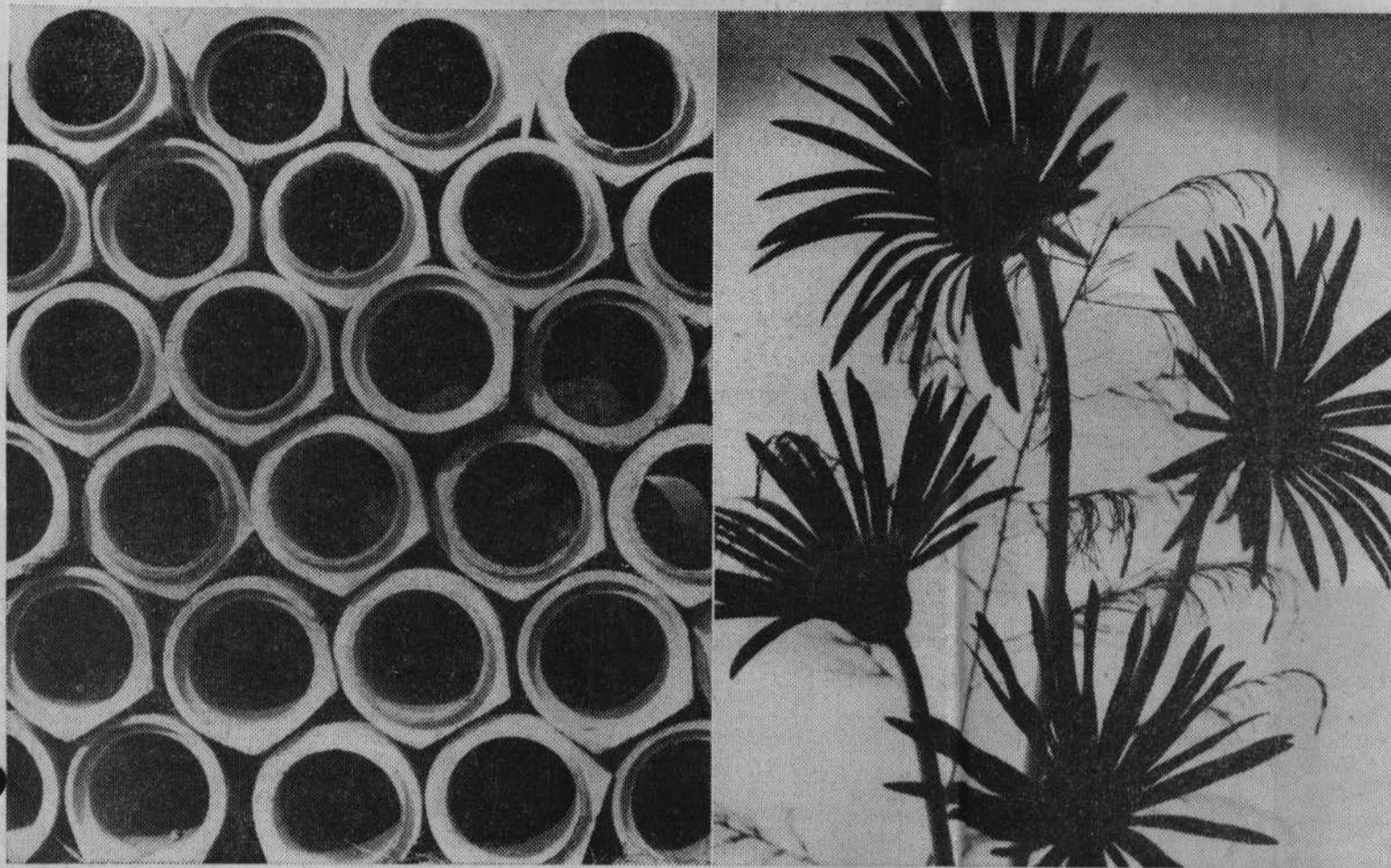
Lieber Bruno,

darf ich Dich daran erinnern, daß wir den Beitrag über das Jubiläum der Goßner-Kirche in Indien auf jeden Fall bis zum 21. April benötigen. Es soll dieser Beitrag am 11. Mai erscheinen, weil wir mit der Aufgabe den Abdruck von Prof. Vogels Indienbericht beginnen wollen und außerdem die "Missionsopferwoche" Rogate beginnt. Länge etwa 80 Schreibmaschinenzeilen.

Herzliche Grüße

Dein

*Friedrich*



Fotos: Lange

## Die Einheit muß entdeckt werden

**Sch.** Frère Christophe, Sie haben in den letzten Jahren des öfteren die Goßner-Mission in der DDR besucht. Ich möchte Sie heute fragen: Was bedeuten für die Bruderschaft in Taizé die Verbindungen, die Sie zu Christen und Kirchen in der DDR haben, und wo sehen Sie Ihre Aufgabe etwa in den Beziehungen zu uns hier?

**F. C.** Verbindung, Offenheit zu allen Menschen, das ist eins der Leitworte, mit denen wir in Taizé zusammenzufassen suchen, was wir leben wollen. Wir haben immer Schwierigkeiten gehabt, in Wörtern auszudrücken, wozu wir da sind und was wir zu leben versuchen, weil das einfache Präsentsein als engagierte Christen in der Welt von heute unser eigentlicher Auftrag ist und das Darüberreden erst in zweiter Linie kommt. Aber wir verweigern das Wort nicht, gerade in einer Zeit, wo das Gespräch so wichtig geworden ist. Offen zu allen Menschen, das heißt nach allen Himmelsrichtungen, das heißt damit auch zu Menschen, die in den sozialistischen Ländern, insbesondere in der DDR, leben. Da sprechen wir, da hören wir, damit wir wissen, wie diese Menschen leben, welches ihre Freuden, Sorgen und Probleme sind, und wie sie ihren Weg zu gehen suchen. Da lernen wir, wo unser Gebet besonders einzusetzen hat, und da suchen wir, mitzudenken und vielleicht auch einmal konkreter zu sein und zusammen zu arbeiten.

**Sch.** Für uns in der Goßner-Mission hat die Beziehung zu Ihnen in den letzten Jahren sehr viel Wert gehabt. Wir haben nicht nur das Bewußtsein, daß Sie stets für uns und unseren Dienst in der DDR beten, sondern wir haben von Ihnen das Streben nach Einheit, den vollen Einsatz für die Einheit der Menschen.

**Ein Gespräch zwischen Pastor Bruno Schottstädt, dem Leiter der Goßner-Mission in der DDR, und Frère Christophe von der Communauté de Taizé**

gemeinschaft gelernt, und wir möchten eigentlich noch mehr von Ihnen lernen. Wir sind besonders froh darüber, daß unser Vorsitzender, Generalsuperintendent D. Jacob, vor einiger Zeit die Gelegenheit hatte, bei Ihnen in Taizé zu sein, dort zu sprechen, aber auch zu hören und zu lernen. Ich kann nur sagen, daß er viele Impulse für unsere Arbeit mitgebracht hat. Nun sind sie aber auch bei der 4. Vollversammlung in Uppsala als Ökumenische Bruderschaft Glied des Ökumenischen Rates der Kirchen geworden. Wie sehen Sie Ihre besondere Aufgabe im Rahmen aller Kirchen in der Welt an?

**F. C.** Die Kirche ist auch Institution, sie ist aber zu allererst brüderliche Gemeinschaft. Und brüderliche Gemeinschaft zu leben, das habe ich versucht darzulegen, ist unser erstes Anliegen. Nun ist die Bruderschaft von Taizé vor einiger Zeit aufgefordert worden, als Communauté Mitglied des Ökumenischen Rates zu werden und zum ersten Male im Juli dieses Jahres an einer Vollversammlung teilzunehmen. Der Bruder Prior Roger Schutz und mehrere andere Brüder sind dort gewesen. Einer von ihnen war Sekretär der Sektion „Auf der Suche nach einem neuen Lebensstil“. Ich glaube, daß von Uppsala starke Anregungen für alle Teilnehmer, für alle beteiligten Kirchen ausgegangen sind. Es ist aber schwer, die Fortentwicklung der ökumenischen Bewegung heute schon näher zu definieren. Unsere besondere Aufgabe kann nur darin bestehen, neue Möglichkeiten der Begegnung, der Ko-

operation, des Gesprächs, des Zusammenbetens wahrzunehmen und das zu leben, was wir in unserer Regel die Leidenschaft für die Einheit des Leibes Christi, der Kirche, des Volkes Gottes nennen.

**Sch.** Frère Christophe, Sie haben uns hier von einer ganz neuen „Orientation“, so will ich es mal nennen, in Taizé erzählt. Sie haben davon gesprochen, daß Sie auch dort als Communauté im Experiment bleiben und sich auch für die ständige Erneuerung im gemeinsamen Leben offenhalten. Das war doch auch ein Anliegen unseres evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer. Können Sie uns sagen, wie das jetzt in Taizé aussieht?

**F. C.** Sie kommen hier auf einen ganz wichtigen Punkt, der das Leben unserer Communauté gerade im letzten Jahr stark bestimmt hat. Nebenbei, Dietrich Bonhoeffer ist als Theologe und als christlicher Märtyrer unter allen Brüdern in Taizé ganz besonders bekannt und beliebt. Es wäre ein idealistischer Trugschluß, zu glauben, die Kirche könne ohne feste Institutionen, ohne sichtbare Formen leben. Unser eigener Körper ist eine Institution, unsere Kleider sind so etwas wie eine Institution. Aber es kommt darauf an, immer und immer wieder diese Institution zu erneuern oder, um es anders zu sagen, abzuwerfen von dem Kleidern, was überflüssig ist, was uns auf dem Weg hemmt, was verhindert, daß die Einfachheit des Evangeliums und seine Leuchtkraft wirklich durchscheinen. Wir haben es so beschrieben: Wir versuchen als Christen (das ist nicht nur in Taizé der Fall), aus der Dynamik des Vorläufigen zu leben, wohl wissend, daß nur der aus der Dynamik des Vorläufigen leben kann, der auch den Sinn für die Kontinuität hat.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel, wie wir in Taizé versuchen zu verhindern, daß wir in einer Art Institutionalisierung unseres eigenen Lebens erstarrten. Wir haben vor sechs Jahren die Versöhnungskirche als eine Gabe der „Aktion Sühnezeichen“ bekommen und sind sehr dankbar dafür. Heute fragen wir uns aber bereits, ob nicht diese, aus schwerem Eisenbeton errichtete Kirche veränderungsbedürftig geworden ist; und wir sind eigentlich sicher, daß wir sie heute ganz anders bauen würden. Was wir tun könnten, haben wir getan. Wir haben im Laufe der letzten Jahre einige Veränderungen im Inneren dieser Kirche vorgenommen. Eine Art Betonkarrée, in dem die Brüder saßen, wurde abgerissen, dafür wurden auch für die Brüder bewegliche Stühle aufgestellt. Der Steinaltar wurde herausgenommen und vorläufig durch einen langen hölzernen Tisch ersetzt. Es kommt heute also ganz besonders darauf an, daß die Kirche insgesamt lernt, diese Dynamik des Vorläufigen zu leben. Das gilt auch für die Kirchenbauten, die als Versammlungsorte der Gemeinde zweckmäßig sein müssen, die aber mehr und mehr auf alle repräsentativen Zeichen, die noch an eine triumphierende Kirche erinnern könnten, zu verzichten haben.

**Sch.** Das heißt also, die Kirche müßte eine Art Zeit werden, ein Zeit, das jederzeit zusammengelegt und an anderer Stelle wieder aufgestellt werden kann, oder, um ein anderes Bild aus der Arbeit der Goßner-Mission in der DDR zu gebrauchen, zu einem Wohnwagen, der von Ort zu Ort weiterfahren kann. Kirche müßte also „Kirche-Unterwegs“ bleiben. Meinen Sie das so?

**F. C.** Ja, das ist ein gutes Bild, und ich liebe besonders jenes Bild, das in den letzten Jahren zur Beschreibung der Kirche neu aufge-

kommen ist: Die Kirche als das wandernde Gottesvolk wie das alttestamentliche Israel.

**Sch.** Ich würde gerne noch eine Frage im Blick auf Ihren Prior stellen. Wir haben gehört, daß Sie mit Hilfe seiner Arbeit, aber doch auch mit Hilfe der Arbeit vieler Ihrer Brüder in ein ganz besonderes Verhältnis zur katholischen Kirche gekommen sind. Der Prior hat des öfteren persönliche Gespräche mit dem Papst geführt, besonders in letzter Zeit. Können Sie uns dazu etwas sagen?

**F. C.** Die Communauté hat ihren Weg 1940 begonnen und ist damit in ein Zeitalter der Ökumene eingetreten. Die Leidenschaft für die Einheit war von Anfang an eine unserer Hauptmotivationen. Wir leben in unserer Gegend in Frankreich (in Burgund) innerhalb einer fast völlig katholischen Umgebung. So war es schon aus diesem Grunde selbstverständlich, daß wir in der menschlich-christlichen Begegnung zunächst einmal auf unsere katholischen Brüder zugehen. Schon bald hat der Bruder Prior mit einem anderen Bruder zusammen angefangen, regelmäßig die führenden Persönlichkeiten der katholischen Kirche in Rom zu besuchen, um in ein brüderliches Gespräch mit ihnen zu kommen. Sie wissen, es kam das II. Vatikanische Konzil, und unsere Brüder wurden aufgefordert, vom ersten bis zum letzten Tag als Beobachter an diesem Konzil teilzunehmen. Während der Konzil-Sitzungen hatten wir eine kleine Wohnung in Rom, wo (ich möchte fast sagen ununterbrochen) Beobachter, Bischöfe, Kardinäle und andere Freunde aus und ein gingen. Es entwickelte sich ein besonders intensives Verhältnis zu christlichen Freunden in Lateinamerika. Wir haben angefangen, durch eine ökumenische Kollekte, „Aktion Hoffnung“ genannt, Zeichen der Hoffnung aufzurichten. Das Geld wurde beispielsweise für ein landwirtschaftliches Kooperativ und für eine neue Schule in einem Elendsgebiet gesammelt, um den Menschen, die dort in einem unvorstellbaren Elend leben, zu zeigen, daß unsere Blicke und Gebete auf sie gerichtet sind. Inzwischen versucht die römisch-katholische Kirche ebenfalls mit erheblichen Mitteln, den Menschen in diesen durch innere soziale und religiöse Spannungen schwer bedrohten Gebieten zu helfen und damit zu ihrer Vorausentwicklung beizutragen. Ich möchte noch erwähnen, daß auch eine andere Aktion von Taizé aus durchgeführt wurde. Wir haben Geld gesammelt und den Druck einer ökumenischen Bibel veranlaßt. Nun sind in diesen Monaten eine Million ökumenischer Bibeln in Lateinamerika zur Verteilung gekommen. Schließlich haben sich seit zwei Jahren Brüder von uns (zur Zeit sind es vier) in Recife, an der Ostspitze von Brasilien, für eine vorübergehende Zeit niedergelassen. Sie leben in einem Vorort unter ganz armen Verhältnissen und in enger Zusammenarbeit mit katholischen Benediktinermönchen. Eine Folge des wachsenden Interesses gerade der römisch-katholischen Kirche für Lateinamerika ist die kürzliche Papstreise nach Bogotá zum Eucharistischen Kongreß gewesen, und wir hatten die große Freude, daß Paul VI. zu dieser Reise unsern Bruder Prior Roger Schutz als persönlichen Gast und Freund eingeladen hat.

**Sch.** Gibt es außer dem brasilianischen Recife noch andere Orte in der Welt, an denen sich zur Zeit Gruppen von Taizé befinden, um dort für die Einheit zu arbeiten?

**F. C.** Die kleinen Gruppen, die wir „Fraternitäten“, zu deutsch Bruderschaften, nennen, leben sozusagen unter dem Zelt. Sie wechseln

# Die Kirche •

EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

## Freude geht tiefer

Himmlicher Vater, schenke uns jeden Tag ein wenig Freude, denn kaufen kann man sie nicht...

Schicke uns jemand mit einem kleinen Lächeln, einem aufmunternden Wort, einem hellen Blick über den Weg.

Läßt einen langerwarteten Brief kommen, einen geliebten Menschen gesund werden, ein Mißverständnis sich aufklären.

Zeige uns jeden Tag etwas Schönes: eine blühende Blume, einen tapferen Menschen, eine gute Tat, daß wir davon froh werden. Vater, Du wolltest, daß Freude mehr ist als Genuss und Vergnügen, die nur für Augenblitze unsere Sinne beschäftigen.

Freude geht tiefer, röhrt unser Innerstes, strahlt weit über den Augenblick hinaus.

Sie ist das Glück über Gutes, Schönes, Vollkommenes..., ist letztem Endes das Wiederfinden deiner Spuren im Gesicht eines Menschen, in den Zeilen einer Zeitung, im Bogen eines Bauwerkes. Ist die Freude an Gott.

Ohne dich gäbe es keine Freude, ohne die Tat deines Sohnes keine Frohe Botschaft.

Darum befreie uns von jenen traurigen Gestalten, die uns vormachen, Christen müßten vor Gram über die Schlechtigkeit der Welt selber griesgrämig werden.

Wer sollte sich denn überhaupt noch freuen dürfen, wenn nicht wir, die wir in Dir einen allmächtigen, allwissenden, allgütigen Vater haben!

Paul Roth  
(aus „Tag des Herrn“)

## Reformierter Generalkonvent in der DDR

Der 36. Generalkonvent der reformierten Prediger und Gemeinden in der DDR, der im November 1968 in Berlin-Weißensee tagte, befaßte sich mit sozial-ethischen Fragen, der christlichen Verkündigung und Existenz. Einer der Referenten war Professor Dr. Gottfried W. Locher, der über „Die sozialethischen Ziele Huldrych Zwinglis — Erwägungen zu einem dauernden Problem der evangelischen Theologie“ sprach. Der Direktor der Berliner Predigerschule Paulinum, Pfarrer Dr. Pietz, ging in einem Referat auf den Gegensatz von Müntzer und Luther im Bauernkrieg ein. „Weite und Begrenzung eines christlich geprägten Humanismus in der heutigen Auseinandersetzung“ untersuchte Pfarrer Dr. Adrian van Peski in einem Vortrag. Im Konvent wurden außerdem die Ergebnisse der Schauenburger Gespräche zwischen reformierten und lutherischen Theologen ausgewertet und die Vorbereitungen für das 450. Jubiläum der Einführungen der Zürcher Reformation durch Zwingli besprochen. Wie dem Konvent mitgeteilt wurde, erscheint im nächsten Jahr in der DDR eine revisierte Ausgabe des Heidelberg-Katechismus.

## Konferenz der konfessionellen Weltbünde

Der Wunsch nach Aufnahme der römisch-katholischen Kirche in die „Konferenz der Sekretäre der konfessionellen Weltbünde“, in der bisher die protestantische, die orthodoxe und die anglikanische Kirchenfamilie vertreten sind, wurde auf der Jahrestagung dieser Konferenz Ende November 1968 in Genf geäußert.

Unter dem Vorsitz des Generalsekretärs des Lutheranischen Weltbundes, Dr. André Appel, erörterte die Konferenz den Stand der ökumenischen Beziehungen sowie die Vielfalt der Kontakte, die sich auf verschiedenen Ebenen zur römisch-katholischen Kirche angebahnt haben. Mit Pater Jérôme Hamer vom römischen Sekretariat für die Förderung der christlichen Einheit nahm an den Gesprächen der konfessionellen Weltbünde zum erstenmal auch ein Vertreter der katholischen Kirche teil. Die 1957 gebildete Konferenz ist seither eine lose Arbeitsgemeinschaft mit ständig zunehmender Mitgliedszahl geblieben. Auf der jetzigen Tagung sprach sie sich nicht nur für die Aufnahme engerer Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche aus, sondern auch für die Herstellung erster Kontakte zu anderen Gemeinschaften wie etwa der Pfingstbewegung.

## „Brot für die Welt“ — Hilfe nach Nigeria

Eine für Nigeria bestimmte Hilfesendung der Aktion „Brot für die Welt“ in der DDR im Werte von einer Viertelmillion Mark wird noch im Januar auf dem Seewege aus der DDR abgehen. Sie enthält Medikamente, Decken, Bekleidung und Salz. Mit dieser Hilfeleistung, die wieder durch Vermittlung des Deutschen Roten Kreuzes in der DDR erfolgt, wird einem Aufruf der Genfer Internationalen Liga der Rot-Kreuz-Gesellschaften entsprochen. Das Hilfsmaterial wird der in den Kampfgebieten des nigerianischen Bürgerkrieges in bitterste Not geratenen Bevölkerung auf beiden Seiten zugutekommen.

Schlüß auf Seite 2

## Die Einheit muß entdeckt werden

Schluß von Seite 1

nach einem Jahr, manchmal erst nach zwei oder drei oder noch mehr Jahren. Keine von ihnen ist für eine lange Dauer bestimmt. Die größte Gruppe ist zur Zeit die in Chicago. Sie besteht schon drei Jahre. Im ersten Jahr lebten wir dort die meiste Zeit im sogenannten Negergetto, wo die Neger unter sich (sehr zusammengeprängt) wohnen müssen, weil sie in den weißen Vierteln keine Unterkunft finden. Zuletzt waren in Chicago sechs Taizébrüder und, das ist besonders wichtig, drei katholische Franziskanerbrüder mit uns zusammen, außerdem ein junger Freund aus Afrika. Unter den Franziskanern war auch ein Schwarzer, ein amerikanischer Neger. So versuchten wir dort, wo Amerikaner und Europäer, katholische und evangelische, schwarze und weiße Menschen zusammen leben, ein Zeichen aufzurichten, von dem wir hoffen, daß es auf Versöhnung hinweist. Eine andere Fraternität gibt es in Lyon — ganz in der Nähe von Taizé — und drei Fraternitäten leben in Afrika, in Niger, in Abidjan, das ist an der Elfenbeinküste, und in Rwanda. Auch diese Fraternitäten leben und arbeiten eng mit katholischen Brüdern zusammen.

**Sch.** Können Sie etwas über Ihre zukünftigen Vorhaben im Blick auf den Versöhnungsdienst von Taizé sagen? Ich denke besonders an Dienste, in denen Sie persönlich beteiligt sein werden.

**F. C.** Wir haben in der nächsten Woche unsern Bruderrat. In der Folge dieses Bruderrates werden wir die Entscheidung treffen, wo in den nächsten Jahren der Schwerpunkt unseres Dienstes zu sehen ist. Ganz sicher wird die Gastfreundschaft, die ökumenische Gastfreundschaft und darüber hinaus die Gastfreundschaft für alle Menschen, die kommen, in Taizé eine ganz besondere Beachtung und Erweiterung finden. Und wir suchen da nach immer neuen Möglichkeiten, vor allem, was die Begegnung mit jungen Menschen angeht. Sie wissen, daß in vielen Ländern die jungen Menschen heute in großer Unruhe geraten sind, in der sich Unsicherheit und Angst, aber auf der anderen Seite auch große und nicht unberechtigte Hoffnungen zeigen. Wir werden sicher ein weiteres Jahr unsere Fraternitäten in Chicago, in Recife und auch in Afrika haben, im übrigen planen wir eine schlichte ökumenische Pilgerfahrt, die einen unserer Franziskaner, die in Taizé leben, einen anderen Taizébruder und mich nach Israel führen wird.

**Sch.** Lassen Sie mich zum Schluß noch eine Frage nach der grundsätzlichen Lebensweise und Arbeit in Taizé stellen. Wir haben das Wort Einheit schon des öfteren gehört. Wo sehen Sie in Zukunft innerhalb von Taizé unter diesem Auftrag „Dienst zur Einheit“ die ganz besonderen theologischen Schwerpunkte?

**F. C.** Sie wissen, daß Taizé niemals im Sinn hatte, eine theologische Schule zu schaffen, denn Adepten zu machen, Anhänger zu gewinnen, zählt in unserer Zeit sehr wenig oder gar nicht mehr. Das schließt nicht aus, daß ein gutes Dutzend von Theologen in Taizé lebt, die meisten von ihnen sind zum Pfarramt in einer der evangelischen Kirchen ordiniert, und manche von ihnen leisten auch theologische Forschungsarbeit. Bruder Max Thurian ist theologischer Mitarbeiter in der Kommission „Faith and Order“ und arbeitet da ganz intensiv mit. Andere Brüder arbeiten auf anderen theologischen Gebieten. Ich möchte sagen, daß in Taizé immer besonderer Wert darauf gelegt wurde, in einer Art an die Theologie heranzugehen, die ich „ökume-

nische Spiritualität“ nennen will, also die Bereitung unserer eigenen und vielleicht auch anderer Menschen Herzen zu einer Einheit, die aus der Tiefe kommt, dort immer wieder erneuert wird, sich dann nach außen hin zeigt und ausspricht, uns zur ökumenischen Aktivität bringt und letztlich durch das ökumenische Gebet bestimmt ist. Eines möchte ich noch hinzufügen, wir haben den Eindruck, die Ökumene, der Ökumenismus könnte in dieser Zeit in eine Krise geraten oder sich schon in einer solchen Krise befinden; ich meine die Krise, die darin besteht, daß er zur Institution wird. Institution ist notwendig, das haben wir akzeptiert, aber wenn sich der Ökumenismus auf Sekretariate, auf alle möglichen Ämter, auf Vereinigungen und Komitees (all dies ist zweifellos notwendig) beschränkte, bedeutete das sein Ende. So halte ich es für unsere wich-

tigste Aufgabe, die ökumenische Bewegung wirklich in Bewegung zu halten. Das geschieht nicht durch eine erhöhte menschliche Aktivität, sondern durch eine erweiterte Öffnung für das Wirken des Heiligen Geistes. Um es noch etwas anders zu sagen: Es geht darum, die Einheit unsichtbar wachsen zu lassen und das, was gewachsen ist, sichtbar werden zu lassen. Man könnte auch sagen: Die Einheit wird letztlich nicht gemacht, die Einheit wird entdeckt. Texte und Konstitutionen folgen danach.

**Sch.** Ich danke Ihnen für die Offenheit, mit der Sie auf alle meine Fragen geantwortet haben. Diese Offenheit ist ein besonderes Merkmal von Taizé, und wir hoffen, daß wir mit Ihnen zusammen in der Hoffnung auf eine Öffnung der Gesamtkirche nach vorn verbunden bleiben und uns als bescheidene Diensttuer und auch Beter hier wie dort verstehen können.

## Ein Bekannter starb

Zum Tode von Professor Dr. Karl Barth am 10. Dezember 1968

Wir haben den Basler Professor in den 23 Jahrgängen unserer Wochenzeitung oft zu Wort kommen lassen. Wer das Glück hatte, ihm persönlich zu begegnen, der wird das Bild sein Leben lang nicht mehr vergessen. Die Pfeife qualmte und verhielt Bücher und Schallplatten, den Schreibtisch und gar ihn selber. Was in den zwei oder drei Stunden des Gesprächs mit dem Professor besonders beeindruckte, war seine Kenntnis von Situationen und Entwicklungen, sein Gedächtnis für Namen und Ereignisse. Als wir ihn vor Jahren in der KIRCHE mit seiner Pfeife im Mund abbilden, schrieb eine besorgte Leserin: „Sie müssen den Professor Barth warnen. Das viele Pfeifrauchen ist ungesund. Er wird sonst nicht alt werden.“

Mit 82 Jahren verstarb Karl Barth am 10. Dezember 1968, fast ein halbes Jahrhundert nach seiner aufsehenregenden Römerbriefauslegung, die der protestantischen Theologie in unserem Jahrhundert die Weichen stellte. Der Pfarrer aus Safenwil, einem Industriort in der nördlichen Schweiz, wurde als Professor für Reformierte Theologie nach Göttingen berufen, später nach Münster und schließlich nach Bonn. Bis zu seiner Vertreibung von der dortigen Universität durch die Nazis hatte Karl Barth in seiner Lehr- und Vortragstätigkeit die Grundlagen für eine Auseinandersetzung mit den „Deutschen Christen“ geschaffen. An der „Theologischen Erklärung der ersten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche“ in Barmen 1934 hat er entscheidend mitgearbeitet. Seit 1935 lehrte er Systematische Theologie in Basel. Daneben schrieb er das umfangreichste theologische Werk dieses Jahrhunderts, die „Kirchliche Dogmatik“. Unser Foto zeigt Karl Barth bei der Arbeit an diesem Werk, die er bis in die letzten Jahre fortsetzte. Aus dieser „Kirchlichen Dogmatik“ (III/3) drucken wir zu seinem Gedächtnis die folgenden Sätze ab:

Ich muß hier wieder einmal auf Wolfgang Amadeus Mozart zu sprechen kommen. Warum und worin kann man diesen Mann unvergleichlich nennen? Warum hat er für den, der ihn vernehmen kann, fast mit jedem Takt, der ihm durch den Kopf ging und den er auf Papier brachte, eine Musik hervorgebracht, für die „schön“ gar kein Wort ist: Musik, die dem Gerechten nicht Unterhaltung, nicht Genüß, nicht Erhebung, sondern Speise und Trank ist, Musik voll Trost und Mahnung, wie sie braucht, nie ihrer Technik verfallen und auch nie sentimentale, aber immer „fröhrende“, freie und befriedende, weil weise, starke und souveräne Musik? Warum kann man dafür halten, daß er in die Theologie (speziell in die Lehre von der Schöpfung und dann wieder in die Eschatologie) gehört, obwohl er kein Kirchenvater und dem Anschein nach nicht einmal ein besonders beflissener Christ — und überdies auch noch katholisch! — gewesen ist, und, wenn er nicht gerade arbeitete, nach unseren Begriffen etwas leicht gelebt zu haben scheint?

Man kann darum dafür halten, weil er gerade in dieser Sache, hinsichtlich der in ihrer Totalität guten Schöpfung, etwas gewußt hat, was die wirklichen Kirchenväter samt unseren Reformatoren, was die Orthodoxen und die Liberalen, die von der natürlichen Theologie, die mit dem „Wort Gottes“ gewaltig bewaffneten und erst recht die Existentialisten so nicht gewußt oder jedenfalls nicht zur Aus-

sprache und Geltung zu bringen gewußt haben, was aber auch die anderen großen Musiker vor und nach ihm so nicht gewußt haben. Er war in dieser Sache reinen Herzens, haushoch über den Optimisten und über den Pessimisten. 1756—1791! Es war die Zeit, in der man den lieben Gott wegen des Erdbebens von Lissabon in Anklagezustand versetzte und in der die Theologen und andere brave Leute ihn deswegen mühsam genug zu verteidigen hatten. Mozart hatte hinsichtlich des Theodizee-problems den Frieden Gottes, der höher ist als alle lobende, tadelnde, kritische oder spekulative Vernunft. Es lag kampflos hinter ihm. Warum sich darüber ärgern? Er hatte eben das gehörig und läßt den, der Ohren hat zu hören, bis auf diesen Tag eben das hören, was wir am Ende der Tage einmal sehen werden: die Schickung im Zusammenhang. Er hat wie von diesem Ende her den Einklang der Schöpfung gehört, zu der auch das Dunkel gehört, in welchem aber auch das Dunkel keine Finsternis ist, auch der Mangel, der doch kein Fehler ist, auch die Traurigkeit, die doch nicht zur Verzweiflung werden kann, auch das Dürstere, das doch nicht zur Tragik entartet, die unendliche Wehmut, die doch nicht unter dem Zwang steht, sich selbst absolut setzen zu müssen — aber eben darum auch die Heiterkeit, aber auch ihre Grenzen, das Licht, das darum so strahlt, weil es aus dem Schatten hervorbricht, die Süßigkeit, die auch herbe ist und darum keinen Überdruß nach sich zieht, das Leben, das das Sterben nicht fürchtet, aber sehr wohl kennt. Et lux perpetua lucet (sic!) eis (Und das ewige Licht leuchtet ihnen): auch den Toten von Lissabon.

Mozart sah dieses Licht so wenig wie wir alle, aber er hörte die ganze von diesem Licht umgebene Geschöpfwelt. Und es war bei ihm auch das von Grund aus in Ordnung, daß er nicht etwa einen mittleren, neutralen Ton, sondern den positiven stärker hörte als den negativen. Er hörte diesen nur in und mit jenem. Aber er hörte in dieser ungleichen Verteilung doch beide zusammen (ein Beispiel unter vielen: die Symphonie in g-Moll von 1788!). Er hörte nie abstrakt nur das Eine. Er hörte konkret, und so waren und sind seine Hervorbringungen totale Musik. Und indem er die Geschöpfwelt ganz ohne Ressentiment und unparteiisch hörte, brachte er eigentlich nicht sie selbst, sondern ihre eigene Musik hervor, ihr doppeltes, aber doch übereinstimmendes Gotteslob.

Er mußte und wollte eigentlich nie sich selbst äußern und produzieren, weder seine Vitalität noch seinen Herzenskummer noch seine Frömmigkeit noch irgendein Programm. Er war wunderbar frei von dem Kampf, selber durchaus etwas sagen zu müssen oder zu wollen. Er gab sich vielmehr einfach dazu her, gewissermaßen die Gelegenheit zu sein, bei der als die Stimmen der Schöpfung ein bißchen Horn, Metall und Darmseite: die Instrumente — vom Klavier und von der Violine über Horn und Klarinette bis hinunter zum altersweisen Fagott, und irgendwo in ihrer Mitte ohne besonderen Anspruch und gerade so hervorgehoben die menschliche Stimme — bald fühlend, bald begleitend, bald im Zusammenklang alle je ihr Eigenstes gebend, sich alle einfach hören lassen, einfach spielen durften. Er hat eine jede von ihnen zum Klingeln gebracht, auch die menschlichen Affekte nur im Dienst jenes Klingens und nicht umgekehrt! Er war selbst nur Ohr für jenes Klingens und sein Vermittler für andere Ohren.

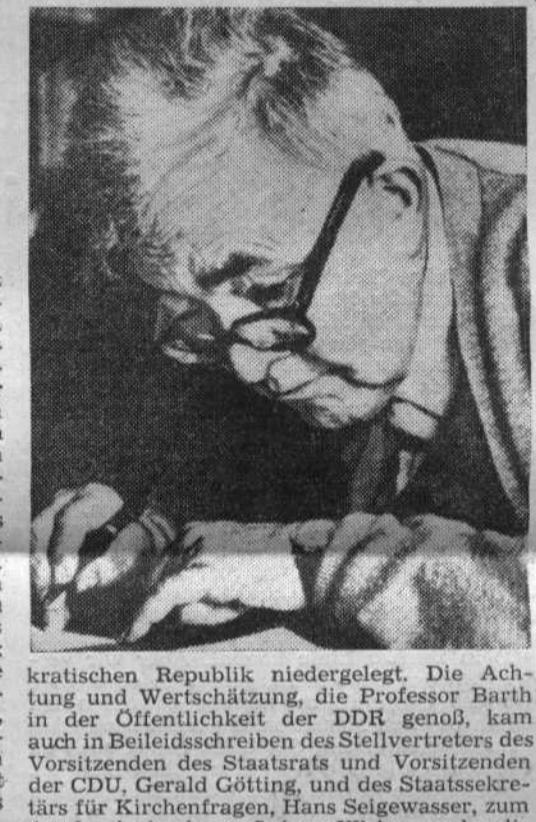
Und so starb er, als sein Lebenswerk, wie die Klugen sich erzählen, erst dazu reif geworden, seiner eigentlichen Erfüllung entgegenzugehen. Aber wer wollte nach der „Zauberflöte“, nach dem Klarinettenkonzert vom Ok-

tober 1791 und dem Requiem sagen, daß es nicht getan war? Und war es nicht schon in den Werken des 18-, des 16jährigen das Ganze gewesen? Hört man es nicht schon in dem, was uns von dem ganz kleinen Mozart erhalten ist? Er starb als eine Art „unbekannter Soldat“ in der Misere und hat mit Calvin und in der biblischen Geschichte mit Mose dies gemeinsam, daß niemand weiß, wo er begraben wurde. Aber was hat das zu bedeuten? Was ist schon ein Grab, wo ein Leben diesen Dienst leisten, die gute Schöpfung Gottes, zu der auch des Menschen Grenze und Ende gehört so — in dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit und eben darum in solcher Serenität, Glaubwürdigkeit und Eindringlichkeit — zur Sprache bringen durfte?

## Begräbnis in Basel

Unter großer Anteilnahme von Kirche und Öffentlichkeit ist Professor Dr. Karl Barth am 14. Dezember 1968 in Basel beigesetzt worden. An der Trauerfeier im Basler Münster nahmen aus der DDR der ökumenische Beauftragte der evangelischen Bischöfe, Oberkirchenrat Pabst, als Vertreter der theologischen Wissenschaft Professor Dr. Hanfried Müller (Berlin), als Vertreter der Kirchlichen Bruderschaften Pfarrer Walter Feurich (Dresden) und als Vertreter der jungen Theologengeneration Dozent Dr. Heinrich Fink (Berlin) teil.

Oberkirchenrat Pabst sprach der Witwe und den Kindern des Verstorbenen die Anteilnahme der evangelischen Kirchen in der DDR aus und versicherte sie bleibender Dankbarkeit für das große Werk des Heimgegangenen. Am Grabe wurde ein Kranz im Namen der Freunde Karl Barths in der Deutschen Demokratischen Republik niedergelegt.



Kirchen und Wertschätzung, die Professor Barth in der Öffentlichkeit der DDR genoß, kam auch in Beileidsschreiben des Stellvertreters des Vorsitzenden des Staatsrats und Vorsitzenden der CDU, Gerald Götting, und des Staatssekretärs für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, zum Ausdruck, in denen Leben, Wirken und politische Haltung des Toten hoch gewürdigt wurden.

Die Reihe der Gedenkworte bei dem Trauergottesdienst im Basler Münster leitete der Dekan der Theologischen Fakultät Basel, Professor Dr. Max Geiger, ein, der zugleich im Auftrag des Kirchenrates der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt sprach und auf die überragende Bedeutung der Lehrtätigkeit Professor Barths in Basel hinwies. Der Basler Regierungsratspräsident Dr. Burkhardt nannte Karl Barth nicht nur einen der großen christlichen Denker dieses Jahrhunderts, sondern auch einen kraftvollen politischen Geist und einen großen Schweizer, der zum Wegweiser auch für unkirchliche Menschen geworden sei. Ebenso wie anschließend Professor Dr. Hellmut Gollwitzer hob er Barths Verdienste um die deutsche Bekennende Kirche hervor. Nicht immer und nicht überall, so sagte Gollwitzer, habe Karl Barth den ihm gebührenden Dank gefunden, obwohl er die Probleme und Nöte der Deutschen zu den seinen gemacht habe. „Der Heimgegangene wurde zum Freund der Menschen, weil er unter der Freundschaft Gottes, unter der Philanthropie Jesu stand.“ Professor Dr. Hromadka (Prag), der für die Kirche der böhmischen Brüder sprach, hob die Dankbarkeit und Verehrung besonders auch der protestantischen Minderheitskirchen in den osteuropäischen Ländern für den Heimgegangenen hervor, der ihnen ein „großer Lehrer und verständnisvoller Berater und Helfer“ gewesen sei.

Daß Karl Barth die protestantische Theologie für den Katholizismus zum evangelischen Gesprächspartner gemacht habe und durch sein Wort indirekt zu einem der Väter der katholischen Erneuerung geworden sei, betonte der katholische Theologe Professor Hans Küng. Für die jüngste akademische Theologen-Generation sprach Professor Dr. Eberhard Jüngel aus der DDR, der zur Zeit in Zürich lehrt. Karl Barths Leben war nach seinen Worten „der Versuch, den Menschen zu zeigen, daß Gott ein erfreuliches Wort ist“. Mit Barths Leben gehe eine theologisch-geschichtliche Periode zu Ende; ob sie auch ein Anfang sein werde, hänge von Fassungsvermögen der Nachwachsenden ab. „Er hat uns viel gegeben, wir haben bisher zu wenig davon genommen.“ Möglicherweise liege die Zukunft des Werkes Karl Barths noch in der Ferne. Als ein „Instrument in Gottes Hand, das uns eine theologische Existenz gab“, bezeichnete der Ehrenpräsident des Ökumenischen Rates der Kirchen, Dr. Visser's Hooft, den großen Theologen.

## Das hilfreiche Gegengewicht

Gedanken  
zum Predigttext

Matth. 11, 25–30

Haben Christen es im Leben schwerer als andere Leute? Eine weit verbreitete Ansicht behauptet, Christen hätten ein größeres Quantum an Lebensleistung zu erbringen. Dahinter steht die Beobachtung, daß sich der Mensch heute in einer zunehmenden Zahl immer anspruchsvoller werdenden Rollen bewähren muß — als Familienmitglied, als Ehepartner, als Werktägler, als Staatsbürger, als Verbraucher, als Verkehrsteilnehmer usw. Die Vielzahl der Rollen, verbunden mit wachsender

**Vers 30: Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.**

Aufgabenfülle, kann leicht dazu führen, daß Menschen zerstreut werden, gar zusammenbrechen — oder möglichst vieles von sich abwälzen.

Für den Christen kämen zu all diesen Rollen, die er mit den anderen gemeinsam hat, noch die Ansprüche aus seiner Rolle als Gemeindeglied hinzu. Wen kann es bei solcher Betrachtungsweise verwundern, wenn nicht wenige Eltern ihren Kindern die zusätzliche Belastung des Christseins lieber gar nicht erst zumuten wollen?

Das Evangelium wäre nicht Evangelium, wenn es nur neue Lasten aufbürde. Als eine Botschaft, die Menschen froh macht, befreet es auch vom unseligen Leistungsdenken. Jesus wendet sich — in unserem Predigttext wie in seiner ganzen Botschaft — gerade an die Belasteten, die ihr Leben nur noch messen und vergleichen. Das „Joch des Gesetzes“, wie es frommen Juden von den Pharisäern auferlegt war, hatte bis zur Erschöpfung gepeinigt. Jesus erhebt keine Forderung und stellt kein neues „Du sollst“ auf, sondern spricht lediglich eine Einladung aus, eine großherzige Einladung: „Kommt alle her zu mir!“

Siegfried Schulze, Dessau

Wenn heute irgend etwas Menschen aus ihrer Reserve zu locken vermögt und sie dazu bringt, ihre Abwehrstellung aufzugeben, kann es nur eine Einladung sein, die keinen „Haken“ hat. Aber der Einladung folgen, um dann bloß eingereicht zu werden in einem großen Chor der Leute, „die ein vielstimmiges Jammerlied über die Misere der Welt anstimmen“, das lohnt das Hingehen nicht. Es ist auch nicht so, daß Jesus verspräche, den „Beladenen“ einfach alle ihre Lasten abzunehmen. Vielmehr sieht es paradoxe Weise so aus, als würde ihnen nun doch etwas Neues auferlegt: Das „Joch“ Jesu.

Diese Bildrede enthält den Ruf zur Nachfolge. Nachfolge Jesu wird hier bei Matthäus gewissermaßen als „Gegengewicht“ zu den Lasten des Lebens verstanden. Das „Joch“, unter das Jesus uns ruft, ist ein sanftes und zwar deshalb, weil der, der es im Glauben auf sich nimmt, seine Last gar nicht zu spüren bekommt. Die wird vielmehr von Christus selber getragen, der nicht gekommen ist, „daß er sich dienen lasse, sondern diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele“. Auf diesen Hintergrund des Rufes zur Nachfolge kommt es ganz entscheidend an.

Wo der Blick auf das Kreuz und den Gekreuzigten verloren ginge, da freilich müßte das Christsein als drückende Last empfunden werden. Aber nur da. Wer jedoch sein Christsein begreift als Nachfolge Jesu sieht sich nicht in einer zusätzlichen Rolle voller Belastungen, sondern in derjenigen Rolle seines Lebens, die ihm hilft, die anderen Rollen zu bewältigen. Im Vertrauen auf die „Ruhe“, die Jesus für den Weg der Nachfolge zusagt hat, die kein Ausrufen bedeutet, sondern Frieden, kann der Christ beten: „Herr, nimm auch dieses Jahres Last und wandle sie in Segen“.

Siegfried Schulze, Dessau

## Interview mit Frère Christophe, Taizé

Frère Christophe, Sie sind heute wieder einmal in der DDR. Sie haben uns in den letzten Jahren des öfteren besucht, gerade hier auf dem Boden der Goßner-Mission in der DDR. Ich möchte Sie fragen, was bedeuten für die Bruderschaft in Taizé die vielen und breiten Verbindungen, die Sie zu Christen und Kirchen in der DDR haben, ~~für Sie~~ und wo sehen Sie Ihre Aufgabe etwa in der Verbindung zu uns hier?

- Fr. 4. Verbindung, Offenheit zu allen Menschen, das ist eines der Leitworte, mit denen wir in Taizé zusammenzufassen suchen, was wir zu leben <sup>ver</sup>suchen. Wir haben Schwierigkeiten immer gehabt auszudrücken, wozu wir da sind und was wir zu leben <sup>ver</sup>suchen, weil das Präsent- sein in der Welt von heute als Christen unser eigentlicher Auftrag ist und das Darüberreden erst in zweiter Linie kommt. Aber wir verweigern das Wort nicht, gerade in einer Zeit, wo das Gespräch so wichtig geworden ist. Offen zu allen Menschen, d. h. nach allen Himmelsrichtungen, d. h. damit auch zu Menschen, die in den sozialistischen Ländern, insbesondere in der DDR, leben. Da sprechen wir, da hören wir, damit wir wissen, wie diese Menschen leben, was ihre Sorgen sind, was ihre Probleme sind und wie sie ihren Weg nach vorne zu gehen suchen. Da lernen wir, wo vielleicht unser Gebet besonders einzusetzen hat und da suchen wir, zusammen mitzudenken und vielleicht auch einmal konkreter zu sein und zu arbeiten.
- Fr. 5. Für uns, in der Goßner-Mission, hat ja die Beziehung zu Ihnen in den letzten Jahren sehr, sehr viel Wert gehabt. Wir haben nicht nur das Bewustsein, daß Sie stets für uns und unseren Dienst in der DDR beten, sondern wir haben von Ihnen das Streben nach Einheit, den vollen Einsatz für die Einheit der Menschengemeinschaft und damit der Kirche als Zeichen <sup>in</sup> dieser Menschengemeinschaft, gelernt, und wir möchten eigentlich noch viel mehr von Ihnen lernen. Wir sind besonders froh darüber, daß unser Vorsitzender, der Generalsuperintendent Dr. Jacob, im letzten Jahr die Gelegenheit hatte,

mit Ihnen in Taizé zu sein, dort zu sprechen, aber auch eben als Hörender und Lernender mit dort zu sein. Ich kann nur sagen, er hat viele Impulse für unsere Arbeit mitgebracht. Nun sind Sie ja aber, das wissen wir auch, bei der Ökumenischen Konferenz, der Weltkirchenkonferenz, in Uppsala als Ökumenische Bruderschaft Glied des Weltkirchenrates geworden. Wie stellt sich da jetzt Ihre Aufgabe dar und was sehen Sie im Besonderen als das Wichtigste an im Rahmen aller Kirchen in der Welt?

Die Kirche ist Institution, die Kirche ist aber zu allererst brüderliche Gemeinschaft. Und brüderliche Gemeinschaft zu leben, das habe ich versucht darzulegen, ist unser erstes Anliegen. Nun sind wir in Taizé aufgefordert worden vor einiger Zeit, Mitglied im Weltkirchenrat zu werden als Communauté und zum ersten Mal im Juli dieses Jahres auf der Weltkirchenkonferenz als Gemeinschaft an einer Vollversammlung teilzunehmen. Der Bruder *Prior Roger Schutz* und mehrere andere Brüder sind dort gewesen. Einer von ihnen war Sekretär der Sektion auf der Suche nach einem neuen Lebensstil. Ich glaube, daß von Uppsala starke Anregungen für alle Teilnehmer, für alle beteiligten Kirchen ausgegangen sind. Es ist aber schwer, die Fortentwicklung dieser Bewegung heute schon näher zu definieren. Für uns kann es nichts anderes heißen, als neue Möglichkeiten der Begegnung, der Kooperation, des Gesprächs, des Zusammenbetens wahrzunehmen und das zu leben, was wir in unserer Regel die Leidenschaft für die Einheit des Leibes Christi, der Kirche, des Volkes Gottes genannt haben.

Frère Christophe, Sie haben uns von einer ganz neuen Orientation, so will ich es mal nennen, in Taizé erzählt. Sie haben davon gesprochen, daß Sie auch dort als Communauté im Experiment bleiben und sich auch für die ständige Neuerung im gemeinsamen Leben offenhalten. Das war ja wohl auch ein großes Anliegen unseres evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer. Können Sie uns sagen, wie das jetzt in Taizé aus-

sieht?

Sie kommen hier auf einen ganz wichtigen Punkt, der das Leben, gerade des letzten Jahres, unseres Communauté stark bestimmt hat. Nebenbei ein Dietrich Bonhoeffer ist als Theologe und als christlicher Märtyrer in Taizé ganz besonders bekannt und beliebt unter allen Brüdern. Es wäre ein idealistischer Trugschluß zu glauben, die Kirche könnte ohne feste Institutionen, ohne sichtbare geformte Institutionen leben. Unser eigener Körper ist eine Institution, unsere Kleider sind so etwas wie eine Institution. Aber es kommt darauf an, immer und immer wieder diese Institution zu erneuern oder um es anders zu sagen, abzuwerfen von den Kleidern, was überflüssig ist, was uns hemmt auf dem Weg, was daran hindert, daß die Einfachheit des Evangeliums und die freudige Leuchtkraft wirklich durchscheint. Wir haben es genannt: Wir versuchen als Christen, das ist nicht nur in Taizé der Fall, aus der Dynamik des Vorläufigen zu leben, wohl wissend, daß nur der aus der Dynamik des Vorläufigen leben kann, wer um den Sinn für die Kontinuität auch hat.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel, wie wir in Taizé versuchten, zu verhindern, daß wir in einer Art institutionellen Administration von Gästern oder in einer falschen Institutionalisierung unseres eigenen Lebens erstarrten. Wir haben vor sechs Jahren die Versöhnungskirche als eine Gabe der Deutschen "Aktion Sühnezeichen" bekommen und sind zutiefst dankbar dafür. Heute fragen wir uns aber bereits, ob nicht diese, aus schwerem Eisenbeton errichtete, Kirche veränderungsbedürftig geworden ist, und wir sind eigentlich sicher, daß wir sie heute wesentlich anders bauen würden. Was wir konnten, ist im Laufe des letzten Jahres einige Veränderungen im Inneren dieser Kirche vorzunehmen: eine Art Betonkarree, in dem die Brüder saßen, abzureißen und frei bewegliche Stühle auch für die Brüder aufzustellen, den Steinaltar herauszunehmen und ihn vorläufig

durch einen langen hölzernen Tisch zu ersetzen. Es kommt heute ja so ganz besonders darauf an, daß die Kirche lernt, insgesamt diese Dynamik des Vorläufigen zu leben. Auch - und das gilt besonders für die Kirchenbauten, die zweckmäßig sein müssen als ein Versammlungsort der Gemeinde vor Gott, die aber mehr und mehr auf alle repräsentativen Zeichen, die noch an eine triumphierte Kirche erinnern könnten, zu verzichten haben.

Das heißt also, die Kirche müßte ein Zelt werden, ein Zelt das jederzeit wieder zusammengelegt werden kann und an anderer Stelle aufgestellt wird oder wie es in der Arbeit der Goßner-Mission - innerhalb der DDR - üblich war, mit Wohnwagen weiterfahren zu können, also Kirche-Unterwegs zu bleiben. Würden Sie das so meinen?

Jawohl, das ist ein gutes Bild und ich liebe besonders das Bild, was in den letzten Jahren zur Beschreibung der Kirche aufgekommen ist. Die Kirche als das wandernde Gottesvolk und die Kirche als ein Gottesvolk, was auch durch Wüstenstrecken zu wandern hat und ich glaube nicht zu übertreiben- und falsch zu sehen - <sup>wenn 's ja</sup> zu sagen, daß in vielen Teilen des Volkes man augenblicklich den Eindruck einer Wüstenstrecke hat.

Ich würde gerne noch eine Frage stellen im Blick auf Ihren Prior. Wir haben gehört, daß Sie mit Hilfe seiner Arbeit, aber doch auch mit Hilfe der Arbeit vieler Brüder in ein ganz besonderes Verhältnis zur Katholischen Kirche gekommen sind und daß der Prior persönlich auch das Gespräch mit dem Papst des öfteren gehabt hat und in letzter Zeit besonders. Können Sie uns dazu etwas sagen?

Die Communauté hat ihren Weg begonnen 1940 und ist hineingetreten in das Zeitalter der Ökumene. Die Leidenschaft für die Einheit war von Anfang an eine unserer Hauptmotivationen

Wir leben in Frankreich im Burgund innerhalb einer fast völlig katholischen Umgebung. So war es schon aus diesem Grunde selbstverständlich, daß wir in der menschlich-christlichen Begegnung zunächst einmal auf unsere katholischen Brüder zugingen. Schon bald hat der Frère ~~xxxxx~~, der Bruder Prior mit einem anderen Bruder angefangen regelmäßig in Rom die führenden Persönlichkeiten der Katholischen Kirche zu besuchen und einfach brüderlich mit Ihnen ins Gespräch zu kommen. Sie wissen, es kam auf das II. Vatikanische Konzil und unsere Brüder wurden aufgefordert, vom ersten bis zum letzten Tag als Beobachter an diesem Konzil teilzunehmen, und während der Konzil-Sitzung hatten wir eine kleine Wohnung in Rom, wo, ich möchte fast sagen ununterbrochen, Beobachter, Bischöfe, Kardinäle und andere Freunde aus und ein gingen. Es entwickelte sich ein besonders intensives Verhältnis zu christlichen Freunden in Lateinamerika. Wir haben versucht, durch eine ökumenische Kollekte "Aktion Hoffnung" zu beginnen, genannt "Zeichen der Hoffnung" aufzurichten, z. B. Geld zu sammeln für ein landwirtschaftliches Kooperativ, eine neue Schule in einem Elendsgebiet und so weiter, um auf diese Weise diesen Menschen <sup>dort</sup> zu zeigen, die in einem unvorstellbaren Elend leben, daß wir zumindest <sup>uns</sup> unsere Blicke und Gebete auf sie richten. Inzwischen hat die Römisch-Katholische-Kirche ebenfalls mit allen Mitteln versucht, ihnen in diesen schwerbedrohten - durch innere Spannungen, soziale und religiöse Spannungen schwer bedrohten - Gebieten zu helfen, und zur Vorwärtsentwicklung beizutragen. Ich möchte vielleicht noch erwähnen, daß auch eine andere Aktion von <sup>TAZÉ</sup> aus durchgeführt wurde. Wir haben Geld gesammelt und den Druck veranlaßt für eine ökumenische Bibel. Nun sind in diesen Monaten eine Million ökumenischer Bibeln in Lateinamerika zur Verteilung gekommen. Und schließlich sind seit zwei Jahren Brüder von uns, zunächst zwei, dann drei, jetzt vier in Vesiewe,<sup>(?)</sup> an der Ostspitze von Brasilien haben sich die Brüder dort niedergelassen für eine vorübergehende Zeit. Sie leben in

einem Vorort unter ganz armen Verhältnissen in enger Zusammenarbeit mit katholischen Benediktinermönchen. Eine Folge des wachsenden Interesses gerade der Römisch-Katholischen-Kirche für Lateinamerika ist die kürzliche Papstreise nach Bogota gewesen zum Eucharistischen Kongreß und wir hatten die große Freude, daß Paul VI. zu dieser Reise unsern Bruder Prior Ruferschutz als persönlichen Gast und Freund eingeladen hat demzufolge auf diesem Fluge ohne einen besonderen geheimen oder öffentlichen Leben auftrat.

Welches sind denn über Brasilien hinaus die Orte, in der Welt, wo siek zur Zeit Gruppen von Taizé herkommend stationiert haben, die dort für die Einheit arbeiten?

Die kleinen Gruppen, die wir Fraternitäten , zu Deutsch Bruderschaft, nennen, leben unter dem Zelt. Sie wechseln nach einem oder zwei oder manchmal nach drei oder mehreren Jahren. Keine von ihnen ist für eine längere Dauer bestimmt. Zur Zeit ist die größte Gruppe diejenige in Chikago, die nun in das dritte Jahr dort geht. Wir lebten im ersten Jahr die meiste Zeit in den sogenannten Negergetto, wo nur Neger zusammengedrängt leben müssen, weil sie in den weißen Vierteln keine Unterkunft finden. Im letzten Jahr waren dort sechs Taizébrüder und, das ist besonders wichtig, drei katholische Franziskanerbrüder mit uns zusammen und ein junger Freund aus Afrika ebenso. Einer von den Franziskanern war ein Schwarzer, ein Neger aus Amerika. So versuchen wir dort, ein Zeichen zu leben, von dem wir hoffen, daß es auf Versöhnung hinweist, wo dort also zusammenleben Amerikaner und Europäer, Katholische und Evangelische, schwarze und weiße Menschen. Andere feste Fraternitäten: es gibt eine Gruppe in Lyon - ganz in der Nähe von Taizé - und drei Fraternitäten im schwarzen Afrika, in Niger, in Abidjan, das ist Elfenbeinküste und Ivanda , wo auch die meisten dieser Fraternitäten zusammen mit katholischen Brüdern leben.

Können Sie etwas über Ihre zukünftigen Vorhaben im Blick auf den Versöhnungsdienst von Taizé her sagen. Ich denke besonders an Dienste, in denen Sie persönlich beteiligt sein werden?

Wir haben in der nächsten Woche unseren Bruderrat. Und als Folge dieses Bruderrates werden wir die Entscheidungen treffen, wo wir in den nächsten Jahren den Schwerpunkt unseres Dienstes sehen. Ganz sicher werden die Geistlichkeit, die Ökumenische Geistlichkeit und darüberhinaus die Geistlichkeit für alle Menschen die kommen, in Taizé eine ganz besondere Beachtung und Erweiterung finden. Und wir suchen da nach immer neuen Möglichkeiten, vor allem was die Begegnung mit jungen Menschen angeht. Sie wissen, daß in vielen, vielen Ländern die jungen Menschen in große Unruhen geraten sind, in denen Unsicherheit und Angst, aber auf der anderen Seite auch große Hoffnungen und nicht unberechtigte Hoffnungen haben. Wir werden sicher ein weiteres Jahr unsere Gruppen in unseren Fraternitäten in Chikago, u. ~~Vestewe~~ und <sup>auch in</sup> ~~Südafrika~~ haben, im übrigen planen wir eine schlichte ökumenische Pilgerfahrt, die einen orthodoxen Mönch, der auch in Taizé lebt, einen Franziskaner, einen anderen Taizébruder und mich nach Griechenland, Konstantinopel und nach Israel führen wird.

Lassen Sie mich zum Schluß noch eine Frage im Blick auf die grundsätzliche Lebensweise und Arbeit in Taizé stellen. Wir haben das Wort Einheit schon des öfteren gehört. Wo denken Sie, daß in Zukunft innerhalb von Taizé unter diesem Auftrag Dienst zur Einheit die ganz besonderen theologischen Schwerpunkte liegen werden?

Sie wissen, daß Taizé niemals im Sinne hat, eine theologische Schule zu schaffen, Adepte zu machen zählt in unserer Zeit sehr wenig oder gar nicht mehr. Das schließt nicht aus, daß ein gutes Dutzend von Theologen in Taizé leben, die meisten von

ihnen zum Pfarramt in einer der evangelischen Kirchen ordiniert und manche von ihnen auch theologische Forschungsarbeit leisten. Bruder Max Turian<sup>(1)</sup> ist theologischer Mitarbeiter in der ~~föderal~~ und ~~ordov-~~ kommission und arbeitet da ganz intensiv mit. Andere Brüder arbeiten auf einem anderen Gebiet. Ich möchte sagen, daß immer in Taizé ein besonderer Schwerpunkt auf eine Art an die Theologie heranzugehen lag und liegt, die ich ökumenische Spiritualität nennen will, d. h. also die Bereitung unser eigenen und vielleicht auch anderer Menschen Herzen zur Einheit, die aus der Tiefe kommt, dort immer wieder erneuert wird und dann nach außen hin sich zeigt und ausspricht und uns zur ökumenischen Aktivität bringt und zu gleicher Zeit das ökumenische Gebet trägt. Eines möchte ich vielleicht hinzufügen, daß wir den Eindruck haben, die Ökumene, der Ökumenismus könnte in dieser Zeit in eine Krise geraten oder befindet sich schon in einer solchen Krise, nämlich die Krise, daß er Institution wird. Institution ist notwendig, haben wir gesehen, aber wenn der Ökumenismus nun mehr Institution, Sekretariate, alle möglichen Ämter, Vereinigungen, Komitees. Alle diese sind notwendig. Wenn das alles sich darauf beschränkte, heißt das das Ende des Ökumenismus. So möchte ich als die wichtigste Aufgabe ansehen, die ökumenische Bewegung wirklich in Bewegung zu halten. Das geschieht ja nicht durch eine erhöhte Aktivität, sondern das geschieht durch eine erweiterte Öffnung dem Wirken des Geistes gegenüber. Um es noch etwas anders zu sagen: Es geht darum, die Einheit unsichtbar wachsen zu lassen, das was gewachsen ist, sichtbar werden zu lassen oder man könnte schließlich auch so sagen, die Einheit wird letztlich nicht gemacht, sondern die Einheit wird entdeckt und Texte und Konstitutionen folgen danach.

Ich danke Ihnen sehr für die große Offenheit, die Sie hier heute gezeigt haben, die damit ein Spiegel von Taizé für uns alle wird und wir hoffen nur, daß wir mit Ihnen zusammen in

der Öffnung der Gesamtkirche nach vorn bleiben können und uns so als ganz bescheidene Diensttuer und auch Beter hier und dort verstehen können.

Frère Christophe, ich begrüße Sie in der Hauptstadt der DDR, hier in der Goßner-Mission. Sie haben gerade an einem Arbeitsgespräch bei uns teilgenommen und etwas erfahren von unserem ökumenischen Denken und Arbeiten, auch etwas erfahren von unserer Verantwortung, die wir innerhalb der Gesellschaft wahrnehmen. Wir hoffen, daß dies in den nächsten Jahren noch besser und stärker gezeigt werden kann, daß wir einerseits verantwortlich sind <sup>für den</sup> Dienst unter den Menschen in unserer Gesellschaft und zum ~~Aufbau~~ <sup>Bei ~~der~~</sup> Aufbau der Gemeinde. Ich möchte Sie als Erstes fragen, wie Sie unsere vielfältigen Verbindungen, ich meine zwischen Taizé und der Goßner-Mission, aber darüberhinaus doch zu allen Christen und zu den Kirchen in der DDR ansehen und was sie für Taizé bedeuten?

Wahrscheinlich wissen Sie, daß die Communauté der Taizé, die Bruderschaft von Taizé, ihre <sup>bd.</sup> Hauptanliegen hat, für eine sichtbare Einheit aller Christen zu leben und daß sie diese Einheit nur versteht als einen Dienst an der gesamten Menschheit. Wir versuchen, dieses ~~Tingst lieben~~ <sup>12</sup> durch Gespräche, durch gelegentliche Vorträge und durch Kontakte, vor allem aber durch unser schlichtes Zusammenleben als Brüder zu verwirklichen. Wir versuchen zu sprechen mit allen Menschen, wir möchten offen sein zu allen Menschen und nicht nur, um mit ihnen zu reden, sondern vor allem auch, um zu verstehen, wie sie leben, wo sie leben, um zu sehen, wo wir mitbieten, mitdenken und vielleicht auch praktisch mithelfen können, der in der Christengemeinschaft der ganzen Menschheit dient.

"DIE KIRCHE" Nr. 46 vom 17.11.1963

mit dem Bericht: "Wer hört, daß Sizilien schreit?"  
(Bruno Schottstädt)

gesandt an:

- ✓ 1. Frl. Aemisegger, Heidi, Hochsteig, Lichtensteig SG/Schweiz
- ✓ 2. stud. Bojack, Peter-Andr. 34, Göttingen, Rote Straße 16
- ✓ 3. Pf. Cihak, J. Praha 1, Jungmannova 9
- ✓ 4. P. Dr. Cox, Harvey, Roxbury USA
- ✓ 5. Pf. Dohrmann, Rudolf, Wolfsburg
- ✓ 6. Pf. Farkas, Jozsef , Budapest VII
- ✓ 7. Frl. Goldschmidt, Irene, Bln.-Zehlendorf
- ✓ 8. " Guidon, Eva, Gossau/Zürich/Schweiz
- ✓ 9. Herr Gunnarsen, Evald, Slagelse/Dänemark
- ✓ 10. Pf. Heryan, Miroslav, Praha 2
- ✓ 11. Herr Herz-Hablützel, Zürich 7
- ✓ 12. P. Hock, Siegfried , Siedelsbrunn
- ✓ 13. Herr Junker, Ernst , Boden/Schweden
- ✓ 14. Herr Köhler, Lothar, Bleicherode/Südharz
- ✓ 15. Frl. Kohlbrugge, Hebe, Utrecht
- ✓ 16. Frl. Lienhardt, Vreni, Muttenz BL/Schweiz
- ✓ 17. Pf. Maechler, Winfried, London S.E. 26
- ✓ 18. Pf. Metzger,Heinz-Dieter, Schorndorf/Württ.
- ✓ 19. P. Meyer, Wollert, Storslett/Nord-Troms/Norwegen
- ✓ 20. Frl. Meyhoffer, Lois, Genf/Schweiz
- ✓ 21. Pf. Palo, Toivo, Helsinki/Finnland
- ✓ 22. Mgr. Pawlik, Zdzislaw, Warszawa
- ✓ 23. Pf. Thurneysen, M., Zürich 11/51
- ✓ 24. Pf. Symanowski, Horst, Mainz-Kastel
- ✓ 25. Pf. Dr. Zeleny, Eugen, Praha 2
- ✓ 26. Frl. Elisabeth Adler, Genf--
- ✓ 27. Pf. Grzybek, Warschau
- ✓ 28. Pf. Hellstern, Zürich 6
- ✓ 29. Dr. Schmitzendorf, Hannover
- ✓ 30. Herr Giò Vinay, Riesi
- ✓ 31. Pf. Weber, Hans-Ruedi, Caligny bei Genf
- ✓ 32. Pf. Schwarz, Martin, Riehen BS/Schweiz
- ✓ 33. Herrn Schneider, stellv. Vors. Rat des Kreises Aue/Erzgeb.



Dachreiter auf der Dorfkirche Born (Darß)

Foto: Hein

## 9000 Pflegeplätze

Aus der diakonischen Arbeit in Brandenburg

Einen umfangreichen diakonischen Dienst leistet die Innere Mission im Kirchengebiet Brandenburg. Die Einrichtungen der geschlossenen Fürsorge, wie Krankenhäuser, Feierabend- und Dauerpflegeheime, Jugend- und Fürsorgeheime, zählen in diesem Gebiet insgesamt 9000 Plätze. Darunter befinden sich allein zehn evangelische Krankenhäuser, zum Teil internistische wie in Havelberg, gynäkologische wie im Lutherstift Frankfurt/Oder, chirurgische wie das im Luisen-Henriettentrost Lehnin oder in Jüterbog. Bekannt und berühmt ist die orthopädische Klinik des Oberlinhauses Potsdam-Babelsberg. Die Hoffnungstaler Anstalten in Lobetal mit ihren Zweigstellen gehören zu den bedeutendsten diakonischen Einrichtungen in der DDR. In den evangelischen Feierabend- und Pflegeheimen des Brandenburger Gebietes sind rund 3000 Plätze vorhanden.

Sieben Diakonissenmutterhäuser und mehrere Schwesternschaften im Brandenburger Gebiet sind die wichtigsten Stätten zur Ausbildung und Zurüstung von Schwestern und Mitarbeiterinnen für diesen vielfältigen Dienst der Diakonie, der im wesentlichen vom brandenburgischen Landesausschuß für Innere Mission in Potsdam geleitet wird.

## Wer hört, daß Sizilien schreit?

Ein Besuch bei den Armen Europas

Eine uns fremde Welt schreit uns bei jedem Schritt durch die Straßen der Städte und Dörfer an. Die dünnen Bergfelder — wie Wüste aussehend — schreien nach Wasser, die Menschen in den Straßen und Häusern schreien, die Mutter schreit nach den Kindern, der Händler auf staubiger Straße schreit seine Waren aus, die in Schwarz gekleideten Frauen rennen schreiend von Haus zu Haus und reißen sich die Haare aus, sie beklagen einen Toten. Der Mann in mittleren Jahren schreit eine Frau an, weil sie gerade dabei ist, die Stadtgrenze zu verlassen. Kinder auf den Bahnhöfen laufen an haltenden Zügen vorbei und schreien „Eis! Feinstes Speiseeis!“ — und im Hintergrund wartet der Boß, um das Geld zu kassieren.

Sogar die Glocken der Kirchen scheinen anders zu klingen in dieser Welt, schriller. Sizilien ist eine uns fremde Welt.

Der Zug brachte meinen Begleiter und mich von Norditalien über Rom nach Sizilien. 36 Stunden waren wir unterwegs. Endlich erreichten wir unser erstes Ziel: Riesi. Eine bisher unbedeutende, arme Stadt, 20.000 Einwohner, in der Mitte des Südostens der Insel gelegen. Hier in Riesi arbeitet seit einigen Jahren eine „Christliche Dienstgruppe“, geleitet von Pastor Vinay, dem Begründer des Ökumenischen Zentrums der Waldenser Kirche „Agape“ in den Bergen westlich Turins.

Pastor Vinay hatte von dem Elend in Sizilien gehört und war durch seinen Freund Danilo Dolci, der ebenfalls in Sizilien arbeitet (siehe Dolci: „Umfrage in Palermo“, Union Verlag) angeregt worden, eine Christliche

Dienstgruppe aufzubauen. Wenn das Evangelium für die Welt etwas taugen soll, dann müssen Menschen damit gesund werden, dann müssen Kräfte spürbar werden, die Leben andeuten und Zeichen der Hoffnung sind. Sicher ist die Christliche Dienstgruppe für die armen Menschen in Sizilien — mitten in Europa! — ein großes Hoffnungssymbol. Das zeigen uns die vielen Bittenden, die die Gruppe aufsuchen. Der eine will Briefe geschrieben haben, der andere wünscht Unterricht: er will Lesen und Schreiben lernen, ein dritter wünscht die Übersetzung eines Dokumentes, ein vierter kann keine Medizin nicht bezahlen und fragt nach Hilfesleistung. So melden sich viele einzelne und fragen um Rat. Wo soll die Dienstgruppe anfangen?

Zunächst unternehmen wir einen Rundgang durch die Stadt. Es ist fast Abend. Die müden Bauern kommen auf ihren Mauleseln reitend vom Feld heim, andere treiben kleine Schafherden durch die Stadt. Hupende Autos fahren durch die schmalen Gassen. Man sieht viele spielende Kinder, ein wildes Getümmel. Der Maulesel wird „entladen“ und am Hauseingang festgebunden. Bis zum Schlafengehen der Bauernleute bleibt er auf der Straße. Die Hühner (6–8) sitzen in einer Drahtkiste den Tag über vor dem Haus, jetzt werden sie in die Wohnstube geholt. Da stehen sie neben den Betten oder unter dem Küchentisch.

Wir betreten solch eine Wohnung. Sie besteht aus einem Raum etwa vier mal vier Meter groß. In der Ecke hat der Maulesel seinen Verschlag. Die Kiste mit den Hühnern steht herum, in einer anderen Ecke sehen wir

# Die Kirche

EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

## Die große Schule des Betens

Über das Psalmengesetz / Von Dietrich Bonhoeffer

„Redet untereinander mit Psalmen“ (Eph. 5, 19). „Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen“ (Kol. 3, 16). Eine besondere Bedeutung ist von alters her in der Kirche dem gemeinsamen Psalmengesetz beigelegt worden. In vielen Kirchen steht es bis zur Stunde am Anfang jeder gemeinsamen Andacht. Uns ist es weithin verlorengegangen, und wir müssen den Zugang zum Psalmengesetz erst wieder zurückgewinnen. Der Psalter nimmt eine einzigartige Stellung im Ganzen der Heiligen Schrift ein. Er ist Gottes Wort, und er ist zugleich, bis auf wenige Ausnahmen, Gebet des Menschen. Wie ist das zu verstehen? Wie kann Gottes Wort zugleich Gebet zu Gott sein?

Zu dieser Frage tritt eine Beobachtung hinzu, die jeder macht, der anfängt, die Psalmen zu beten. Er versucht zunächst, sie persönlich als sein eigenes Gebet nachzusprechen. Bald stößt er dabei auf Stellen, die er von sich aus, als ein persönliches Gebet, nicht glaubt beten zu können. Wir denken etwa an die Unschuldpsalmen, an die Rache psalmen, teilweise auch an die Leidenspsalmen. Dennoch sind diese Gebete Worte der Heiligen Schrift, die er als gläubiger Christ nicht mit billigen Ausreden als überholt, veraltet, als „religiöse Vorstufe“ abtun kann. Er will also das Wort der Schrift nicht meistern und erkennt doch, daß er diese Worte nicht beten kann. Er kann sie als Gebet eines anderen lesen, hören, sich darüber wundern, Anstoß daran nehmen, aber er kann sie weder selbst beten, noch auch aus der Heiligen Schrift hinausweisen.

### Christus betet im Psalter

Zwar wäre hier praktisch jedesmal zu sagen, daß in solcher Lage ein jeder sich zunächst an die Psalmen halten soll, die er verstehen und beten kann, und daß er am Lesen der

anderen Psalmen lernen soll. Unbegreifliches und Schwieriges der Heiligen Schrift ganz schlicht stehen zu lassen und immer wieder zu dem Einfachen und Begreiflichen zurückzukehren. Sachlich aber bedeutet die bezeichnete Schwierigkeit allerdings den Ort, an dem wir den ersten Blick in das Geheimnis des Psalters tun dürfen. Das Psalmengesetz, das uns nicht über die Lippen will, vor dem wir stocken und uns entsetzen, läßt uns ahnen, daß hier ein anderer der Beter ist, als wir selbst, daß der, der hier seine Unschuld beteuert, der Gottes Gericht herbeiruft, der in so unendlich tiefes Leiden gekommen ist, kein anderer ist — als Jesus Christus selbst. Er ist es, den hier betet und nun etwa nicht nur hier, sondern im ganzen Psalter. So hat es das Neue Testament und die Kirche von jeher erkannt und bezeugt. Der Mensch Jesus Christus, dem keine Not, keine Krankheit, kein Leid fremd ist und der doch der ganz Unschuldige und Gerechte war, betet im Psalter durch den Mund seiner Gemeinde. Der Psalter ist das Gebetbuch Jesu Christi im eigentlichen Sinne. Er hat den Psalter gebetet, nun ist er sein Gebet geworden für alle Zeiten. Wird es jetzt begreiflich, wie der Psalter zugleich Gebet zu Gott und doch Gottes eigenes Wort sein kann, eben weil der betende Christus uns hier begegnet?

Jesus Christus betet den Psalter in seiner Gemeinde. Seine Gemeinde betet auch, ja, auch der einzelne betet, aber er betet eben, sofern Christus in ihm betet, er betet hier nicht im eigenen Namen, sondern im Namen Jesu Christi. Er betet nicht aus dem natürlichen Verlangen seines eigenen Herzens, sondern er betet aus der angenommenen Menschheit Christi, er betet auf Grund des Gebetes des Menschen Jesus Christus. Damit aber hat sein Gebet allein die Verheißung der Erhörung gefunden. Weil Christus das Psalmengesetz des einzelnen und der Gemeinde vor dem himmlischen Thron Gottes mitbetet, vielmehr weil die Betenden hier in das Gebet Jesu Christi mit einfallen, darum dringt ihr Gebet zu Gottes Ohren. Christus ist ihr Fürbitter geworden.

Der Psalter ist das stellvertretende Gebet Christi für seine Gemeinde. Nun, da Christus beim Vater ist, betet die neue Menschheit Christi, betet der Leib Christi auf Erden sein Gebet weiter bis zum Ende der Zeit. Nicht dem einzelnen Gliede, nein, dem ganzen Leib Christi gehört dieses Gebet zu. Nur in ihm als Ganzem lebt all das, wovon der Psalter sagt, was der einzelne niemals voll begreifen und sein eigen nennen kann. Darum gehört das Psalmengesetz in besonderer Weise in die Gemeinschaft. Ist ein Vers oder ein Psalm nicht mein eigenes Gebet, so ist es doch das Gebet eines der anderen aus der Gemeinschaft, so ist es ganz gewiß das Gebet des wahren Menschen Jesus Christus und seines Leibes auf Erden.

Im Psalter lernen wir beten auf Grund des Gebetes Christi. Der Psalter ist die große Schule des Betens überhaupt. Wir lernen hier erstens, was beten heißt: auf Grund des Wortes Gottes beten, auf Grund von Verheißungen beten. Christliches Gebet steht auf dem festen Grunde des offenbarten Wortes und hat nichts zu tun mit vagen, selbststötigen Wünschen. Auf Grund des Gebetes des wahren Menschen Jesus Christus beten wir. Das meint die Schrift, wenn sie sagt, daß der Heilige Geist in uns und für uns betet, daß Christus für uns betet, daß wir nur im Namen Jesu Christi recht zu Gott beten können.

### Und die Rache psalmen?

Wir lernen aus dem Psalmengesetz zweitens, was wir beten sollen. So gewiß der Umfang des Psalmengesetzes weit über das Maß der Er-

(Schluß auf Seite 2)

fahrtung des einzelnen hinausgeht, so betet dieser doch im Glauben das ganze Christusgebet, das Gebet dessen, der wahrer Mensch war und allein das volle Maß der Erfahrungen dieser Gebete hat. Dürfen wir also die Rache-psalmen beten? Wir, insofern wir Sünder sind und mit dem Rachegebet böse Gedanken verbinden, dürfen es nicht, aber wir, sofern Christus in uns ist, der alle Rache Gottes auf sich selbst nimmt, den Gottes Rache traf an unserer Stelle, der so — getroffen von der Rache Gottes — und nicht anders den Feinden vergeben konnte, den selbst die Rache erfuhr, damit seine Feinde frei würden — wir als Glieder dieses Jesus Christus dürfen auch diese Psalmen beten — durch Jesus Christus, aus dem Herzen Jesu Christi.

Dürfen wir uns mit dem Psalmensieder unschuldig, fromm und gerecht nennen? Wir dürfen es nicht als die, die wir von uns aus sind, wir können es nicht als das Gebet unseres verkehrten Herzens, aber wir dürfen und sollen es aus dem Herzen Jesu Christi, das ständig rein war und aus der Unschuld Christi, an der er uns teilgegeben hat im Glauben; sofern — „Christi Blut und Gerechtigkeit unser Schmuck und Ehrenkleid“ geworden ist, dürfen und sollen wir die Unschuldspsalmen beten als Christi Gebet für uns und Geschenk an uns. Auch diese Psalmen gehören uns durch ihn.

Und wie sollen wir jene Gebete unsagbare Elends und Leidens beten, die wir kaum angefangen haben, von fern etwas von dem zu ahnen, was hier gemeint ist? Nicht, um uns in etwas hineinzusteigern, was unser Herz aus eigener Erfahrung nicht kennt, nicht, um uns selbst zu beklagen, sondern weil all dies Leiden wahr und wirklich gewesen ist in Jesus Christus, weil der Mensch Jesus Christus Krankheit, Schmerz, Schande und Tod erlitt und weil in seinem Leiden und Sterben alles Fleisch gelitten hat und gestorben ist, darum werden und sollen wir die Leidenspsalmen beten. Was an uns geschah am Kreuze Christi, der Tod unseres alten Menschen, und was seit unserer Taufe eigentlich an uns geschieht und geschehen soll im Absterben unseres Fleisches, das gibt uns das Recht zu diesen Gebeten. Durch das Kreuz Jesu sind diese Psalmen seinem Leibe auf Erden zuteil geworden als Gebete aus seinem Herzen. Wir können das hier nicht weiter ausführen. Es ging allein darum, den Umfang des Psalters als des Christusgebetes anzudeuten. Hier gibt es nur ein langsam Hineinwachsen.

#### Niemand betet allein

Drittens lehrt uns das Psalmengebet als Gemeinschaft zu beten. Der Leib Christi betet, und als einzelner erkenne ich, wie mein Gebet nur ein kleiner Bruchteil des ganzen Gebetes der Gemeinde ist. Ich lerne das Gebet des Leibes Christi mitbeten. Das hebt mich über meine persönlichen Anliegen hinaus und läßt mich selbstlos beten. Viele Psalmen sind von der alttestamentlichen Gemeinde höchstwahrscheinlich im Wechselgebet worden. Der sogenannte Parallelismus membrorum, d. h. jene merkwürdige Wiederholung derselben Sache mit anderen Worten in der 2. Zeile des Verses, wird nicht nur eine literarische Form sein, sondern auch kirchlich-theologischen Sinn haben.

Es würde sich verlorenen, dieser Frage einmal sehr gründlich nachzugehen. Man lese hierzu als ein besonders deutliches Beispiel einmal den 5. Psalm. Immer sind es zwei Stimmen, die mit anderen Worten ein und dasselbe Gebetsanliegen vor Gott bringen. Sollte das nicht ein Hinweis darauf sein, daß der Betende nie allein betet, sondern daß immer ein Zweiter, ein anderer, ein Glied der Gemeinde, des Leibes Christi, ja Jesus Christus selbst mithilft muß, damit das Gebet des einzelnen rechtes Gebet sei? Sollte nicht auch in der Wiederholung derselben Sache, die sich schließlich im 119. Psalm ins Nichtendenwollende, fast unzugänglich-unauslegbar-

Einfache steigt, eben dies angedeutet werden, daß jedes Gebetswort in eine Tiefe des Herzens hineindringen will, die ihm nur in unaufhörlicher Wiederholung — und letztlich auch so nicht — erreichbar wird; daß es im Gebet nicht um das einmalige, not- oder freudvolle Ausschütten des Menschenherzens geht, sondern um das ununterbrochene, stetige Lernen, sich Aneignen, dem Gedächtnis Einprägen des Willens Gottes in Jesus Christus.

Oettinger hat in seiner Psalmenauslegung eine tiefe Wahrheit zur Geltung gebracht,

wenn er den ganzen Psalter den sieben Bitten des Vaterunser eingeordnet hat. Er wollte damit sagen, daß es in dem weiten und großen Psalmbuch doch um nichts mehr und nichts anderes geht, als in den kurzen Bitten des Gebets des Herrn. Es bleibt in allem unserm Beten immer nur das Gebet Jesu Christi, das Verheißung hat und das uns von heidnischem Geplapper befreit. Je tiefer wir in die Psalmen wieder hineinwachsen, und je öfter wir sie selber gebetet haben, desto einfacher und reicher wird unser Gebet werden.

wir unseren Dienst, unsere Fehler, Kompromisse und Erfahrungen bedenken und beraten. Unser Gebet wird konkret, immer geht es um Menschen, für die wir arbeiten.

\*

Tief bewegt von dem Elend der Menschen in Riesi und beglückt über den Geist und die Arbeit der Gruppe fahren wir weiter durch das wüste Land über Palermo nach Partinico. Hier treffen wir Glieder der Gruppe von Danilo Dolci. Mehrere deutschsprachende Freunde führen uns in die Arbeit ein. Diese Gruppe — etwa 60 Menschen — hat sich im Einsatz an fünf Orten besonders zur Aufgabe gemacht, mit Hilfe soziologischer Untersuchungen die staatlichen Behörden und die allgemeine Öffentlichkeit auf das Elend aufmerksam zu machen. Sie will durch Modelle der Landbewässerung, mit Schulen und Ambulatorien zur Nachahmung reizen. Die Hauptaufgabe sieht Dolci darin, „den Menschen dazu zu verhelfen, sich ihres Wertes bewußt zu werden, sich voller Nutzung der eigenen Fähigkeiten zu erfreuen und im eigenen Interesse gemeinsam zu handeln“. Diese Gruppe will den Menschen nichts Fertiges vorsetzen, sondern sie dazu bewegen, selber Handelnde zu werden. Sie, die Menschen, bilden die Gesellschaft. Sie sind für ihr Schicksal verantwortlich. Von daher hat Dolci keine neuen Häuser gebaut, er hat versucht, einer der ihrigen zu werden und durch sein Vorbild zur Nachahmung anzuregen. Im Blick auf die Mächtigen — die Besitzenden und die Gangster — leben er und die Gruppe den gewaltlosen Widerstand. Bisher hat es keiner gewagt, Dolci ein Haar zu krümmen. Er lebt eine neue Freiheit und ist für viele die neue Hoffnung. Durch den Einsatz seiner Gruppen

## Wer hört, daß Sizilien schreit?

(Schluß von Seite 1)

ziehen sich und ihre Kraft ihrem Land, sie entfremden ihrer Heimat und finden in der Fremde auch kein Zuhause.

Ein großes Problem sind die ungeschriebenen Sitten-Gesetze, die die Frauen lebenslanglich gefangenhalten. Keine Frau darf allein auf die Straße, keine Frau hat jemals die Stadtgrenze überschritten. Die Arbeit der Frau besteht darin, zu Hause zu sitzen, um auf den Mann zu warten und ihm das Essen zu bereiten. Sie sitzt buchstäblich den ganzen Tag über im Dreck. Eigenartig mutet es an, daß die Frauen — von ihren Männern mit vielen Ketten und goldenen Ohrringen beschenkt — den Tag über in der offenen Wohnungsrückseite sitzen müssen. Trotz ihres Schmuckes sind sie einsam und verlassen, verlassen im Schmutz der Straßen Siziliens. Wer bricht dieses „Frauengefängnis“ und wo kann angefangen werden? Auch hier wartet auf die Gruppe eine Aufgabe.

Wir wandern mehrmals durch die Stadt.



Ein Olivenhügel am Rande von Riesi. Hier entstand der Kindergarten, die Werkschule zur Ausbildung von Mechanikern, sowie die anderen Gebäude (links). — Kinder in der Via Faraci (rechts).



Wir sehen den Töpfer in seiner Werkstatt auf der Drehscheibe Krüge, Vasen und Kannen formen, wir sehen Höhlen und Höhlenbewohner: in die Bergfelsen gehauene Löcher sind Wohnungen, — wir besuchen Kranke und sehen sie auf der Holzpritsche liegen. Hier muß eine gründliche Erneuerung begonnen werden. Vielleicht kann nur eine Revolution helfen. So denken wir und so sagen wir es untereinander.

Die Christliche Dienstgruppe in Riesi hat mit Hilfe einer Umfrage einige Erhebungen angestellt. Hier sind einige Zahlen:

Von 50 Familien besitzen 39 Familien je einen Raum, fünf Familien wohnen je in zwei Räumen. Auf jeden Raum kommen durchschnittlich sechs Personen. Eine Familie lebt sogar, mit zehn Personen in einem Raum (vier mal vier). Die Mehrzahl der Familien isst nur einmal am Tage (Brot und Gemüse), Fleisch gibt es einmal im Monat oder gar nicht. 55,7 Prozent sind Analphabeten, Rech-

höfe. Das Vieh wird aber nicht aufgekauft, sondern gestohlen. Jeder Einwohner von Riesi, der von den Schlachthöfen Fleisch kauft, isst also gestohlenes Fleisch. Die Mafia versucht, auf der Insel die Preise für Getreide, Fleisch und Apfelsinen zu regeln, sie will den Markt in der Hand haben. Neuerdings geht es ihr sehr um alle Garagen. Wer sich dieser Gangster-Organisation widersetzt, wird beiseite geschafft. Viele haben bereits ihr Leben eingebüßt. Und wer nicht gleich getötet worden ist, wird verstümmelt (wir hörten von abgehackten Händen, abgeschnittenen Ohren u. a. m.). Weil man die Mafia weithin fürchtet, gehen die meisten Männer bewaffnet auf die Felder. Auch mit der Mafia und ihren Machenschaften beschäftigt sich die Christliche Dienstgruppe, sie möchte den Menschen helfen, ohne Furcht zu leben und in einer neuen Freiheit diese Gangster zu überwinden.

Wir besichtigen den Bauplatz der Christlichen Dienstgruppe. Hier, außerhalb der Stadt, in frischer Luft auf einem Hügel gelegen, soll ein Arbeits- und Lebenszentrum entstehen. Ein Kindergarten ist im Bau. Am 1. November sollte die Eröffnung sein. Zwei Kindergärtnerinnen, die bereits eine Probezeit in einem anderen Hause der Stadt hinter sich hatten, warteten mit vielen Kindern zusammen auf diesen Tag. Das zweite Projekt ist eine mechanische Werkstatt und das dritte eine landwirtschaftliche Musterfarm. In einem angekauften Haus innerhalb der Stadt, in dem zur Zeit die Gruppe wohnt, soll ein Ambulatorium eingerichtet werden. Eine Ärztin ist schon da. Wir lassen uns diese Pläne der Gruppe genau erklären. Mit Hilfe des Kindergartens werden Kinder in eine Lebensgemeinschaft eingefügt, es wird ihnen Lust zur Schule gemacht ( $\frac{1}{3}$  der Kinder geht immer noch nicht zur Schule trotz der staatlichen Gesetze, die allgemeine Schulpflicht vorschreiben) und mit den Eltern wird gearbeitet. Die Eltern müssen frei werden von inneren Bindungen und von Angst.

Die mechanische Werkstatt soll jungen Menschen am Ort eine Ausbildungsmöglichkeit geben. Vielleicht können sie danach in Industriebetrieben des Landes aufgenommen werden oder sie entwickeln selber eine kleine Industrie, die Einzelteile für Großfirmen fertigt.

Mit der landwirtschaftlichen Farm soll zunächst die Existenz der Gruppe gesichert werden und es soll den Bauern Mut gemacht werden, mit neuen Methoden den Boden zu bearbeiten. Wir hören es aus dem Munde unserer Begleiter immer wieder: insgesamt gesehen muß hier alles anders werden. Es hat wenig Zweck, sich mit Einzelfällen abzugeben — wir wollen zwar an dem Elend einzelner nicht vorbeileben — so heißt es, doch wir müssen dahin arbeiten, daß die gesamten Verhältnisse andere werden. In diesem Dienst werden wir mit allen, die dasselbe wollen, zusammenarbeiten, so sagen sie, auch mit den Kommunisten. Wir lernen, daß unser Gott in Christus mit der Welt zu tun haben will, die Gemeinde, die Bruderschaft, ist der Ort, wo

sind eine Reihe staatlicher Aktionen eingeleitet worden.

Wir lernen das Ambulatorium kennen und sind für seine Arbeit besonders dankbar. Kreise der Evangelischen Frauenhilfe in Deutschland finanzieren das Ambulatorium. Der Arzt ist Sizilianer, gebürtig und wohnhaft in Palermo. Während die Ärzte in der Stadt oft wenig Zeit für die Patienten verwenden und kranke Menschen vom Balkon des Hauses aus befragt, um dann Rezepte hinunterzuwerfen, ist er wirklich um jeden einzeln bemüht. Eine deutsche Schwester arbeitet mit ihm. Sie ist dabei, eine Sizilianerin anzulernen und sich so eines Tages überflüssig zu machen. Es ist großartig zu sehen, wie diese Menschen mit den Menschen umgehen.

Und nun bekommen wir das Elend in Palermo zu Gesicht. Man wagt es nicht, durch Fotografieren diese Armuten der Armen noch zu beleidigen. Gleich hinter der Kathedrale, in der täglich Messen gelesen werden, in der Name Jesus Christus ausgesprochen wird, hausen Menschen in Bretterverschlägen, in Hütten aus Sackstoff und Papier. Auch hier schreit Sizilien! Und wer hilft?

Zwei Dienstgruppen unter fünf Millionen Menschen, die die Wohlstandsgesellschaft des westlichen Europa abgeschrieben hat. Kommunisten und vielleicht noch ein paar einsichtige Beamte im Staatsapparat, sie bilden zusammen mit den Dienstgruppen diejenigen, die Hoffnung für das Land haben und an die Arbeit gehen. Die Frage aber gilt allen: wie lange soll das Elend noch so gehen? Können wir ruhig beten und dem Herrn danken für unser Leben, wenn wir von solchem Elend wissen? Müßte nicht jeder Christ, der in Westeuropa lebt, einen Dienst in diesen Gebieten tun? Müßten sich jüdische Christen nicht hier besonders auszeichnen?

Wir können nur hoffen, daß die beiden Dienstgruppen die Kraft behalten, täglich dem Elend zu begegnen und mutig die Verhältnisse zu ändern beginnen. Für uns sind sie eine ebenso große Hoffnung wie für die Sizilianer.

Bruno Schottstädt

## Seit 100 Jahren

Der Errichtung des ersten Heimes für schwachsinnige Kinder vor 100 Jahren gedachte die Innere Mission der Landeskirche im Kirchengebiet Greifswald am 14. Oktober. Der Leiter der Zülchower Anstalten, Gustav Jahn, war seinerzeit von dem Elend dieser Kinder so ergriffen, daß er durch Aufrufe und Reisen die Mittel sammelte, um die Kückenmühle zu kaufen und dort einer Anzahl von Schwachsinnigen eine Heimstatt zu schaffen. Das Werk dehnte sich aus und zählte mehr als 1500 Insassen, als es 1945 von den nationalsozialistischen Machthabern geschlossen und der SS übergeben wurde.

Nach 1945 hat Superintendent Liesenhoff in den von ihm gegründeten Diakonieanstalten in Züssow die Betreuung von Schwachsinnigen wieder aufgenommen. Ein Erweiterungsbau mit 50 Betten entsteht gegenwärtig.

# ERRETTE DEINE SEELE UND SIEH NICHT HINTER DICH

1. MOSE 19,17

Lies: 1. Mose 19, (12—14) 15—29

**Tod, Gericht und Ewiges Leben:** Das ist das Thema der letzten Sonntage des Kirchenjahrs. Mit seiner über alle Erwartungen hinausgehenden Verheißung des Neuen Himmels und der Neuen Erde, aber auch mit seinem alle Maße und Vorstellungen überschreitenden Ernst. Auf den Ernst weist uns gerade unser Sonntag heute vor dem Bußtag und Ewigkeitssonntag mit dem Wochenspruch: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi“ und der Geschichte von Sodom und Gomorra, aus der wir diesen dringenden Mahnruf Gottes an Lot besonders hervorgehoben haben: „Errette deine Seele und sieh nicht hinter dich!“

Das heißt doch: So, wie Lot zu wählen hatte zwischen dem Angebot der Bewahrung in dem Gericht über diese beiden Städte und dem Flammentod mit allen seinen Nachbarn, Freunden und Feinden,

„Sieh nicht hinter dich!“ Das heißt: Prüfe und wäge nicht mehr lange, welche Wahl du treffen willst, sondern entscheide heute und hier. Wir haben wohl alle wie Lot und seine Frau eine gewisse Angst vor allem Neuen, wir wenden uns nicht wirklich nach vorn, sondern sehen immer wieder zurück, unsrer rückgewandten Augen werden dann plötzlich die Töpfe der Not zu gefüllten Fleischtöpfen. Das ist die List des Widersachers. Darum gilt es in dieser Entscheidung vor dem doppelten Ausgang, den unserer aller Leben haben kann, sofort die klare Entscheidung zu treffen: Er soll uns erretten! Christus soll der Grund, das Maß und das Ziel sein!

A.

, am 12.12.1963

Herrn  
Pfarrer Gerhard Johann  
B e r l i n C. 2  
Sophienstr. 3  
"DIE KIRCHE"

Lieber Gerhard,

anbei die gewünschte Notiz im Blick auf  
Sammlung für Sizilien.

Freundliche Grüße  
Dein



Anlage

Nach Veröffentlichung des Aufsatzes "Wer hört, daß Sizilien schreit" von Bruno Schottstädt fragen Leser bei uns an, welche Möglichkeiten bestehen, um den Armen in Sizilien zu helfen.

Die Gossner-Mission in der DDR sammelt Gaben für die Arbeit von Danilo Dolci, sie sucht auch nach Mitteln und Wegen der Hilfe für Riesi.

Gossner-Mission in der DDR, Berlin N. 58, Göhrener Str. 11  
Postscheck-Konto: Berlin 4408

, am 19.6.1963  
Scho/En

Herrn  
Pfarrer G. Johann  
Redaktion der "Kirche"

B e r l i n C 2  
Sophienstr. 3

Lieber Gerhard,

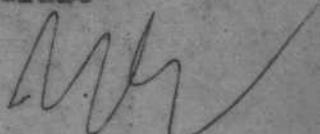
ich hoffe sehr, daß wir Dich bald als Chef-redakteur begrüßen können.

Anbei mein Aufsatz für die Vati-Andler-Nummer. Ich hoffe, daß Du ihn so gebrauchen kannst.

1 Anlage!

Herzliche Grüße

Dein



## Gemeinde im Dienst für die Welt

---

Die Gossner-Mission in der DDR ist ein Werk der Kirche. Sie unterhält zu allen Landeskirchen und Freikirchen der DDR Beziehungen, ist aber in besonderer Weise mit der Kirche Berlin-Brandenburg verbunden. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß die Dienststelle in Berlin beheimatet ist, sondern ist eine Frucht langjähriger Arbeit in Gemeinden der Berlin-Brandenburgischen Kirche. Bei allem Einsatz in den Gemeinden, bei aller Mithilfe beim Bau von mündigen Gemeinden, bei der Entwicklung einer "Theologie für Laien" in mehreren Zentren, kann man nicht darüber hinweggehen: Wir leben heute in einem großen Umbruch. Und es zeigt sich an manchen Orten, daß die vorhandenen Gemeindeglieder wenig oder gar nicht vom Auftrag Jesu Christi her denken. Sie sind noch zu sehr an der alten Kirche gewöhnt, in der das Versorgungsprinzip galt. Christen haben einen Auftrag, sie sind dazu in der Welt, allen Menschen in hingebendem Einsatz zu dienen. Viele Brüder und Schwestern in unseren Gemeinden kleben an einem veralteten Weltbild, wehren sich gegen Neuerung im Gemeindeleben, wollen die Jugend in vorhandene Formen zwingen; insgesamt gesehen sind sie konservativ und kirchlich.

Jesus Christus, der Herr der Welt, Jesus Christus, der Herr der Kirche! Christus als Gemeinde existierend! Christus als gestaltete Wirklichkeit und dennoch der Gemeinde voraus! Jesus Christus, die von der Gemeinde gelebte Versöhnung! Diese Formulierungen sind vielen unserer "Treuen" neu. Sie sind ihnen vor allen Dingen dann neu, wenn Menschen anfangen, gemeindliches Leben umzugestalten. Mit dem Gestalten allein aber fängt Leben an. Erst wenn wir ein Stück vorwärts gelebt haben, können wir über das gelebte Stück nachdenken.

In unserer sozialistischen Wirklichkeit, in der wir nun schon jahrelang leben, werden uns heute viele Fragen gestellt, die wir zu beantworten haben. Wir bleiben außerhalb allen Lebens, wir bleiben ohne Gespräch, wenn wir nicht als mitgestaltende Gemeinde in Erscheinung treten.

Die Gossner-Mission in der DDR hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr die Aufgabe gestellt, Menschen, die Christen sein wollen, dahin zu helfen, daß sie einmal ganz nüchtern die Situation erkennen, in der sie leben und sich klar machen, an welchem Punkt im Laufe der Geschichte sie sich gerade befinden, daß sie aber andererseits lernen, vom Auftrag Jesu Christi her zu denken. Dieser Auftrag läßt sich nicht auf die Rede beschränken, sondern er will gelebt sein. In Neu-Delhi hat man dafür 3 Worte gewählt: Zeugnis, Dienst und Einheit. Um zum Dienst im Geiste Jesu Christi zu kommen, werden Arbeits-einsätze mit Jugendlichen, Gemeindegliedern und Pastoren durchgeführt. Diesem Zweck dient das Haus "Rehoboth" in Buckow (Märk. Schweiz), ein kreiskirchliches Heim, das von Mitarbeitern der Gossner-Mission geleitet wird. Hier werden insbesondere junge Menschen im Blick auf die Gesellschaft und den Auftrag der Christen "geschult", sie lesen miteinander die biblische Botschaft, sie diskutieren ihre Lebensfragen, bauen Musikinstrumente und arbeiten mit einem Kunstmaler in Werkwochen. Eltern- und Ehepaar-Rüsten helfen die Aufgabe an der kommenden Genera-

tion zu verstehen und auch ein wenig mutig den Kindern Wegweisung zu geben. In solchen Gruppen ist oft gegen viel Resignation anzukämpfen. Es ist aber die Erfahrung: Wer sich am Auftrag Jesu Christi orientiert lernt, wer Hingabe an Nächsten in der Gesellschaft versucht, kommt schneller dazu, mit anderen "Kirche in unserer Zeit" zu werden, er lernt, fröhlicher zu leben und weiß um die Verantwortung, die er für die Gesellschaft hat.

Die Gossner-Mission hilft bei der Errichtung von Pfarrämtern, die nicht im üblichen Stil aufgebaut werden. Sie bemüht sich um junge Theologie-Studenten: ihnen will sie helfen, für den späteren Dienst in der Gemeinde die Lage richtig einzuschätzen und ein wenig Änderung zu betreiben. Vor allen Dingen ist ihr aber an einer Neuausrichtung des Dienstes der Laien in Gesellschaft und Gemeinde gelegen. In der Stadtmission in Cottbus, die von 2 Mitarbeitern der Gossner-Mission geleitet wird, versucht sie solche Ausrichtung, ebenso in Berlin und neuerdings auch in Treuenbrietzen.

Wir wollen uns auf unserem Weg nicht falsche Sicherungen bauen, wir wollen uns nicht abgrenzen gegen die "böse atheistische Welt, wir wollen vielmehr den Versuch wagen, Gott in Jesus Christus als den Handelnden in Welt und Kirche zu glauben, ihm nachzuzeilen und mit den Gemeinschaften, in denen wir leben mit der Versöhnung Christi und mit dem Friedensdienst ernst zu machen. Gott hat mit uns immer etwas vor, und es bleibt ein interessantes Unternehmen, auf ihn zu hören und in seinem Geiste Menschen - Christen und Nichtchristen - zu sehen, zu lieben und mit ihnen gestaltend zusammenzuleben.

Bruno Schottstädt

, am 13.11.1962  
Scho/En

Herrn  
Pfarrer Gerhard Johann  
B e r l i n C 2  
Sophienstr. 3  
Redaktion "Die Kirche"

Lieber Gerhard,

anbei mein Referat, das ich auf dem Nordisch-Deutschen Kirchenkonvent gehalten habe. Vielleicht kannst Du die Hauptteile bringen.

Ebenso überreiche ich Dir einen Bericht von Jürgen Michel über unser 5. Pastorenarbeitslager. Ich würde mich freuen, wenn dieser Bericht als ganzer in einer Nummer der "Kirche" erscheinen könnte.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

2 Anlagen

NS. Bringst Du irgendwann die Afrika-Reise von Heinrichs?

"Die dienende Gemeinde" -  
Tagung des Nordisch-Deutschen Kirchenkonvents  
in Skæde bei Aarhus

Der Nordisch-Deutsche Kirchenkonvent, der in jedem Jahr zweimal zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenkommt, traf sich in diesem Jahr vom 6. - 9. 10. in der Volkshochschule Skæde bei Aarhus in Dänemark. Das Thema des Konvents lautete: "Die dienende Gemeinde". Den verantwortlichen Männern, die diese Tagung vorbereitet hatten, war klar, daß bei diesem Thema die Analyse unserer Zeit nicht fehlen darf, sie wollten aber nicht in Analysen stecken bleiben, sondern so etwas wie eine "Marschrichtung" für die Kirche heute entdecken. Es ist erstaunlich, daß gerade die Kirchen in den skandinavischen Ländern, die weithin als Staatsskirchen existieren, eine große Aufgeschlossenheit für die Moderne, für die Existenz im neuen Europa und besonders für die christliche Existenz in der sozialistischen Gesellschaft zeigen.

Am Konvent in Skæde nahmen 3 Brüder aus Norwegen, 3 aus Schweden, 2 aus Finnland, 5 aus Dänemark, 9 aus der Bundesrepublik und 5 aus der DDR teil. Damit das weibliche Element nicht ganz unbeachtet bleibt, hatten die Dänen eine Diakonisse delegiert, sie war der einzige weibliche Teilnehmer. Aus der DDR waren anwesend: Bischof D. Jänicke-Magdeburg, Generalsuperintendent D. Jacob-Cottbus, Landessuperintendent Pflugk-Rostock, Oberkirchenrat Braecklein-Eisenach und P. Schottstädt-Berlin.

Das Hauptthema "die dienende Gemeinde" wurde in drei Unterthemen behandelt; 1.) "Die alte Kirche und der neue Mensch"; 2.) "Die alte Kirche im Umbruch der Kultur"; 3.) "Die alte Kirche und die neue Welt". Zum ersten Unterthema sprachen Generalsuperintendent Jacob-Cottbus und Pastor Teivo Palo-Helsinki, zum zweiten Konsistorialpräsident Ranke-Westberlin und Chefredakteur Boëthius-Stockholm und zum dritten Unterthema Pastor Schottstädt. Die täglichen Bibelarbeiten wurden eingeleitet durch den Landesbischof der Lutherischen Kirche in Bayern D. Dietzfelbinger.

Generalsuperintendent D. Jacob machte mit seinem Referat deutlich, daß es heute für die Kirche darum geht, in neuen Verhältnissen ihren Dienst zu tun. Hierzu benötigt sie den Kontakt zur Ökumene. Wenn wir den Gemeindeaufbau neu praktizieren wollen, können wir uns den Luxus nicht leisten, die Arbeit von Neu-Delhi zu ignorieren. D. Jacob fordert, daß wir die Verkündigung und die Formen der Gemeinde überprüfen. Wenn wir die Erneuerung der Kirchen wollen, so haben wir damit in der Ortsgemeinde zu beginnen. In der Ortsgemeinde muß zwischen Pfarrern und Laien eine partnerschaftliche Kooperation beginnen, in der Ortsgemeinde gilt es, die Gemeinde im Gespräch zu üben und dialogische Predigten zu halten. In der Ortsgemeinde muß auch die Bereitschaft zur gesellschaftlichen Diakonie entwickelt werden. Unsere Gemeinden sind aber heute zu solch neuen Dienst weithin nicht in der Lage, es ist für sie ein radikaler Umbruch notwendig. Aber die Gemeinden sind endlich in die Krise gekommen, sie können nicht mehr als traditionelles Kirchenpublikum weiterleben, das alte Arbeitsschema im Gemeindeleben ist nicht mehr zugebrauchen. Wenn die Gemeinden Werkzeuge ihres Herrn werden wollen, dann müssen sie den

"Exodus in die Wüste" wagen, denn müssen sie den Mut haben, die alte Volkskirche aufzugeben und Gemeinden in der Diaspora zu wählen. Generalsuperintendent D. Jacob nannte mehrere Schwerpunkte für das Gemeindeselbst heute: 1.) Der Gottesdienst. Neben dem liturgischen Gottesdienst ist von großer Wichtigkeit die Stunde nach dem Gottesdienst. Hier kann man die Predigt besprechen, hier können persönliche und gesellschaftliche Fragen behandelt werden. Es sollte auch der Versuch gemacht werden, mit der sich versammelnden Gemeinde den ganzen Sonntag als Herrentag zu gestalten. 2.) Der Mitarbeiterkreis. Jede gezielte Aktion braucht heute ein Team, eine Mannschaft. Es ist sehr wichtig, daß der Pfarrer ständig vom einen Mitarbeiterkreis umgeben ist. 3.) Die Erwachsenen-Gemeinde im Alltag. Hiermit ist gemeint, daß die Erwachsenen im Alltag ganz neu die Bruderschaft brauchen, wenn sie sich in ihrer Berufswelt betätigen. Insgesamt gesehen, so meinte der Referent, gehört heute viel Mut zur Kleinarbeit.

Pastor Palo, der zum gleichen ersten Unterthema sprach, beschränkte sich ganz auf Erfahrungen in seinem Lande, meinte aber, daß dieselben nicht viel abweichen von denen der anderen Länder Europas. Nach seiner Meinung geht der moderne Mensch an der Kirche vorüber, die alte Kirche aber fragt sich, wie sie dem modernen Menschen neu Raum geben kann.

Palo zeigte drei Perioden der Entwicklung zur Moderne. Die erste Periode bildet die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit der Gründung der ersten Industriebetriebe, mit dem Aufkommen technischer Erfindungen und des Verkehrs fing das alte statische Gesellschaftssystem zu wanken an. Die Kirche, die mit diesem Gesellschaftssystem eng verbunden war, kam erstmals in eine Krise. In dieser Periode verlassen die gebildeten die Kirche. Die zweite Periode – Anfang des Jahrhunderts bis zum 2. Weltkrieg – hat in ihrer Mitte das Ereignis der Bildung des selbständigen Staates Finnland (17). In dieser Zeit ist das besondere Geschehnis die Entwicklung des Verhältnisses von Arbeiterschaft und Kirche. Die Kirche hat es nicht verstanden, für die Probleme der Arbeiterschaft offen zu bleiben. Und so geschah es, daß in die Arbeiterschaft immer mehr antikirchliche Parolen getragen wurden. Als die Führungsgremien der Arbeiterschaft die marxistische Ideologie annahmen, war für die Kirche das Gespräch mit der Arbeiterschaft erledigt. Die dritte Periode beginnt nach dem zweiten Weltkrieg. Jetzt wächst die Industrie in einem großen Tempo. Menschen vom Lande ziehen in neue Industriezentren, es entsteht eine Bevölkerungsbewegung wie sie noch nie dagewesen war. Unter den bleibenden Landmenschen hat die Kirche noch ihren Einfluß, unter den modernen Nomaden nicht mehr. Der moderne Mensch in der Industriegesellschaft lebt ohne Kirche.

Palo erklärte dann thesenartig: Eine Rückkehr zum Vergangenen kann es nicht mehr geben. Heute müssen wir vorwärts stürmen, das gilt auch für die Kirche. Die Kirche lebt zwar nicht vom Alten und nicht vom Neuen, sondern allein aus Gottes Kraft und Hoffnung, sie sollte sich aber total vom Alten lossagen. Die äußerliche Autoritätsstellung der Kirche ist zu Ende, sie wird auch in den Landgemeinden bald zu Ende sein. Die Kirche sollte mithelfen, daß Menschen menschlich leben können. Sie sollte lernen, solidarisch zu leben und mit der Welt im Dialog zu stehen. Im diesem Dialog wird sie dann auch eine neue Sprache bekommen.

Herr Boëthius, Chefredakteur der größten stockholmer Kirchenzeitung, sprach zum Thema "Die alte Kirche im Umbruch der Kulturen". Sein

Referat war eine große Herausforderung. Er stellte fest, daß die sogenannte Gottlosigkeit nicht erst in unseren Tagen Wirklichkeit geworden ist. "Die Vorstellung, daß die meisten Menschen im 16. Jahrhundert wirkliche Christen waren, ist eine Illusion". Der christliche Glaube wurde immer nur von einer kleinen Gruppe verwirklicht. Heute, wo das Christentum in der Öffentlichkeit wenig oder nichts bedeutet, merken wir die große Sünde, die mit dem Evangelium begangen worden ist. Christentum war nichts anderes als Ideologie. Und Gott sei Dank, daß wir heute davon befreit werden. Boëthius bewertete die Säkularisierung positiv. Natürlich gibt es viele Dinge, die uns Not machen, die Menschen aber merken langsam, wie z.B. der Lebensstandard, das sexuelle Leben und das Jagen von Filmvorführung zu Filmvorführung sie lehr und töte macht. Die Gefahr der Kirche in solcher Situation ist es, durch sensационell aufgemachte Veranstaltungen ebenfalls wirken zu wollen. Sie sollte sich aber vielmehr Mühe geben, den Menschen wieder zu helfen, das Gespräch zu entdecken. Und es sei erstaunlich, wieviele "weltlichen" Menschen für echte Gespräche aufgeschlossen sind. Natürlich muß in der Kirche jegliches Trachten nach Autorität der Amtsträger begraben werden. Es ist immer eine befreiende Sache, wenn der Kirchenfrende fühlt, daß er sich in der Gemeinde kritisch äußern darf. Bei der Bewertung der Gesellschaft heute, meinte Boëthius, das meiste Gute, was heute in der Welt gewirkt wird, wird von Nichtchristen gewirkt. Im modernen Gesellschaftsapparat arbeiten leider nicht viele Christen mit. Hier ist Sachkenntnis und Pflichttreue geboten. Ebenso sei es erstaunlich, daß die Jugend bei aller Entfremdung von der Kirche doch relativ ordentlich ist. Boëthius unternahm den Versuch, die Weltwirklichkeit positiv zu beschreiben und verfiel nicht dem leichteren Weg, die Welt von vornherein zu mißachten und madig zu machen. Das hatte viel Befreiendes in sich. Wir sollten über den Alltag unserer Mitbürger endlich auch in der Kirche sprechen. Uns hindert in unseren Kirchen die Lehre von den zwei Reichen.

In Gespräch mit den modernen Menschen, so meinte Boëthius, sollten wir uns angewöhnen, in jedem Partner das Ebenbild Gottes zu sehen. Wir sollten den Menschen mit seiner von Gott begabten Vernunft erkennen. Sünde und Gnade spielen für den modernen Menschen kaum noch eine Rolle. Der Mensch von heute spürt etwas von einem bewußten Ja zum Leben und er begreift sehr schnell, ob er geliebt wird oder nicht.

Boëthius nannte zum Schluß Beispiele, wie in seinem Land, in Schweden, durch staatliche Maßnahmen das kirchliche Leben begrenzt wird, z.B. daß die Zahl der entierenden Pastoren nicht mehr verzehrt und Gemeinden nicht mehr geteilt werden dürfen. Die theologische Fakultät wird auf "Hungerkost" gestellt, während die anderen Fakultäten aufblühen. Diese Beispiele könnten vermehrt werden. Boëthius wollte damit sagen, daß der Staat in Schweden der Kirche gegenüber nicht mehr positiv eingestellt ist. Nach seiner Meinung muß die Kirche jetzt in seinem Land lernen, nein zu sagen, sie sollte aber dieses Nein auf dem Boden der geübten Solidarität mit dem modernen Menschen und im Dialog mit ihm sprechen. Alles Gerede der Kirche ist wirkungslos, wenn sie nicht vorher selber Solidarität und Dialog geübt hat.

Das Referat des westberliner Konsistorialpräsidenten zum gleichen Thema war sehr stark vom Rechtsdenken her bestimmt. Es gibt keine Kultur ohne Recht. Er behandelte die Freiheit zur Verkündigung als eine rechtliche Forderung. Im selben Zusammenhang sprach er von Gewissensfreiheit, Meinungsfreiheit etc. Mit seinem Referat wurde deutlich, wie sehr er Bürger seiner Zeit und auch seiner Welt ist. Für die Teilnehmer aus der DDR war es nicht ganz einfach, der Rich-

tung in seinem Denken wirklich zu folgen. Wissen wir doch ganz neu, daß nur da echte Freiheit entsteht, wo der Mensch in seinem Engagement persönlich diese Freiheit lebt.

Zum dritten Unterthema hat der Schreiber dieser Zeilen selber gesprochen. Im folgenden werden einige Absätze aus dem Referat wiedergegeben. Das Thema wurde stark eingegrenzt und im wesentlichen ging es um den Dienst des Laien in Gesellschaft und Gemeinde.

#### "Kirche und Welt".

Wir sind heute mit der Kirche als Gegenüber zur Welt endlich wieder da. Bislang gab es dieses Gegenüber nicht. Wir sind endlich wieder freie Kirche. Wir können aber nur Kirche sein, wenn wir mit der Welt und in der Welt uns zu schaffen machen, wenn wir wissen, daß Kirche ihren Sinn nur in der Arbeit für die Welt hat (und damit eben für den Herrn Christus), und so muß auch bei uns das Thema "Neuerung" sein. Hier brauchen wir nichts zu kopieren. Im Hören auf die Botschaft Christi in unserer konkreten Situation, im Hören auf den Heiligen Geist in Gemeinschaft werden wir uns zu konfrontieren haben mit der Welt der Neuerung und die Fragen dieser Welt als die uns von Gott diktierten Fragen zu behandeln haben. Und Gott diktiert uns in der sozialistischen Welt ganz neue Fragen, wir müssen dieselben klären.

Es ist sicher gut, daß es in unserer Kirche zu keiner spontanen Laienbewegung als einem Schlag gegen Pfarrer gekommen ist, es gab Zeiten, in denen die Gefahr dazu groß war. Und alle, die sich heute verantwortlich in Kirche und Welt einzusetzen, haben sicher Zeiten gehabt, in denen sie am liebsten aus der Kirche ausgetreten wären. Wir haben aber erkannt, daß das keine Möglichkeit mehr ist. Auch das Zweite: eine Freikirche aufzubauen und darin nach einem biblischen Verständnis zu arbeiten, sehen wir heute auch nicht mehr als geboten. In den Freikirchen zeigen sich insgesamt heute die gleichen Probleme wie in den Landeskirchen. Vielleicht ist sogar in vielen landeskirchlichen Gemeinden das oekumenische Bewußtsein viel stärker und die oekumenische Diakonie und Mission mehr entwickelt als in den Freikirchen.

#### Zum Zeugendienst:

Es gehört zum Zeugendienst, daß der Zeuge sich seinen politischen Standort klar macht. Nicht, daß er mit dem Evangelium dann Politik machen könnte, sondern um diese politisch-geschichtlich gewordene Welt zu verstehen - vielleicht besser zu verstehen als diejenigen das können, die heute in Verantwortung regieren - und in ihr ein Zeichen aufrichten zu können von der Herrschaft unseres Gottes.

KIRCHENKAMMERNSAHLER HEGEMAN Und es ist die Frage an alle Zeugen Christi: Haben wir nicht zuviel von Gott geredet und zu wenig von der Welt? Haben wir unsere Dienste nicht oft als Mittel zum Zweck verstanden, um den Menschen von Gott zu erzählen? Waren unsere Evangelisationen nicht so angelegt: Menschen anzuwerben und ihnen dann "das Wort" zu sagen? Haben wir unsere Mitmenschen nicht oft als Objekte behandelt, die mit Kirchenmethoden einzufangen sind? Wenn wir Gottes Welt sehen: sehen und empfinden wir dann auch z.B. die Marxisten als seine Kinder?"

Es geht in der Gemeinde heute um Solidarität und damit um eine Neu-

einschätzung des Dienstes des Laien, diese zieht dann von selbst eine Neueinschätzung des Pfarrantes nach sich. Je höher die Auffassung vom Dienst des Laien ist, desto höher ist die Auffassung von Dienst der "Amtsträger". In der solidarischen Existenz kann es nicht um Methode gehen, um den methodischen Versuch der Neu-erung, es kann nur Hingabe gewagt werden, ein Folgen Jesu Christi in den weltlichen Dingen, ein entdecken seiner Passion in den Organisationen unserer Tage. Auch hier ist das Gespräch möglich und nötig. Nur jeder Frömmel und Besserwisser wird gemieden oder verflacht. Es muß der Versuch gewagt werden, die Beziehung zum Nächsten in der Mitverantwortung in den Organisationen zu leben. Natürlich besteht die Gefahr, daß die Apparate über uns kommen, aber wir können in dieser Welt nur leben und anderen zum Leben helfen, wenn wir in die technischen Lebensverhältnisse einsteigen und ein promenschliches Leben wagen. Unser Glaube sollte uns freimachen zum Handeln in weltlichen Sachen.

#### Zur Solidarität der Christen:

Es ist die Frage an uns, ob wir in Christus uns wirklich zu einem befreiten weltlichen Weltsein verstehen. Das wird sich nicht in einem einmaligen Verhalten zu zeigen haben (so wie der Evangelist alten Stils einmal auftritt), sondern in unserem ganzen Dasein.

Wie können wir in unseren sozialistischen Verhältnissen solidarisch leben? Was gehört dazu?

Es ist sachlich-fachliche Mitarbeit in der Arbeitswelt notwendig, und diese wird auch von der Gesellschaft gewünscht.

Wir benötigen ein gutes Wissen über geschichtliche und betriebliche Zusammenhänge, um in der Arbeitswelt in allgemeinen Lebensfragen Rede und Antwort stehen zu können.

Wir werden auf unsere Arbeitsgruppe zu achten und darin persönliche Beziehungen zu pflegen haben.

Wir sollten alle Arbeit gleichwertig betrachten, "die Unterschiede zwischen Arzt und Müllabfahrer gelten vor Gott nicht", es sollte von Christen Zeichen geben, daß körperliche Arbeit adelt.

Es müßte unsere Aufgabe sein, die Hierarchie im Betriebsleben überwinden zu helfen und damit ein falsches Trachten nach dem weißen Kittel oder weißen Kragen.

Wir haben besondere Verantwortung auf uns zu nehmen

- a) bei Haustbesuchen im Auftrage des Betriebes,
- b) in Produktionsberatungen,
- c) als SV-Bevollmächtigte,
- d) als Vertrauensobmänner,
- e) als Gewerkschaftssekretäre,
- f) in der Sozialabteilung ganz allgemein.

Sehr wichtig ist für uns das Zeugnis in Familie und Freundschaft. Es muß überlegt werden, ob nicht gerade die zwischenmenschlichen Beziehungen in Familie und Freundschaft neu gestaltet werden müssen. Auf jeden Fall ist hier ein guter Übungsplatz für das Leben mit dem "Du".

Wir sollten uns auch mühlen, "als Staatsbürger in einem schöpferischen und aufbauenden Sinn" mitzuarbeiten. Im Blick auf die Gesellschaft wird es notwendig sein, daß wir uns die Verantwortung einer Gruppe wissen. Mit solch einer Gruppe könnten wir auch ein neues Verständnis für die Führungskräfte gewinnen.

Zur bruderschaftlichen Gemeinde:

Im Leben in der Hingabe hält keiner allein durch. Jetzt braucht es andere in Christus, und das Leben der Menschen muß durchdacht und mit Beten und Hören begleitet werden.

Es geht um das Leben im Rhythmus von Einsatz und Ruhe oder von Solidarität und Distanz. Es geht nicht, daß wir uns mit weltlichen Brüdern beraten über unseren Dienst, es sei denn, diese Brüder haben mit Christus angefangen und prüfen sich in seiner Gegenwart. In der Gemeinschaft derer, die Christen sind, muß geklärt werden, ob unsere Schritte die rechten waren. Hier haben wir uns zu stellen, hier werden wir auch von allem Schutz, den wir uns im Einsatz geholt haben, gereinigt; hier bekommen wir Heilzin, wenn wir krank geworden sind. Heute ist es leider manchmal noch so, daß Pioniere der Gemeinde, wenn sie zurückkehren, mit viel mehr Schutz beworfen werden als in der Welt. So ruft unser Einsatz nach dem rechten Gottesdienst, nach der Versammlung für unsere Dienstgruppe. Und hier sind wir auch beim zweiten Fragenkomplex: Die Änderung gemeindlichen Lebens wäre ein Hören auf den "Gottesdienst der Boten in der Welt" und damit zugleich eine gesellschaftliche Tat.

Zu den Strukturen der Gemeinde ganz allgemein:

Die Strukturen unseres Gemeindelebens sind weithin von gestern, somit leben unsere Christen in den Gemeinden auch weithin als gestrige. Sie kleben a) an einem veralteten Weltbild, b) an einer vergangenen Gesellschaftsordnung; c) sie vertrauen blindlings denen, die sie in der Kirche führen (oder geführt haben), d) sie wehren sich gegen die Übernahme echter Verantwortung.

Junge Christen, die sich in der Welt einsetzen, haben zu Gemeindemitgliedern von gestern kaum noch eine Beziehung, sie haben kein Verständnis für solch Kirchleben, in dem nur einige wenige Lokomotive spielen und die andern sich schleppen lassen, bzw. sich sagen lassen: "So war es einmal!" Sie wehren sich gegen die Auffassung, als sei die Kirche der Ort, wo sie ihr religiöses Bedürfnis befriedigen können.

Sie haben keine religiösen Bedürfnisse, es ist auch nicht ihre Hoffnung, Laienprediger zu werden oder gar Laienhelfer, Hilfstrupp des Herrn Pfarrer zur Befriedigung seiner geistlichen Aufgaben. Sie wollen Funktionsgruppe sein, "Kampfgruppe" ohne die bisherigen kirchlichen Ämter und Titel. Sie möchten die pastorale Sprache nicht lernen, weil sie gesehen und gehört haben, wieviele Laien kirchlich verdorben und klerikalisiert wurden. Sie fragen nach Atmosphäre in den Versammlungen, sie wünschen sich Theologen, die bereit sind, mit ihnen zu lernen, vielleicht auch von ihnen. In dieser Bruderschaft in Christus sind sie auch bereit, mitzuleiten und zu lernen, z.B. wie man Diskussionen führt, sie übernehmen Besuchsdienste, insgesamt gesehen wollen sie Partnerschaft und wehren sich gegen alles, was "von oben" angeordnet wird. Sie wollen die Kirche neu miterbauen und nicht Statisten sein zur Belebung "des kirchlichen Sitzstreiks".

Die Grundstruktur unserer Gemeinden sollte bestimmt sein von dem Bewußtsein: Gott in Christus für die Welt. Wenn dieses der Fall ist, dann lernt die Gemeinde, neu unterwegs zu sein zu den Menschen, dann lernt sie zweitens mit den Brüdern und Schwestern Gemeinschaft zu leben und mit Pfarrern, die ihr Amt als Dienst verstehen. Das Hauptproblem sind in unseren Gemeinden oft gar nicht die Gemeindemitglieder, die versorgt werden wollen, sondern die Pfarrer, die nur Versorgungsdienste tun wollen.

Es gibt aber schon Pfarrer, die den Versorgungsbetrieb nur noch wenig betreiben, ihre Hauptzeit für kleine Gruppen verwenden und diesen zum verantwortlichen Handeln in der Gesellschaft helfen. Ihnen muß Hilfe kommen. Mit ihnen zusammen sollten wir Übungsplätze, Zentren für Weltdienste entwickeln.

In den Diskussionen des Nordisch-Deutschen Konvents zeigte sich, wie schon eingangs ange deutet, neben der großen Hilflosigkeit allem modernen und gesellschaftlichen Leben gegenüber eine Bereitwilligkeit zum Hören auf die, die sich bereits gesellschaftlich engagieren. Das Gute war, daß man die "Brüder aus dem Osten" nicht bedauerte (wie man das oft in Westdeutschland erlebt hat), sondern fast ein wenig auf sie neidisch wurde. Die Chance der Volks- und Staatskirche scheint in allen Ländern zu Ende zu sein. Aber was sollen diejenigen tun, deren Struktur noch ganz von der alten Kirche in alter Zeit bestimmt ist? Muß auch bei ihnen erst gewartet werden bis eine Revolution kommt? Es ist jedenfalls eine Ahnung da, daß man sich nicht neu nach rückwärts wenden darf.

Die Atmosphäre der Arbeitstagung war außerst angenehm. Man hat - wie gesagt - nicht gönnerhaft die "Armen aus dem Osten" ein paar Tage "in Freiheit" und bei gutem Essen leben lassen, sondern war bemüht, Brüder in Christus in aller Schlichtheit freundlich und ohne großen Aufhebens zu begegnen. Dieses ist im besonderen das Verdienst des Präsidenten des Nordisch-Deutschen Kirchenkonvents, Herrn Dr. Bonnevie-Svendsen, aber sicher auch das Verdienst des dänischen Bischofs Hågshøe und seiner Mithelfer.

Die Kirchen in der DDR können sich freuen, wenn sie im Jahr 1963 wieder nordische Brüder im Rahmen dieses Konvents einladen und beherbergen dürfen, sie können sich darüber freuen, daß Menschen zu ihnen kommen, die mit ihnen zusammen nach dem Leben im Geiste Christi fragen, die aber auch in ihrer Gesellschaft vorwärtssehen und -gehen möchten.

Bruno Schottstädt

# Die Kirche

Evangelische Wochenzeitung

Herausgeber: Kirchenleitung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg

Redaktion: Berlin C 2, Neue Grünstraße 19, Telefon: 20 01 56

Berlin C 2, den 2. Juli 1962

Goßner-Mission

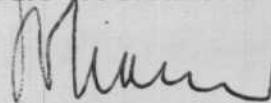
Jo./Or

B e r l i n N 58  
Göhrener Str. 11

Herzlichen Dank für das eingesandte Manuskript "Sommer 1956". Wir können es jedoch leider nicht verwenden, da es in der vorliegenden Form für eine Veröffentlichung ungeeignet ist.

Mit freundlichen Grüßen  
Redaktion

„Die Kirche“  
Evangelische Wochenzeitung





## Vorwort zu meinen indischen Tagebuchnotizen

Auf Einladung der Evangelisch-Lutherischen Gossner-Kirche von Chota-Nagpur und Assam weilte ich vom 16.12.1963 bis zum 21.1.64 in Indien. Mit mir war der Abteilungsleiter der CDU-Parteileitung und Sekretär der Christlichen Friedenskonferenz in der DDR, Carl Ondnung, in die Gossner-Kirche eingeladen. Er traf am 1.1.1964 in Ranchi ein. Von diesem Tage an reisten wir gemeinsam.

Zum Schluß unserer Indien-Reise waren wir Gäste der Methodisten-Kirche in Neu-Delhi.

Es war für uns ein großes Erlebnis, indischen Menschen zu begegnen, Christen und Heiden. Sie alle haben wir im Alltag kennengelernt.

Wir konnten feststellen: Die Kirche Christi in Indien lebt. Sie lebt inmitten einer Welt, die ganz von den religiösen Traditionen und zugleich ganz von der Hoffnung auf eine moderne Industriegesellschaft bestimmt ist.

Ich konnte mich von dem Leben in der Gossner-Kirche überzeugen. Ich habe zur Kenntnis genommen, daß eine junge Theologengeneration dabei ist, auf eigene Weise eine Antwort auf die Fragen in ihrer Umwelt zu finden. Ich habe die treuen Ältesten in den kleinen Urwalddörfern gesehen. Sie sind oft geistiger und geistlicher Mittelpunkt der Dörfer.

Durch moderne Schulen auf dem Lande und in der Industrie versucht die Kirche, Facharbeiter für die Industriebetriebe heranzubilden. Sie betreibt außerdem die Ausbildung von Pastoren und Katechisten, von Bibelfrauen und Gemeindehelferinnen.

Die Gossner-Kirche in Indien ist aus der Arbeit Gossnerscher Missionare hervorgegangen. Ein Gedenkstein auf dem Kirchengelände in Ranchi erinnert an die ersten 50 Jahre Missionsarbeit - 1845 - 1895. Es dauert nicht mehr lange, dann feiert die Kirche ihr 50-jähriges Autonomie-Jubiläum: 1969.

Die Gossner-Kirche ist die erste Kirche, die aus deutscher Missionsarbeit frei und unabhängig hervorgegangen ist. Sie hat in der Zwischenzeit viele Krisen - innere und äußere - durchstehen müssen. Die Stürme haben sie geläutert und als Gemeinde Christi stark gemacht, in ihrer Welt den ihr gestellten Auftrag zu erfüllen.

Der jetzige Präsident der Gossner-Kirche, Dr. Bage, war im Sommer 63 bei uns in der DDR zu Gast. Er konnte sich von dem Leben der Kirchgemeinden und von unseren gesellschaftlichen Verhältnissen und Einrichtungen überzeugen. Zwischen ihm und der Leitung der Gossner-Mission in der DDR besteht ein gutes und freundschaftliches Verhältnis. Dr. Bage weiß, daß die Gossner-Kirche in Indien in ähnlicher Weise ihren Dienst zu erfüllen versucht, wie die Gossner-Mission in der DDR. Hier und dort geht es um den gleichen Auftrag: Der Welt die Liebe Jesu Christi zu bezeugen. In diesem Zeugnis wissen wir uns mit der Gossner-Kirche in oekumenischer Verbundenheit.

Es ist das Anliegen von Dr. Bage, schon in den nächsten Jahren die oekumenische Zusammenarbeit so breit wie nur möglich anzulegen. Bereits jetzt arbeitet in Ranchi ein Jugendpfarrer aus Australien. Mehrere Bruderhelfer aus Kirchen anderer Länder werden erwartet. Mit den Kirchen im Norden Indiens erstrebt die Gossner-Kirche engste Zusammenarbeit.

Der Konfessionalismus hat in der Gossner-Arbeit früher keine Rolle

gespielt, er wird auch heute die Gossner-Kirche nicht bestimmen. Der Hunger bedroht in Bihar und darüber hinaus Christen und Nichtchristen. Zusammen stehen sie an der Front im Kampf gegen Hunger und Seuchen. 460 Millionen Inder sind auf dem Wege ins Morgen. Jährlich kommen weit über 5 Millionen dazu, die ernährt werden müssen.

In Bihar verdient eine 5-7 köpfige Familie ca. 160,- DM im Jahr. Auch diesem Problem muß die Kirche begegnen. Ein weiteres ist die Sprache. Es gibt 15 Hauptsprachen und über 200 Stammessprachen. Wie sieht die eine Sprache der Gemeinde Christi in Indien aus? Noch müssen sie alle die Sprache der Gebildeten benutzen, und das ist englisch.

Am schwierigsten ist für die Kirche die Begegnung mit der religiöstraditionellen Welt. Das ganze Leben ist von der Religion bestimmt. Als große und übergreifende - philosophisch und kultisch - Religions existiert der Hinduismus. Er ist synkretistisch angelegt. Auch Jesus von Nazareth hat in ihr Platz. Wie soll die Kirche dem Hinduismus begegnen? Das ist die große Frage. Sie ist umso wichtiger, als man sieht, daß auch im Hinduismus Kräfte freigelegt werden, die für den friedlichen Weg Indiens innerhalb der Weltpolitik verantwortlich sind. Das Neue in Indien kommt mit der Industrie. Neue Werke, Neue Maschinen. Beton, Stahl und Glas, die Bauelemente der modernen Industriegesellschaft!

Die Denkenden hoffen auf das Neue mit der Industrie. Auch die Kirchen müssen mit der Industriegesellschaft und in derselben neu Antwort geben.

Das Mitmenschliche inmitten dieser Gesellschaft, die Bedeutung des Evangeliums für diese neue Welt ist zu entdecken. Christus will mit seiner Gemeinde auch in diese Welt eingehen.

Für die Inder ist das Wort Verantwortung ein Wort, das von außen in ihren Raum gekommen ist.

Auf dem religiös traditionellen Boden gibt es verantwortliches Denken und Handeln in der Form, wie wir es kennen, nicht, und gesellschaftliche Verantwortung ist noch wenig entwickelt.

So hat man den Eindruck, noch suchen die traditionellen Elemente und die fortschrittlichen Kräfte nach einer echten Synthese. Ob sie sie finden!

#### *Vorarbei*

Die Maßstäbe des Verhältnisses inmitten einer industriellen Welt werden durch das Betriebsleben diktiert. Die Verhaltensweisen werden damit den unseren gleich. Es besteht Hoffnung, daß die Christen, die in der Industriewelt bereits geübt sind, ein Menschenbild mit herausbilden, das sich nachahmen läßt. So wäre der Durchbruch durch Altes und Religiöses mit Hilfe der Industrie auch eine große Sache für die Kirche.

Die folgenden Tagebuchnotizen zeichnen das Erlebnis inmitten dieser indischen Welt. Mit wenig Strichen ist das Zeichnen versucht worden.

Ich hoffe, daß die Leser einen lebendigen Eindruck vermittelt bekommen.

Die Gossner-Mission in der DDR möchte sich auch in Zukunft der Gossner-Kirche in Indien verpflichtet wissen. Wir wollen oekumenische Beziehungen aufrecht erhalten und das Gespräch über den verantwortlichen Dienst des Christen in der Gesellschaft dort und hier weiterführen.

Bruno Schottstädt

# fur Bond - Zone.

Vorwort zu meinen Notizen aus dem Tagebuch:

E. f. k.

Auf Einladung der fr. Kirche in Orte-Meyrin fassende  
Sitzung der ~~fr. Kirche~~ vom 16. 12. 63 - 21. 1. 64 in Genf.

Col. D. ~~fr. Kirche~~ in

lief mir vor und erläuterte diese Hauptfrage ob fr. Kirche ~~aus~~  
~~aus~~ eingeladen. Es traf am 1. 1. 64 ein Bericht ein von  
dem Tag an wird wir gemeinsam ~~zu~~ zu Kreis aus zwei Kirchen  
vorne steht die Methode welche N. Belli:

Es ist uns ein großes Glück gewesen, zwischen Menschen  
zu sprechen, beiden Arten und Religionen! Es alle haben  
wir uns alltagsgemeinschaften.

W. Bruck sprach: Bei Kirche Christi J. Christi. Sie steht in mitte  
einer Welt, die ganz von den rel. Traditionen und Regeln  
geprägt ist ob wiff auf eine einzelne Mutterkirche & Vaterschaft Christi.  
Sie steht mit den anderen Kirchen & ab franz.-kirche überzeugt.

W. Bruck im Hinblick darauf, ob es eine junge Theologie gab in Christi  
Kirche, auf welche Weise diese Theologie auf die Fragen - bestimmt  
wurde. Er sah ein kleinen Bericht: dass für Eltern  
Geburtsfeier gab, wo nicht geheiratet + keine. Mittelpunkt der Kirche  
ist Gott ohne innere Würde auf dem Friedhof + - ob einzelne  
Worte einer Würde Theologie für sie mehrere geschichte kann -  
nicht wahr, sie besteht aus deshalb so positiv und  
kathedrale, wo Gott lebt und seine alle Rechte -  
die froh sind: J. Christus ob nicht fortwährend.

Komplimente. Die Theologie auf dem Friedhof war sie immer  
bekannt ein ein 100 Jahre Kommissar - 1845 - 1895.

Er dauert sehr viele lange, dann fügt sie wieder 100 Jahre.

Buchstaben - Schriften: 1968. 78 Jahre: bei Würde ist

aus deutscher Kult. - Würde f. Bevölkerung, sie ist sehr  
die älteste Würde, die aus dem deutsc. Kult. Würde ist

für unethisch + demagogisch. Würde hat sie viele Themen über-  
all miteinander, innen + äußere. ~~Die~~ Alle Provinz haben

ii. Sie geliebte und starb gemeinsam als Jungfrau am, wie  
sie aber bei einer Kreuzzug im Spittel hat.

Dr. George Pross. ob so willt. Dr. Page vor 1863 hörte - er  
DDR zu jen. & sprach sie mir einen sehr schönen und wundr.  
und w. euren fleisch. Leiblichkeit + Eigentyp ab zuverl.

tröd den + da setz du ja ri: i der DDR hörst du juts  
und freundl. wörter. br. sage auf, sage die forster-  
höhe i J. dann glaube nicht zu sperrl. best, i kann auf  
die höhe die forster-ri: i der DDR steht. Es gibt zw + zw  
stunden: du fühlst dich sehr von mir = diese da leben

Oerum : de best den leste jor vork = doot des lebed  
nu begin. 2 oren langs wijs ic ons oerumst vnde

Es ist der Auftrag des so. -Wires in fröster Reise <sup>die Planseite</sup> und  
muss auf dem pfeil. Mebe fröster. über oder aus.

~~improves the~~ ~~2000~~  
~~democratic life and freedom~~ ~~and~~ ~~to~~ ~~the~~ ~~people~~. ~~Here's~~ ~~just~~

Weter I nach ein ausbaudire Feuerof. ist den hie

im Mod. 3. erzielt ein fo. Wiede ausgeprägte Differenzierung - bei  
Kunstformationszirk. der <sup>fjärn-</sup> Zirk. Ende einer Welle gewiekt,  
ist breit und ein fo. Wiede ist brumme.

Er kann ja keiner - oder sehr selten eine Zeit + will nicht. Susanne ist nie an der Front. Ich kann ich füre alle Sorgen. Inspektionen sind eben will. Zwar auf einer rege

des Morgen. Zilfre Rowne Hill. Clara, die nicht

Wohnen mit 2 Kindern weniger einer 5- + 6-jähr. Familie

ca 160 km : Jel. und osman Problem my esse wäre

help. I'm solving Problem in our grade. Is first 15 hours.

Wet & cold rain & snow. We will see you two

fe de 3. aus? English in 1. feuerwache. noch

und die sie fehlet eine bedeckte im Hölle sehr,  
ssner geschieht es auch in Wien - bei keinem mag's auf

Thur. -

Um häufiger in Kirche keine Seele sei Begegnung mit der sel.-  
christl. Welt. Besonders fehlen ist sie in der Rel.  
Welt. Als soziale und kult. profane - philosopher + Ecclesiast.  
Rel. (.) erinnert der Konservatismus. & in jenen syncretistischen  
Angeleg. Sind Joss v. N. Beck u. K. Matz. Wie viele seien  
hier die den kath. Glauben? Was in einer sozialen Frage. Nun mal  
man weiß, dass auch in W. viele Kräfte für Friede wünschen,  
die für einen Frieden & die Weltgemeinschaft einvernehmen und.

Was neue hat? - J. ist das Liedwesen! Neue Beweise. Neue  
Musik! Neben, Hall, Glas - Bauelemente der Stadt.

Zusammenfassung. Die Deutung der Hoffnung auf das Neue ist der  
Konservatismus. Und wie wird man neue Orientierung finden.

Was Konservativ in ihm aber festgestellt / in ihm entdeckt.  
die Macht des Evangeliums ist neue neue Kraft.

Or. Wie ist seine f. und i. diese Welt eingel.

Für den war ist das hier beweisend sein Werk in ewig. Auf  
der sel.-christl. Buch ist es das ewig. und geschilderte.

Beweis ist nicht mehr aufstellbar. Z alle hat in dem  
Erlöser: und mit dem Christ. Elemente und seine

feststehende Kraft wird mir edler Synthese. Ob wir sie hören?

Bei Konservativ des Weltes ist ein Christ. Welt oder  
oder das Weltes Leben dargestellt. Bei Konservativ vom neuen  
Leben fleiß. S. kann frohe Aussicht, ob sie Christ, oder i.  
ob J. v. W. nicht sie, die Menschen sind nicht, das will  
nun keine legit. So wie der Boden und der Himmel ist Christ ob J.  
und eine frohe Aussicht für die Kirche.

11)  
bei folgenden Tagebuch-Notizen ist das Elefant  
in die dieser id. Zeit mit sehr freie ist dieses Zeit  
vermutlich end. mit Hoffnung, dass ein Tiere wieder lebt.  
In der Welt bekannt.

Bei jg. 1: - 06.09.2002 möchte nicht mehr in Zukunft ob j. Wohl-  
D. verpflichtet wissen. Ich will ob. Bereitje auf freier Wahl  
ob der freiwillig füch sich dem Menschen heizt als auch  
ob freiwillig - doch + hir.

R. les.

15.12.63  
16.12.63  
17.12.63

1964

### Tagebuchnotizen

#### 15.12.63

Moskau. Ich bin Guest der Orthodoxen Kirche und nehme am Vortag an einem Gottesdienst teil, in dem Metropolit Nikodim zelebriert. Er hat zwei Erzpriester und mehrere Diakone als Helfer. Ich darf in den Altarraum kommen und der heiligen Handlung beiwohnen. Nach der Kommunion grüßen sich alle Priester und müssen sich. Ich bin eingeladen, auf meiner Rückreise wieder Guest der Orthodoxen Kirche zu sein.

Abends bin ich bei den Evangeliums-Christen im Gottesdienst. Ich grüße die Gemeinde mit Gal. 3,26 und spreche von der Einheit der Christen im Vater-sagen. Es sind ungefähr 2 000 Glieder im Gottesdienst.

Um 23.30 Uhr Moskauer Zeit fahre ich zum Flugplatz. Um 1.20 Uhr geht meine Maschine nach Delhi.

#### 16.12.63

Ich fliege mit einer TU 114. Phantastisch. Der Aufzug ist kaum zu merken. Der Vogel liegt gut in der Luft. Es sind ca. 200 Menschen an Bord. Gut ist der Blick auf das Himalajagebirge. Eine vereiste Wüste. Um 10.30 Uhr indischer Zeit landen wir in Delhi. Eine andere Welt. Es ist warm (23°C). Ich werde zusammen mit dem Leiter der Kulturabteilung im Außenministerium von einem Vertreter unserer DDR-Handelsmission abgeholt. Mit dem Wagen geht es in die Stadt. Schön, auch hier eine Heimat zu haben. Der Chef der Handelsmission empfängt uns zu einem Frühstück.

Um 16.40 Uhr Weiterflug nach Kalkutta, über Accra und Benares. Schade, daß ich von den heiligen Stätten nicht gleich etwas sehen kann. Ich hoffe, daß es auf dem Rückflug möglich ist, in Benares und Accra auszusteigen und vielleicht einen ganzen Tag dort zu sein, um die Stätten zu besichtigen. Um 22.00 Uhr bin ich pünktlich in Kalkutta. Hier werde ich wieder von einem Vertreter unserer Handelsdelegation begrüßt. Meine Übernachtung war in einer Methodistenschule "Lee Memorial" geplant. Dort kamen wir um 22.45 Uhr an. Das Haus war zweimal durch Eisengitter gesichert. Der Wächter brachte mich nach oben in einen Raum für 5 Personen. Das Bett war verhangen mit einem Moskitonetze. In einem anderen Bett schlief einer. Der erste Abend in Indien. Ein besseres Bett fand ich zunächst im Hause unserer Handelsvertretung. Darüber war ich froh. Ich wurde in die Indienpolitik eingeführt. Es ist nicht einfach, für Indien eine politische Perspektive zu sehen.

#### 17.12.63

Nach einem guten und langen Schlaf fahre ich mit einem Taxi in die Stadt. Im Büro der Air-India erkundige ich mich nach meinem Weiterflug. Es ist nicht leicht, das Englisch der Inder zu verstehen. Sie haben eine andere Aussprache als Engländer und Amerikaner. Mein Flug nach Ranchi morgen früh soll klargehalten. Ich mache einen Spaziergang durch die Stadt und habe gleich Bettler zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Sie wittern anscheinend den Neuankömmling. Sie wollen nicht weggehen. Wenn ich aber einem etwas gebe, dann werden gleich zehn kommen. Vor der indischen Bank will man mit mir Geldgeschäfte machen.

Kinderlaufen in zerlumpten Kleidern lange Zeit neben mir her, halten die Hand auf und schreien immer dasselbe. Es klingt eingerannt. Es ist schlimm, daß es diese Bettler gibt. Dennoch darf ich ihnen nichts geben. Ich besuche das Lee Memorial.

Der Leiter ist sehr nett und zeigt mir das ganze Haus. Er ist nicht böse, daß ich die erste Nacht nicht dort geschlafen habe. Das Lee Memorial ist Schule und Wohnheim für ~~um~~ 150 Schülerinnen. Es sind alles Mädchen unter 14 Jahren. Ich besuche eine Klasse und sehe die aufgeschlossenen Gesichter der Kinder. Ich gehe durch befahrene Straßen. In die Gassen wage ich mich noch nicht allein hinein. Vielleicht später.

Ich fotografiere einen Wahrsager, der nicht gerade freundlich dreinschaut. Mein Taxichauffeur hat den Gott Krishna als Talisman im Auto hängen. Er erzählt mir, daß Krishna ihn behütet hat. Überall in den Straßen heilige Kühe. Die Autofahrer müssen sehr aufpassen, daß sie die Kühe nicht anfahren. Die Rikschas fahren durch die Straßen, gezogen von Männern.

Ein Schuhputzer rennt bettelnd neben mir her. Er möchte an mir verdienen. Die Sonne meint es sehr gut. Es sind über 30°C.

Am Nachmittag besuche ich die Markthalle. Ein Junge nach dem anderen bietet sich an, mir in einem Korb Sachen zu tragen. Einer läuft mindestens 100 Meter neben mir her, redet auf mich ein. Diese Menschen sind ganz vom Geschäft geprägt. Sie schätzen die Weißen auch nur als Geschäftsleute ein. Hier in Indien muß wahrscheinlich erst eine große Erziehungsarbeit getan werden.

Wieder war ich umringt von bettelnden Menschen. Eine Mutter mit dem Kind auf dem Arm läuft mir nach. Wenn man in den Ladenstraßen stehenbleibt, hat man gleiche eine Gruppe bettelnder Menschen um sich. Indien ist das Land der Bettler.

Mein Taxichauffeur, mit dem ich in den Jaine-Tempel fahre, erzählt mir, daß in Kalkutta 40 % der Einwohner als Bettler leben (Kalkutta hat ca. 5 Millionen Einwohner). Sie haben kein Haus, keinen Schlafplatz, oft nicht einmal eine Decke. Es sind viele Menschen, die der Liebe bedürfen, aber mit Mitleid allein ist nichts gewonnen.

Für den Jaine-Tempel habe ich nicht genug Zeit. Für ein paar Minuten besuche ich den Hafen. Am Hafeneingang sitzt ein Mann mit Bart, hinter ihm eine total verschmutzte und zerlumpte 1 Meter hohe Hütte. Ein Bettler! Ein Heiliger! Neben sich als Gerät hat er einen Topf stehen, seinen Betteltopf. Erhobenen Hauptes stolziert er vor seiner Hütte auf und ab. So meint er, seinen Göttern zu gefallen. Noch habe ich Hemmungen, diese Gestalten zu fotografieren.

Ich sehe das Viktoria Memorial. Hier kann man alle englischen Größen sehen, die in Indien Bedeutung hatten. Ein imposantes Gebäude.

Noch einmal geht es durch die Stadt: Rikschas, Ochsengespanne, Wasserträger, schreiende Obsthändler, Straßenbahnen, Taxis und viele große LKW's - Ein buntes Leben in den Straßen Kalkuttas. - Und überall dazu die heiligen Kühe.

Verkehrsvorschriften scheint es nicht viele zu geben. An wichtigen Kreuzungen stehen Posten. Meistens führt der zuerst, der zuerst an der Kreuzung ist. Der Starke setzt sich durch.

Ich hoffe, in den nächsten Tagen wach zu bleiben für die großen gesellschaftlichen Probleme Indiens. Mit kleinen Hilfen ist wenig gewonnen. Es scheint auch so, daß Sonderschulen, auch kirchliche Schulen für das Ganze wenig bedeuten.

Hier kann wahrscheinlich nur mit Hilfe der Industrialisierung eine Arbeiterwirtschaft entstehen, die es erkennt, zusammen mit einer Führungsgruppe die Geschicke Indiens in die Hand zu nehmen. Sicher können einzelne Sozialmodelle die Richtung anzeigen, in der gegangen werden kann, aber insgesamt gesehen bedeuten sie nicht viel, gemessen an dem Elend Indiens. } Missen es larmen, ihre eigenen Verhältnisse zu ändern.

18.12.63

Um 4.30 Uhr klingelt mein Wecker. 5.30 Uhr Abfahrt zum Flughafen. Die Fahrt geht wieder durch die Straßen des Jammers von Kalkutta. Armselige Hütten rechts und links. Unser Flugzeug geht pünktlich. Um 8.40 sind wir in Ranchi. Der Präsident der Gossner-Kirche, Dr. Bage, empfängt mich. Auf dem Gelände der Gossner-Kirche werde ich von einer Gemeinde herzlich empfangen, so wie ich das von vielen Fotos her kenne. Der alte und der neue Präsident sind zur Stelle. In ihren Reden machen beide klar, daß wir es in beiden deutschen Staaten mit 2 Gossner-Missionen zu tun haben, der Gossner Missionsgesellschaft in der Bundesrepublik und der Gossner-Mission in der DDR. Beide bringen ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß mein Besuch der Anfang für ein neues Miteinander sei. Beide leben noch einmal die Zeit, die sie in der DDR verbringen konnten. Ich freue mich und grüße die Gemeinden. Jesu sahai (Jesus ist Helfer - der Gruß der indischen Christen). Ich bringe zum Ausdruck, daß mein Besuch hoffentlich nicht der erste und nicht der letzte ist. Gemeinsam wollen wir nach unserem Auftrag fragen und die Möglichkeiten unserer Beziehungen bedenken. Immer wieder schallt es aus der Gemeinde: Jesu sahai.

Dann muß ich alle Pastoren und Lehrer mit Handschlag begrüßen. Eine herrliche Mannschaft.

Es folgt ein Rundgang durch alle Häuser auf dem Gelände der Kirche in Begleitung des alten Präsidenten Lekra und des Leiters des theologischen Colleges, Professor Surin.

Ich sehe die Oberschule für Mädchen und für Jungen, in der je über 1000 Schüler unterrichtet werden. Die Lehrer sind sehr begierig, etwas aus der DDR zu hören. Wir verabreden uns für morgen. Ich soll einen Vortrag halten über das Christsein in der DDR. Von den 1000 Schülern in der Jungenschule sind die Hälfte Nichtchristen; auch der Lehrkörper setzt sich aus Christen und Nichtchristen zusammen. Missioniert wird nicht.

Die Schule lebt mit Staatszuschüssen. Sie ist baulich in keinem besonderen Zustand. Ich wohne in einem Bungalow auf dem Kirchengelände. Hier hat auch schon einmal der Präsident der Kirche gewohnt. Mittags ist es angenehm warm. Gegen Abend wird es sehr kühl. Ich friere. Nachmittags besuche ich den Markt und mache einen Spaziergang durch die Elendsquartiere von Ranchi. Der Fleischer sitzt neben dem Frisör in schmutziger Rude. Vor der Fleischerbude spielt ein Kind in dem in den Schmutz fließenden Blut von den Tieren. Viel Geschrei. Jazzmusik tönt von einem Stand herüber. Ein wüstes Marktleben.

In Begleitung zweier indischer Brüder sehe ich die Anglikanische Kirche und ihr Gelände, den Bischofssitz und ihre theologische Schule. Gut angelegt. Anschließend die katholische Kirche. Abends bin ich zu Gast bei einer indischen Familie. Außerdem sind andere indische Freunde eingeladen. Es gibt Reis mit Fleisch und Gemüse auf Blattlbern. Vor dem Essen werden uns die Hände gewaschen. Mein erstes Essen auf indischem Weise. Wir essen ohne Messer und Gabel, allein mit den Fingern. Es geht ausgezeichnet. Die indischen Freunde lieben mich. Während des Essens machen wir mein Programm für die nächsten Tage. Müde und zufrieden steige ich in mein Bett und schlafe die erste Nacht unter dem Moskitonetz.

19.12.63

Mit Gesang werde ich geweckt, "Ihr Kinderlein kommt" und "es ist ein Ros entsprungen". Die Mädchen der Oberschule singen laut und kräftig. Eigenartig, dieses in der sommerlichen Landschaft. Draußen blüht alles und die Menschen ohne Fußbekleidung, und dann dieser Gesang, der an die Weihnachtszeit erinnert. Aber Jesus ist ja wohl in dieser Welt geboren. In Palästina lag auch kein Schnee und Minusgrade gab es nicht.

Ich besuche die Oberschule der Jungen, um dort meinen Vortrag zu halten. Ich hatte mich allein auf den Lehrkörper eingestellt und treffe nun über 500 Jungen und 30 Lehrer im Freien sitzen. Ich muß erzählen: DDR, zwei deutsche Staaten, verlorener Krieg, Kirche und Staat in der DDR, Arbeit der Gossner-Mission in der DDR, Leben unserer Bürger, gesellschaftliche Entwicklung u.a. Ich muß ihnen auch von der SU erzählen. Sie hatten gehört, daß ich über Moskau gekommen war, und sie stellen recht gute Fragen. Sie denken ziemlich nüchtern.

Zum Schluß sagt der Direktor: wir haben erstmalig einen Freund aus der sozialistischen Welt unter uns gehabt. Er hat uns begrüßt, und wir bitten, alle in seinem Land zu grüßen. Wir hoffen, daß sein Hiersein noch zum Nutzen vieler wird. Beschämte danke ich.

Am Nachmittag bin ich zu Gast im Studentenwohnheim. Ca. 30 Studenten feiern zusammen, bevor sie in die Weihnachtsferien fahren. Es sind wieder Christen und Heiden. Sie singen Bhajans (Christliche Volkslieder). Dr. Bage, der Präsident der Kirche, und Professor Surin, der Leiter der theologischen Schule, sind zusammen mit mir eingeladen. Ich hatte sogar eine schriftliche Einladung erhalten. Welch eine Mühe!

Im Garten des Studentenwohnheimes hat man uns ein Empfangstor aufgebaut: "Herzlich willkommen". In Begleitung der beiden Brüder und des Leiters des Studentenheimes schreiten wir feierlich unter Gesang zu einigen Bänken, die im Freien stehen. Hier wird uns das Programm übergeben.

Jetzt sind wir bei Punkt 2: Fotografieren. Danach gehen wir ins Haus und wechseln Grußworte. Ich muß einen längeren Bericht geben. Wieder ist das Christsein in der DDR gefragt und das Zusammenleben von Christen und Nichtchristen, das Verhältnis von DDR und Bundesrepublik. Nach meinem Bericht Trommelmusik. Hier sind die jungen Leute in ihrem Element. Es ist etwas ganz anderes, als wenn sie die deutschen Choräle in Hindi singen. Ich wünschte, daß sie nur diese indischen Lieder singen. Ein Gespräch mit den leitenden Männern der Kirche beendet den Tag.

20.12.63

Früh geht es mit dem Kirchenjeep in eine Gemeinde. Hier wohnen vorwiegend Mundas (ein Stamm der Ursinwohner). Der Ort heißt Burju. Wir passieren einen kleinen Fluß. Im Dorf werden wir von einer Gruppe aus der Gemeinde herzlich empfangen: Blumenkränze! Gesang! Händewaschen! Reisessen! (wieder mit den Fingern) Ansprachen! Gebet! Wir besichtigen das Kirchengrundstück mit Oberschule, Wohnheimen und den Häusern der Pastoren und Lehrer. Die Kirche ist nicht reich, und sie hat es sehr schwer mit all den vielen Bauten, die aus der Zeit der Missionare stammen. Am Nachmittag berichte ich vor den Gemeinden und grüße sie von den vielen Gemeinden in der DDR. In Burju hat einst der große Pfarrer Dr. Nettrot gearbeitet und die Bibel des in die

Sprache der Mundas übersetzt. Seiner wird hier immer noch herzlich gedacht.

21.12.63

Zusammen mit dem alten Präsidenten geht es nach Lohardaga, 80 - 90 km von Ranchi entfernt. Wir werden von verschiedenen Gemeinden empfangen. Sie haben Empfangstore auf dem Kirchengelände aufgebaut und sind voll Freude. Wieder: Händewaschen, Jeshu sahai, Blumenkränze, Gesang, Tanz und Böllerschüsse. Unter Trommel-musik und Tanz werden wir zum Schulhaus geführt. Ich tanze ein wenig mit und mache da durch allen große Freude. Programmübergabe, Grußworte, Fotos, Reisessen.

An Nachmittag muß ich die Gemeinde in englischer Sprache grüßen; es geht ganz gut. Präsident Lakra übersetzt in die Sprache der Urauns (der zweite große Stamm der Ureinwohner). Als Geschenk erhalten ich eine Trommel. Es waren zwei- bis dreihundert Menschen beieinander. Man spürte ihnen die große Dankbarkeit dafür an, daß sie Christen sein dürfen.

22.12.63

Ein großes Erlebnis: Govind-Pur gesehen. Hier lebt die zweit-größte Gemeinde der Gossner-Kirche. Der Platz erinnert an die alten Missionare, der Baustil der Häuser und der Kirchen.

Eine Gruppe der Gemeinde empfängt mich auf die bekannte Art und begleitet mich mit Gesang zu einem der Häuser. Reisessen in der Tabita-Schule. Daisy Hemron, die Leiterin, ist mir von früher bekannt. Sie spricht gut deutsch. Hat selbst für das Essen mehrere Hühner schlachten lassen. Von ihr höre ich aus dem Leben der Tabita-Schule, der einzigen Frauen- und Mädchenbibelschule in der Gossner-Kirche. In zweijähriger Ausbildung lernen die Mädchen Haushaltsführung, Bibellesen, Gemeinschaftsleben und ein wenig Unterrichtung. Die Schule fällt durch ihre Sauberkeit auf. Nach dem Essen ist Gottesdienst. Ich werde in Gegenwart der ganzen Gemeinde begrüßt. Alle sitzen in Schneidersitz auf dem Teppich. Vor mir eine Frau mit Baby auf dem Arm. Als es dann zu schreien anfängt, nimmt es die junge Mutter an die Brust. Zwei Frauen bringen erneut Blumenkränze. Der Leiter des katechistischen Seminars, das auch hier in Govind-Pur untergebracht ist, hält die Liturgie, ich die Predigt, die von Daisy Hemron übersetzt wird. Außer der Katechisten- und Tabitaschule existieren auf dem Gelände eine Ober- und eine Mittelschule. In der Katechistenschule gibt es 17 Kandidaten. Sie sind die Prediger in den Urwalddörfern. In der ganzen Gossner-Kirche arbeiten 130 Pastoren und 1050 Katechisten. Es wird dunkel, und der Jeep muß mich nach Hause bringen.

Wir durchqueren zwei Flüsse. Die Straßen sind staubig. Überall begegnen wir müden Menschen. Sie tragen große Lasten auf dem Kopf.

23.12.63

Besichtigung einer technischen Schule, die die Gossner-Kirche eingerichtet hat. Hier werden junge Menschen aus den Dörfern in einer Bau-, einer Holz- und einer Metallklasse in zweijährigen Lehrgängen zu Facharbeitern herangebildet. Sie sollen später die Möglichkeit haben, in der großen Industrie im Gebiet der Kirche Arbeit zu finden. Ein sehr wondiger indischer Freund führt mich durch die Schule. Die Jungen haben Weihnachtsferien und sind in ihre Dörfer gefahren.

24.12.63

Besuch einer kleinen Stadt: Khunti. Morgen werde ich hier in der Gemeinde predigen. Alles riecht nach Geschäft und Armut. In einem Frisörladen hängen mindestens 50 hinduistische Götterbilder, hauptsächlich Schiwa, der Zerstörergott, und seine Frau, die in den verschiedensten Formen dargestellt werden. Dann Ganesha, der Elefantengott, und Hanumann, der Affengott. Ganesha ist der Gott der Kaufleute und Studenten. Dieser religiöse Frisörladen wirkt sehr komisch. Was mag Christi Geburt für diese Menschen bedeuten? In einem Geschäft nebenan kann man christliche Weihnachtskarten kaufen. Die Menschen wünschen sich, wie wir, ein gesegnetes Weihnachtsfest, obgleich sie Christus nicht kennen.

Abends besuche ich den Gottesdienst einer ganz kleinen Urwaldgemeinde. Der Ort liegt abseits der Hauptstraße. Etwa 100 Menschen sitzen in einer kleinen Lehmhütte (das ist ihre Kirche) bei Petroleumlampen beieinander und feiern Christi Geburt. Nach dem Gottesdienst singen sie wieder Bhajans, ihre geistlichen Volkslieder. Sie singen die ganze Nacht hindurch. Die Kirche ist mit Papierföhnchen buntgeschmückt. - Heilige Nacht in Indien.

25.12.63

Mit dem Jeep geht es nach Khunti. Hier wohnt der bisherige Adjakah (Generalsuperintendent und jetzige Präsident der Gossner-Kirche, Dr. Bage). Anfang des Jahres wird er nach Ranchi ziehen. Sein Anthal - Distrikt - ist groß. In Khunti allerdings existiert nur eine kleine Gemeinde. Der Ort hat einige hundert Einwohner. Er besteht aus einem Geschäftsviertel, aus dem Dorf und einem Regierungsviertel. Dr. Bage wohnt im Dorf. Hier sind 12 Familien, die zur Kirche gehören. Zum Gottesdienst werden viele aus dem Dschungel dörfern kommen. Nach dem Essen findet der Gottesdienst statt. Es sind ca. 200 Menschen in der Kirche. Die Gemeinde singt deutsche Weihnachtslieder in Hindi. Ich werde wie üblich begrüßt - Blumen, Händewaschen, Jeshu sahai. Wir sitzen neben dem Weihnachtsbaum, einem Mangobaum, der geschmückt ist mit Papiergirlanden. Dr. Bage hält die Liturgie, ich die Predigt. Vor der Kirche Böllerabschüsse. Unser ganzes Silvesterfeuerwerk wird hier schon Weihnachten veranstaltet. Nach dem Gottesdienst schlagen die Burschen die Trommeln, die Mädchen tanzen, und die Kleineren machen Krach. Der Leiter der staatlichen Oberschule, ein Christ, ist sehr interessiert an dem Leben in der DDR. Er geht gekleidet wie Nehru und fällt damit unter den Ureinwohnern auf.

26.12.63

Heute soll es nach Angaon gehen, dem Urwaldkrankenhaus. Zu zweit sind wir mit dem Jeep unterwegs. Wir fahren den ganzen Tag. Mitten im Urwald treffen wir eine Affenfamilie. Zum Fotografieren reicht es nicht, sie springen schnell ins Gebüsch. Der Weg geht über viele Berge und ist kurvenreich. Wir sind von oben bis unten voll Staub. Gegen Abend erreichen wir das Krankenhaus Angaon. Die Patienten kommen und bestaunen uns. Sie sitzen mit ihrer Familie im Freien und essen Reis. Vom Hospital nehmen sie kein Essen an. Viele haben Wunden oder innere Krankheiten, einige Tbc und Aussatz. Man spürt ihnen die Dankbarkeit für die Behandlung an. Angaon liegt am großen Brahmanifluß. Es ist zur Zeit wunderschön hier.

27.12.63

Ich wandere durch das Dorf Angaon. Dreckige Lehmhütten ohne Fenster. Aus den Löchern kommt Rauch. Kinder husten. Die Häuser stehen eng beieinander. Nachdem die ersten Kinder uns gesehen haben, entsteht ein großes Geschrei im Dorf: Weiße! Ich fotografiere. Die Kinder stellen sich in Scharen auf; sie möchten alle fotografiert werden. Die Sprache hier ist Orya. Sie ist Landessprache im Staate Orissa. Je mehr man nach den Süden kommt, desto schwerer soll es mit dem Hindi werden. Die Südstaaten weigern sich, Hindi als StaatsSprache anzunehmen. So ist Englisch die erste Sprache des Landes; in Englisch erscheinen die Zeitungen. Die Frauen tragen viel Schmuck: Arm-, Ohr-, Nasen-, Hals und Fuhringe. Gegen Abend fahre ich nach Barkot und sehe die größte und modernste Brücke, die über den Brahmanifluß führt. Sie ist erst vor kurzem fertig geworden und wird sicher nicht mehr weggespielt werden können. Eine moderne Betonbrücke. Unterwegs treffe ich verschiedene Menschen, sie kommen vom Markt heim, sie sind sehr lange Wege gelaufen. Sie treiben ihr Vieh in die Hüttendörfer, sie tragen Laternen und Tigerfäuste. Die Tigerart scheint das Schutzmittel zu sein. Mit ihr kann man auch Bäume fällen. Die Sonne geht unter. Es ist sehr schnell dunkel geworden; in Indien gibt es keine Dämmerung. Der Brahmani gibt ein dumpfes Geräusch von sich. In den Lehmhütten sieht man hier und dort Licht, Hunde bellen. Unter dem Horizont im Mondschein die blauen Berge.

Am

28.12.63

In Begleitung von Freunden wandere ich in ein Dschungeldorf: Purnapani. Es liegt 5 km von unserem Standort entfernt. Der Weg ist wüst, und wir halten uns an die Trampelpfade. Zuerst überqueren wir in einem ausgehöhlten Baumstamm den Brahmanifluß. Die Fischer, denen diese Wasserfahrzeuge gehören, sind sehr freundlich. Wir passieren ihr Dorf.

Manchmal soll man auf diesem Wege Bären begegnen. Wir unterhalten uns laut, damit die Tiere sich nicht überrascht fühlen. In Purnapani wohnen nur Christen. Sie stammen aus dem Norden, aus Bihar, sind Glieder der Gossner-Kirche und sprechen untereinander Urdu und Hindi.

Ein Ältester, der der englischen Sprache mächtig ist, holt die 60 Gemeindeglieder zusammen. Diese Gruppe ist vor 16 Jahren in Bihar ausgewandert. Hier im Urwald haben sie Bäume gerodet, Häuser gebaut und Reisfelder angelegt. Jetzt bauen sie sich eine Kirche. Wir besuchen den Ältesten. Er zeigt uns voller Stolz den Kirchenbau, die Kleinstkinderschule, die Wohnungen einiger Gemeindeglieder. Er begleitet uns und bringt uns zum Fluß zurück. Er meint, in seinem Lande müßt schnellstens eine neue Politik gemacht werden. Der Kommunismus könnte nach seiner Meinung für Indien wesentlich werden.

29.12.63

Mit dem Jeep geht es nach Khuntitoli. Hier existiert eine alte Gemeinde. Wir durchfahren wieder einige Flüsse. Indiens braune Erde erscheint uns in großen Staubwolken. Wir kommen an dem Industriezentrum Rourkela vorbei. Die Gesichter der Menschen sehen hier schon anders aus als im Dschungel. In Khuntitoli sehen wir die große Farm auf dem Kirchengelände, die Ober- und die Landwirtschaftsschule. Hier hat die Gossner-Kirche eine große Aufgabe.

Es soll der Versuch gemacht werden, vielen indischen Bauern die Möglichkeit zu einer Ausbildung zu geben und damit eine Verbesserung ihrer Arbeit und Lebensverhältnisse in den Dörfern. Man hofft, daß sie sich in Genossenschaften zusammenschließen. Für den Anfang bekommt jeder als Geschenk einige neue Geräte und Tiere mit. Die Oberschule wird von der Farm finanziert. Junge Lehrer erhalten sogar für eine Fachausbildung Stipendien.

31.12.63

Besuch bei katholischen Priestern in Santoli.  
Ein belgischer Franziskanerorden hat hier einst die Arbeit begonnen. Sie haben ein großes Gelände. Sie leben mit den Indern in enger Gemeinschaft. Ich bekomme einen Eindruck von Schulneubauten. Das ganze Gebäude macht einen ausgezeichneten Eindruck. Wir sprechen über evangelisch-katholische Zusammenarbeit, über den Gang des Konzils und über politische Fragen, auch über die Berlinfrage. Die Priester sind in einer erstaunlichen Weise offen für alle Probleme.

1.1.64

In der Nacht komme ich nach Ranchi zurück. In der Stadt sieht man Personen mit Feuerwerkskörpern herumhullen. Trommelmusik. Am Vormittag trifft Carl Ordnung ein. In den Nachmittagsstunden gewinnen wir einen Eindruck vom Marktleben der Stadt. Der Fleischmarkt auf ganz engem Raum. Viele offene Stände. Das Fleisch hängt in der Sonne, Insekten in Scharen auf jedem Stück. Händler schreien und klatschen mit dem Messer auf die Fleischstücke. Erstmalig sehe ich Frauen als Verkäuferinnen. Eine hält das große Schlachtmesser zwischen den Zehen fest. Sie sitzt im Schneidersitz, und von Zeit zu Zeit läßt sie ein Stück Fleisch über das Messer gleiten. Großes Gewühl. Wir fahren durch viele kleine Gassen und besuchen Tempel. Hanuman, dem Affengott, ist einer der Tempel geweiht. Wir müssen die Schuhe ausziehen, um den Tempel betreten zu können. Einige Bilder strotzen nur so von Sexualität. Krishna, der Halbgott, ist immer mit der Flöte zu erkennen. Shiwa, der Zerstörergott, mit dem Dreizack. Eine große Reihe von Gedenksteinen ist Heiligen geweiht. Vor dem Denkmal, das dem indischen Nationaldichter Rabindranath Tagore geweiht ist, erleben wir den Sonnenuntergang. Von hier aus sieht man wenig vom Elend in Ranchi. Auf der Heimfahrt erleben wir allerdings noch einmal die dunkle und schwatzige Wunderwelt Indiens.

2.1.64

Besuch beim Präsidenten der Gessner-Kirche, Dr. Bage, in Khunti. Er ist gerade bei Umzugsvorbereitungen. Barfuß und in einer alten Hose, im Schneidersitz im kleinen Hof, ist er an der Arbeit. Ein Bischof! Nach einem kurzen Programmgespräch besichtigen wir Kirche und Dorf in Khunti. Eine große Kinderschar ist hinter uns her. Sie will fortwährend fotografiert werden. Am Nachmittag besichtigen wir gemeinsam das große Industriezentrum Indiens - Hattia. Ein indischer Manager führt uns durch das Werk, das von Experten aus der SU und der CSSR aufgebaut wird. Großartig. Die russischen Ingenieure, mit denen wir sprechen, sind voll von Hoffnung im Blick auf die Führung des Werkes durch Inder. Wir merken, daß mit Hilfe solcher Großindustrie der Durchbruch durch die Religion erfolgen kann. Das heißt zugleich, daß das Kastenwesen beseitigt wird. Es ist immer wieder erschütternd, zu hören, wie sehr das Kastenwesen neuauflebt.

Eine Bettlerin verfolgt uns sehr lange. Wir sind reichlich hilflos. Wir bleiben hart und geben ihr nichts, denn sonst haben wir gleich viele um uns.

3.1.64

Besuch in der Oberschule der Navari-Kaste. Ein Kaufmann aus Kalkutta ist der Begründer derselben. Es sind Geschäftsleute, die es verstehen, das Geld zusammenzubringen und durch geschickte Steuerabfuhr zu Schulgründungen kommen. Die Leitung dieser Oberschule hat der deutsche Theologie-Professor Otto Wolff. Seine Frau führt uns durch die Gebäude und Anlagen. Die Schüler sind alles Kinder höherer Kasten, Adivasis werden nicht aufgenommen. Hier wird einem deutlich: Geld und Bildung gehören zusammen. Das indische Kastenwesen fördert diese Zusammengehörigkeit. Ehe diese Kopplung überwunden ist, wird Indien noch einen langen Weg zurücklegen müssen. Die Frage im Blick auf die Zukunft wird sein:

Welche Kräfte werden in Indien die Führung bekommen.

4.1.64

Immer wieder macht die Hauptstraße in Ranchi Eindruck. Geschäftshäuser und Händler mit Köfferchen und Säcken auf dem Bürgersteig. Heute haben wir die Nervenheilanstalt besucht. Wir waren im indischen Camp für Männer. Hier sind 18000 Menschen untergebracht. Einige hinter Gittern trüllen laut in englischer Sprache. 5 - 6 rennen neben uns her und betteln uns an. Sie fragen nach unserem Heimatland. Die Anlage macht einen großzügigen und sauberen Eindruck. Die Pfleger gehen sehr ruhig mit den Patienten um. - Besuch im Palast des ehemaligen Radschas von Ranchi. Er ist enteignet und hat eine große Rente ausgezahlt bekommen. Diese hat er geschickt angelegt in einer Kugellagerfabrik, in der er einer der Direktoren ist. Die Fabrik steht auf seinem Grund und Boden, gegenüber seinem Palast. Vor dem Palast Opferstätten, Tiere und Ziegen. Die Tiere müssen mit einem Schlag enthauptet werden. Es ist dunkel - abend. Wir besuchen noch ein katholisches Studentenheim. Das Heim macht einen sauberen Eindruck. Hier leben katholische Nonnen - India und Europäer - als eine Gemeinschaft zusammen. Abend in Ranchi: Rauch, Feuer, schreiende Händler und schreiende Kinder, hupende Autos und klingelnde Rikschas. Ich gewöhne mich an dieses Land. Vielleicht könnte ich hier sogar längere Zeit leben. Die Menschen sind liebenswert. Es sollte uns um Christi willen nicht schwer sein, ihr Partner zu werden. Auf dem Dorfmarkt habe ich den ersten Zauberpriester gesehen. Er saß auf der Erde und hatte vor sich viele Flaschen und Gläser mit Flüssigkeiten und Pulver. Er trug viele Armbänder und hatte rote, weiße und blaue Farbstreifen im Gesicht. Er zählte gerade sein Geld und begann neu zu singen. Viele Leute standen um ihn herum. Ein Mann setzte sich zu ihm nieder. Der Zauberpriester rührte grüne Flüssigkeit und weißes Pulver zusammen in der hohlen Hand des Mannes. Der Mann aß den Brei und trank Wasser. Die umstehende Menge sah interessiert zu. Einige lächelten. Unser Begleiter, der persönliche Sekretär des Präsidenten, erzählte uns, daß der Priester dieses Mittel verkauft hat, damit der Mann gesund bleibe; dieser ging fröhlich von dannen. Der Zauberpriester sang und wartete auf neue Kunden.

5.1.64

Sonntag. Gottesdienst. Ich bin eingeladen, die Predigt zu halten. Die Christuskirche in Ranchi sieht aus wie eine typisch deutsche Kirche. Die Missionare haben sie nach dem Muster in der Heimat gebaut. Sie hat ca. 2000 Sitzplätze und war fast ganz besetzt. Sie ist eine der wenigen mit Kirchenbänken. Männer und Frauen sitzen getrennt. Die Frauen tragen ihre neuesten Saris. Man sieht, daß sie sie erst zu Weihnachten geschenkt bekommen.

Die Liturgie ist "altpreußisch". Diese langgezogenen Melodien hören sich nicht gut an. Bei uns zu Hause haben wir Bortnjanskij fast in allen Gemeinden überwunden. Hier lebt er weiter, und es ist nicht leicht, der Gemeinde in der Gottesdienstgestaltung Neues zu zeigen. Wenn die jungen indischen Brüder danach fragen, sagen die Alten oft: "Ihr habt wohl die Missionare vergessen! Ihr seid nicht dankbar!" - Dennoch muß in den nächsten Jahren auf diesem Gebiet Neues gewagt werden. Meine Predigt wird von Dr. Bage übersetzt, ebenso das Grußwort von Carl Ordnung. Die Gemeinde hört sehr andächtig zu. Während der Schlußliturgie treten Männer und Frauen vor den Altar. Sie danken Gott für die Genesung nach schwerer Krankheit, für die Geburt ihrer Kinder (sie tragen die kleinen noch nicht einmal 8 Tage alten Babys in einem Tuch bei sich) und für andere Hilfen. Sie machen einen Rundgang um den Altar und bringen ein besonderes Geldopfer. Diese Form des Dankens macht mir großen Eindruck.

Am Nachmittag besuchen wir eine kleine Gemeinde in Sarnatoli. Hier empfängt uns ca. 500 m von dem Ort entfernt eine Jungenschar mit Hochrufen, bunten Fahnen, Blumentoren und Böllerschüssen. Auf Fahrrädern, Fahnen schwenkend, begleiten sie uns ins Dorf. Unser Jeep muß langsam fahren. Ein zweites Tor. Die ganze Gemeinde - ca. 300 Menschen - erwartet uns. Wieder Böllerschüsse, Gesang, Trommelmusik! ich sehe eine ganz große Trommel, die bisher in der Gemeinde nicht geschlagen werden durfte. Sie röhrt zu leicht die heidnischen Geister wach. Jetzt aber verkündet sie Freude in der Gemeinde. Tanz! Händewaschen! Blumenkränze! Langsam setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Vor uns die singende und tanzende Jugend. Ich tanze mit. Großes Gelächter! Am Eingang wird uns ein Programm überreicht. Es hat 14 Punkte. Nach der Ankunft auf dem Kirchplatz wird vom Präses die Liturgie gehalten. Danach werden wir vorgestellt. Dann darf ich die Gemeinde grüßen. Ich erinnere diesmal an meinen Trautext: "Freuet euch in dem Herrn allewege". Danke für den Empfang, für die Gemeinschaft. Gott gebe, daß wir um seinetwillen in der Freude bleiben. Carl Ordnung erinnert an den Sohn Gottes, der uns zugute Mensch geworden ist, in ihm sind wir fröhlich.

Teetrinken in der Kirche. Die verantwortlichen Männer der Gemeinde sitzen bei uns. Die Jugend tanzt, trommelt und singt vor der Kirche. Wir werden zum Jeep begleitet. Böllerschüsse! Jeshu sahai: "Gott segne Euch". Dankbar scheiden wir von der Gemeinde in Sarnatoli.

Abends ist eine kleine Versammlung in der Wohnung des Präsidenten. 20 Personen sind anwesend, unter ihnen die alten Präsidenten Lakra und ~~Referent~~ Tiger, die Lehrer ~~et~~ Colleges, Lehrer der Oberschulen und verantwortliche Laien.

Sie befragen uns nach unserem Leben in der DDR:  
wie ist das Verhältnis Staat-Kirche? Wie sieht die verantwortliche Mitarbeit von Christen in eurem Staat aus? Wie wird die Kirche geleitet? Welches Bild von der Gesellschaft haben die Kirchenführer? Warum denken und hoffen so viele von euch "westlich"? Wie sieht eure Friedensarbeit aus? Wir haben viel zu antworten.

Wir fragen: Was denkt ihr über die Entwicklung Indiens? Was denkt ihr über die Industriegesellschaft und die mit ihr verbundene Säkularisierung?

Die Freunde sagen, daß der Mensch in Indien noch sehr im Gestern lebt und daß sich die Kasten auf die neue Gesellschaft einstellen müssen.

Schlußwort des Präsidenten:

Wir sind sehr glücklich über die Verbindung zur Gossner-Mission in der DDR. Nach meiner Rückkehr aus der DDR im letzten Sommer wurde ich von einem Freund aus der Bundesrepublik gefragt: "Wie empfindest Du den Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland?"

Meine Antwort: "Bei den Brüdern in der DDR fühlte ich mich mehr zu Hause!"

6.1.64

Gespräche. Besuch der Mädchenoberschule. Alle Kinder versammeln sich mit ihren Lehrerinnen in den Klassenräumen. Wir müssen von Raum zu Raum gehen und Grußworte sprechen. Wir wechseln uns ab. Wir berichten vom kirchlichen Leben in der DDR, von unserem Familien-, vom neuen Gemeindeaufbau, vom schulischen Leben. Sie wollen vom Winter in Deutschland hören. Einige Klassen grüßen uns mit Bhajan-<sup>le</sup> singen. Es ist wunderbar, diese lebendigen jungen Menschen zu sehen. Die Schulleiterin macht einen großartigen Eindruck. Heute war Neu-aufnahme. Die Kinder wurden nacheinander getestet. Alles geht sehr ruhig und liebevoll zu. - Abends Teilnahme an einem Meeting in der anglikanischen Kirche. Ein Team von 4 Personen, das im Auftrage des Weltkirchenrates Indien besucht, um den Gemeinden in der Industriegesellschaft zu helfen, spricht über die Fragen des Miteinanders der verschiedenen Kirchen in der modernen Gesellschaft. Es ist ein internationales Team - ein Japaner, eine Theologin aus Sheffield, England, ein westdeutscher Pfarrer und der Sekretär für Gemeindeaufbau im nationalen Christenrat in Indien.

Der Besuch am Abend war nicht groß. Wir hatten auch den Eindruck, daß ~~sicher~~ theoretisch geredet worden ist. Wir dürfen den Indianern sicher auch nicht unsere Methoden anbieten. Unter ihnen muß entdeckt werden, welche Möglichkeiten des Dienstes vorhanden sind. Dies tun aber bisher anscheinend nicht viele.

7.1.64

*Bage*

9.30 Aufbruch von Ranchi. Verabschiedung. Dr. ~~Bage~~, Präsident Lekra, Daisy Hemron, die Leiterin der Tabitaschule, und Männer aus den Bjros geben uns das Geleit. Ref.~~er~~ Saben Surin begleitet uns. Unsere Fahrt geht über Phudi, wo wir noch einmal das Technical Training Centre besichtigen, nach Jamshedpur. 4 1/2 Stunden Fahrt. Gegen Abend in Jamshedpur. In den Hotels kein Platz mehr. Der Pastor der Gemeinde liegt krank. Wir besuchen ihn. Er liegt auf seiner Reismatte in seinem Arbeitszimmer. Er ist zum Adjunkt (Generalsuperintendent) berufen - als Nachfolger von Dr. Bage und soll nach Khunti umziehen. Noch kann er es nicht. Er ist magenkrank und hat Fieber. Nachdem er erfahren hat, wer wir sind, wird er schnell gesund und verläßt sein Krankenlager. Er organisiert ein Programm und bestellt unsere Unterkunft. Auf dem Kirchengrundstück befindet sich eine Mittelschule. In einem der Räume wird uns ein Nachtquartier bereitgestellt.

Der Bruder von Saban Surin ist Postinspektor im Distrikt Jamshedpur. Wir besuchen ihn und werden zu einem großen Essen eingeladen. Wir scheinen die ersten weißen Gäste in dieser Familie zu sein. Es ist große Freude. Wir fahren gemeinsam in den wunderschönen Jubiläums-park, der im besonderen Herrn Tata, dem Begründer der Tata-Werke in Jamshedpur geweiht ist. Es ist Abend. Die herrlichen Spring-brunnen leuchten in vielen Farben. Nach einem langen Rundgang kehren wir ins Gemeindezentrum zurück. Hier erwartet uns der Gemeindekirchen-rat. Die Männer sind durchweg jung und arbeiten fast alle im Werk. Einer ist Arzt und ein anderer Regierungsbeamter. Prächtige Leute. Sie sprechen alle englisch. Sie erzählen von der Geschichte des Wer-kes, von ihrer Arbeit und aus dem Gemeindeleben. Wir stellen ge-meinsam fest: die Industrie stellt uns hier und in Europa neue Fragen. Wir sind als Christen aufgefordert, bei der Lösung zu helfen. Wir sind frei zum Dienst in der Industriegesellschaft. Mit Erwürigkeit sprechen die Brüder von ihrer Gemeinde, die immer noch gespalten ist. In allen Gemeinden der Gossner-Kirche ist wieder die Einheit hergestellt, nur in zwei Gemeinden noch nicht. Eine davon ist Jamshedpur. Hier geht der Parteienstreit weiter.. Die Brüder möchten mit allen anderen Kirchen im Ort - Baptisten, Anglikanern, Lutheranern - zusammenarbeiten. Sie können das aber erst, wenn die Gossner-Kirche selber wieder geeint ist. Die Facharbeiter in Jamshed-pur sind verhältnismäßig reiche Leute. Sie verdienen im Monat von 100 Rupies an aufwärts. Die meisten über 200. So viel verdienen unter den Theologen in der Gossner-Kirche nur die Professoren. Die Pastoren haben ein Gehalt von ca. 100 Rupies, die Arbeiter in den Dörfern nicht mehr als 30.

### 8.1.64

Wir haben gut geschlafen. Surin schlief mit uns in einem Raum. Das ist immer noch für die meisten Inder befremdend, mit Europäern zu-sammen zu schlafen. Wir waren aber eine gute Gemeinschaft. Nach einem großen Frühstück, das wir zusammen mit dem Pastor und seinem Assistenten einnehmen, besuchen wir den Stausee oberhalb der Stadt. Wir sehen einen Bungalow, in dem Nehru wohnt, wenn er in Jamshedpur weilt. - Besuch bei einem führenden Laien der Gossner-Kirche, Herrn Kandolna. Große Freude. Er überreicht uns gleich Geschenke. Vor Jahren war er das Vorbild der Laienprediger in der Kirche. Sein Bei-spiel hat Schule gemacht. In Jamshedpur gibt es unter den Ältesten inzwischen mehrere Prediger. Kandolna war einer der führenden Männer in den Tata-Werken. Jetzt ist er pensioniert und versieht in verschie-denem Dörfern ehrenamtliche Dienste. Er ist ein Mukia - so etwas wie ein Bezirksbürgermeister - und arbeitet auf diese Weise im Block Devopment. Das ganze Land ist in Blöcke eingeteilt. In jedem Block gibt es einen Vorsitzenden. Dieser soll mit Hilfe von Komitees Entwicklungsarbeit leisten auf politischem, wirtschaftlichem, recht-lichem und kulturellem Gebiet. Die Initiative ist damit weit ins Volk gegeben. Beobachter meinen, daß seit der Einrichtung des Block-systems vieles im Lande besser geworden sei. Es ist der Versuch, eine gewisse Demokratisierung von unten her einzuführen. Bisher lag die Initiative allein bei den Länderregierungen.

Im Gemeindezentrum werden wir von einer großen Kinderschar und einigen Ältesten herzlich empfangen. Wieder müssen wir sprechen. Gleiche Themen. Nach einem Lunch im vornehmsten Restaurant (in das-selbe hatten sie uns als ihre Gäste eingeladen) verlassen wir die Stadt und damit das Gebiet der Gossner-Kirche. Der Wagen soll uns

nach Kalkutta bringen. Unterwegs Panne. Es ist stockfinster. Achsschenkelbolzen ausgerissen. Wir stehen am Ausgang eines Ortes vor einer Tankstelle. Das ist unser Glück. Das kleine Dorf trägt den Namen Bud-Bud. Zu unserem Glück existiert hier ein Regierungsbungalow. Dieses Haus ist aller Wahrscheinlichkeit nach für solche Leute eingerichtet, die mit ihrem Wagen nicht weiterkommen. Hier nächtigen wir. Neben uns im Zimmer ein Arzt, dessen Wagen auch versagt hat. Wir schlafen ganz indisch, nur auf einer Matte, ohne Decken. Es ist ein wenig kalt. Ich bin froh über ein Leinentuch, das ich in einer Gemeinde als Zeichen der Verbundenheit geschenkt bekommen habe. Morgens holt uns der Chauffeur wieder ab. Der Wagen ist wieder in Ordnung. Er hat mit anderen die ganze Nacht gebaut und geschweißt. Die Fahrt kann weitergehen.

9.1.64

Gegen Mittag in Kalkutta. Unterkunft im Lee Memorial, einer Mädchen-schule der Methodisten. Hier werden wir auch verpflegt. Kalkutta hat ein sehr feuchtes Klima. Die Stadt ist total überbevölkert (7 Millionen). Slumps und nochmals Slumps. Von der Regierung wurde der Versuch gemacht, die Bevölkerung sesshaft zu machen. Der Versuch schlug fehl. Die Menschen hausen auf der Straße und wollen Bettler bleiben. Das Geschäft bestimmt ihr Leben. Es ist furchtbar. Besuch bei einem Methodistenpfarrer namens Wright. Er ist bemüht, in Nordindien mit Hilfe eines Instituts ökumenisch zu arbeiten. Er zeigt uns Möglichkeiten der Zusammenarbeit der indischen Kirchen im "Ruhrgebiet Indiens".

10.1.64

Besuch im Kalitempel. Erschreckend viele Menschen dicht bei dicht. Rund um den Tempel Geschäfte für Blumen, Gemüse und Fleisch, die man als Opfer kaufen kann, um sie Kali zu bringen. Kali ist die Inkarnation der Frau des Zerstörergottes Shiva. Es riecht nicht gerade gut. Ein junger Mann stellt sich uns als Priester vor. Er führt uns und spricht englisch. Wir sehen Blutlachen von Opfertieren, einen heiligen Baum, unter dem Linga, der Fruchtbarkeitsgott, in vielen Figuren aufgestellt ist. Frauen kommen und opfern diesem Gott. Sie bestreichen ihre Stirn, Zunge und Brüste mit Blut von den Opfertieren. Am Opferstock meditierende Frauen und Männer. Wir sehen gutgekleidete Menschen. Im Tempel steht eine lange Schlange an. Alle wollen zu Kali. Ein Opferfeuer brennt im Freien. Hier bringen die Hindus Fleisch von Tieren. Unter dem heiligen Baum hängen Haare, die Frauen von ihren Babys geopfert haben. Religion ist Opium fürs Volk! Hier kann man es sehen. In der Nähe des Kalitempels soll eine Leichenverbrennungsstätte sein. Für heute haben wir aber genug. Wir wollen auch das Sterbehäus der katholischen Kirche nicht mehr sehen. Täglich werden an 200 sterbende Menschen gesammelt.

Hilfe für Indien tut not!

Am Nachmittag sprechen wir einen Prediger der Baptistenkirche. Er erzählt uns, daß noch viele Engländer in Kalkutta leben. Man rechnet 22000. In den Kirchen sind weiße Pastoren und Prediger tätig. Die Kirchen sind autonom, benötigen aber in vielfacher Weise Hilfe.

11.1.64

Heute nacht war Kalkutta sehr unruhig. Hindus demonstrieren gegen Mohammedaner. Nicht weit vom Lee Memorial gingen Hindus die Hütten der Mohammedaner angezündet haben. Es wurde geschossen. Die Polizei hat eingegriffen. Ein Student kam ums Leben. Die Polizei liegt in Alarmbereitschaft. Zusammenrottungen sind zu beobachten, und die

Menschen sollen zerstreut werden. Der Polizeikommissar erklärt in der Presse, er sei vollkommen Herr der Situation. Überall aber spürt man die Unruhe. Die Menschen sind hastig und aufgeregt. Vor unserem Haus eine Dreier-Patrouille der Polizei. Sie geht in der Straße auf und ab und ist mit Stöcken bewaffnet. Wir fahren mit dem Wagen durch die Stadt. Hier und da LKW's mit Polizei. Unsere Fahrt geht nach Durgapur, einem großen Stahlwerk mit modernen Wohnstätten, vorwiegend von Engländern aufgebaut. Neuerdings bauen Experten der SU ein neues Werk, die Japaner ein Kamerawerk. In allen diesen Werken arbeiten über 50000 Menschen. In der Wohnstadt wohnen z.Zt. ca. 80000. Wir besuchen einen Pfarrer, der in der neugebildeten Unionskirche von Durgapur tätig ist. 5 verschiedene Dominationen haben sich zusammengeschlossen, um in dieser vereinigten Kirche zu arbeiten. Unter ihnen Methodisten, Baptisten, Anglikaner und die Gossner-Kirche. Bisher existierte nur eine Kirche im Ort. Die Gottesdienste werden in den verschiedensten Formen gehalten. Alle 6 Wochen findet ein Gottesdienst statt mit einer Liturgie, die Elemente aller gottesdienstlichen Formen der 5 Dominationen enthält. Ein Versuch. Wir haben den Eindruck, daß hier Wesentliches geleistet wird, und somit die eine Kirche der einen Welt am konkreten Ort wirklich begegnen kann.

Gegen Abend sehen wir die Anlage der Neustadt und die vielen kleinen Läden, die am Rande der Neustadt entstanden sind. Nach 1 1/2 Stunden Fahrt finden wir in einem kleinen Ort ein sehr modernes Rasthaus. Hier läßt es sich gut aushalten. Die Rechnung ist hoch, die Badewanne begehrte.

#### 12.1.64

Fahrt nach Buddh-Gaya. Wir merken wenig, daß heute Sonntag ist. Das Volk arbeitet auf dem Feld. Viele rennen mit großen Lasten beladen auf den Markt, mit Gefäßen jeder Art, mit Reisstrohmatten, Tieren, Gemüse und Holz. Bettler stehen am Wege. Wenn wir aussteigen, sind sie sofort da und halten die Hand auf.

Gegen Mittag sind wir in Buddh-Gaya. Wir finden das moderne Touristenhotel. Nach dem Essen und einer kleinen Ruhepause besuchen wir den "heiligen Ort". Der Platz, auf dem Buddha seine Erleuchtung gehabt hat, wird gepflegt. Vor einem Buddha-Bildnis steht der Baum (er sieht relativ jung aus!) und davor ein Opferaltar. Gleich hinter dem Baum die Pagode, Zentrum des Ortes. Wir müssen die Schuhe ausziehen und schreiten durch die heiligen Hallen. In allen Ecken sitzen tibetanische Priester mit ihren Gebetsriemen und murmeln ihre Gebete. Sie sehen sehr freundlich aus und lächeln uns zu. Rund um den Haupttempel weitere Tempel. Ein tibetanischer, ein chinesischer und ein thailändischer. In allen ist Buddha Mittelpunkt. Manche beten und lesen aus den alten Handschriften. Es klingt sehr monoton. Ein junger Inder bietet sich uns als Führer an. Wir zahlen ihm einige Rupies.

Auf einem großen Gelände stehen ca. 30 modern ausgerüstete Schlafwagenanhänger mit Zugmaschine. Amerikanische Wagen. Sie fahren "round the Welt". Hier in Indien sind sie 3 Monate unterwegs. Es sind vorwiegend ältere Menschen. Sie sehen reich aus. Eine Amerikanerin wäscht. Sie trägt dabei Gummihandschuhe und steht wäschespülend vor einem Zuber. Sie hat dabei 20 - 30 indische Zuschauer. Zwischen den Tempeln sitzen die Händler, sie bieten Buddha-Figuren und Ketten und Bilder an. Insgesamt gesehen aber wirkt dieser Ort offen und großzügig. Einige Mönche wollen uns Messer verkaufen. Die sind uns aber zu teuer.

13.1.64

Heute bin ich genau 4 Wochen in Indien. Die Zeit ist schnell vergangen. Wir besuchen 2 Orte in der Nähe von Buddh-Gaya - Rajgir und Nalanda. Rajgir hat einen großen Tempel. Unterhalb des Tempels entspringt eine heiße Quelle. In der Nähe gibt es ein Sanatorium. Der Tempel scheint Hanuman geweiht zu sein. Lebende Affen hüpfen zwischen den Pilgern umher. Wir fotografieren einige buddhistische Mönche, die sich hier lagern und kaufen Erinnerungsstücke. In Nalanda hat Buddha gelehrt. Hier wurde später eine große buddhistische Universität errichtet. Sie soll bis zum Mittelalter Zentrum des geistigen und kulturellen Lebens gewesen sein. Die Studenten kamen aus Ceylon, Japan, Korea, Tibet und China. Jetzt erinnern nur noch Mauerreste an diese große Zeit. An den Wänden erkennt man - in Stein gehauen - immer wieder Buddha, den Allein-Heiligen dieses Ortes. Von dem Ganzen strahlt eine große Ruhe aus. In den gepflegten Anlagen sind viele Menschen unterwegs, auch armaussehende Inder. Auch sie erinnern sich einer großen vergangenen Zeit und einer verfallenen Kultur.

Unser Auto bringt uns nach Patna, der Hauptstadt von Bihar.

Wir bekommen einen Eindruck von einer mittleren Stadt, eine 1/2 Million Einwohner, und studieren die Menschen in ihrem Alltagsleben, an ihren Verkaufsständen, beim Frisör und beim Schmied. Am Ganges können wir das gegenüberliegende Ufer nicht sehen; er ist sehr breit.

15.1.64

Kalkutta. In der Zeitung lesen wir Neues über die Unruhen in der Stadt. Bisher sollen über 150 Menschen ums Leben gekommen sein. Später hören wir eine Zahl von 250. Eine traurige Sache. Nachts herrscht Ausgangssperre. In bestimmten Gebieten dürfen die Menschen nur für ein paar Stunden auf die Straße, in den meisten aber schon wieder von 7.00 Uhr morgens bis 5.00 Uhr nachmittags. Wir mieten uns im Flughafenhotel ein. Anschließend fahren wir in die Stadt. Die Aufregung ist nicht mehr so sehr groß wie bei unserem letzten Besuch. Dafür sehen wir in allen Straßen bewaffnetes Militär. Die Truppen waren mit Panzen eingezogen und haben wieder Ruhe und Ordnung hergestellt. Eine kleine Gruppe von jungen Menschen trägt einen Toten. Der Tote liegt blumenbekränzt auf einer Bahre. Ein Gefallener.

Im Lee Memorial hören wir, daß sehr viel Brandstiftung geherrscht hat. Moslems wurden auf offener Straße von Hindugruppen erstochen. Unsere Nachbarin hat vom Balkon aus allein 3 Morde beobachtet. Insgesamt aber soll es nicht so gewesen sein wie 1947. Damals haben sich viele an Morden beteiligt. Es gab 22000 Tote in der Stadt. Die Leichen lagen wie gesägt. Diesmal war es nur eine kleine Gruppe, die Mordtaten und Plündereien verübt. Uns wird von Freunden erklärt: der ganze Streit fing in Kaschmir an. Dort wird in einem heiligen Schrein ein Barthaar des Propheten Mohammed aufgehoben. Dieses Barthaar wurde am 27.12. gestohlen. Die Moslems waren darüber außer sich. In Kaschmir gab es große Trauergedächtnisse und Demonstrationen. Der Generalstreik wurde ausgerufen. Auf Grund dieser Vorwürfe wurden dann in Ost-Pakistan Hindus verfolgt und ermordet. Es soll 29 Tote gegeben haben. Das Echo in Kalkutta: Die Moslems haben unsere Brüder getötet, wir werden es ihnen heimzahlen. So entstanden die Demonstrationen.

Inzwischen hat sich das Barthaar längst wieder eingefunden, aber der Streit zwischen Moslems und Hindus war in Gang gekommen. Viele Hütten der Moslems brannten. Eine Million von ihnen flüchteten aus ihren Häusern, um unter dem Schutz der Polizei und des Militärs in Parks

und Verstecken außerhalb der Stadt zu leben.

Der Hoteldiener im Flughafenhotel erzählt uns sehr schüchtern: ich bin Moslem, ich war 5 Tage nicht mehr in der Stadt. Ängstlich fragt er uns: wie sieht es aus? - Viele Geschäfte sind geschlossen. Die Lebensmittelpreise sind in ganz West-Bengalen fast um das Doppelte angestiegen. Ein Pfund Reis kostet über 1 Rupie. Das ist für indische Verhältnisse unmöglich. Das Militär versorgt die Flüchtlinge. Schlecht ist es im Blick auf Hygiene und Sanität. Die Müllabfuhr funktioniert nicht. Der Dreck liegt in den Straßen. Erste Impfungen werden durchgeführt. Man hat große Sorge, daß Seuchen ausbrechen. Die Frage ist, wer steht hinter den Streitigkeiten? Wer versucht, mit Hilfe der Religionen politisch ins Geschäft zu kommen? Nehru ist krank; es soll ihm heute wieder besser gehen. Doch die Frage steht, wer wird sein Nachfolger? Hängen die blutigen Vorkommnisse mit einer Probe zusammen? Will sich hier eine politische Gruppe eine Plattform schaffen? Das Rätsel läßt sich heute nicht lösen.

#### 16.1.64

Die Nacht im Flughafenhotel war sehr unruhig - Motorenlärm und ein ständiges Kommen und Gehen der Gäste. In der Stadt herrscht Ruhe. Noch längst nicht alle gehen ihrer Arbeit nach.

Wir fliegen nach Delhi. Unterkunft und Verpflegung in einem kleinen Hotel in der Altstadt. Besuch bei den Methodisten. Der Sekretär der Kirche, Dr. Balaran, hatte uns auf dem zweiten Flugplatz von Delhi vergeblich erwartet. Wir entschuldigen uns.

Nach einem Besuch in einer der Schulen der Kirche werden wir vom Bischof, Dr. Mondol, und seiner Frau empfangen. Er ist Inder, seine Frau Amerikanerin. Wir erfahren bei ihm, daß die bischöfliche Methodistenkirche über 1/2 Million Glieder hat. 4 Bischöfe leiten die Kirche. Dr. Mondol ist der Älteste unter ihnen. Wir sprechen über die Beziehungen zur Ökumene.

Am Nachmittag sehen wir ein Begräbnis. Die Familie trägt den Toten auf der Bahre, um ihn am Fluß zu verbrennen. Sie setzen die Bahre nieder, weinen und fallen sich vor Trauer in die Arme. Die Hindus verbrennen alle Toten, nur die Moslems und Christen beerdigen.

Unser Programm für die nächsten Tage wird festgemacht. Danach fahren wir durch die Altstadt und besuchen das Grab Gandhis. Delhi wirkt viel sauberer als Kalkutta. Die Menschen sind auch nicht so aufdringlich. Die Kinder wirken entwickelter.

#### 17.1.64

Unser Hotel ist eine gute und solide Unterkunft. Die Nacht war kalt. Es soll gestern seit über 30 Jahren der kälteste Tag in Delhi gewesen sein. Die Menschen gingen alle in Decken und Tücher eingehüllt. Am Tage waren es in der Sonne 16,4°C, nachts fiel die Temperatur auf unter 1°C ab. Auch wir haben gefroren. In Kalkutta waren es 35°C. Heute soll es sich kaum erwärmen. Die Menschen in Delhi fürchten die Kälte. Sie sind auf diese Temperaturen nicht vorbereitet. Am Vormittag erledigen wir einige Einkäufe.

Am Nachmittag besuchen wir ein Landambulatorium der Methodisten-Kirche. Eine amerikanische Ärztin und ein indischer Arzt versorgen die Patienten in dem kleinen Dorf Bahadurgarh. Wir sprechen mit einem jungen Pastor.

Das Ambulatorium ist sonst Pfarrhaus. Einmal in der Woche wird es für diesen Zweck hergerichtet. Der Pfarrer und seine Frau führen die Kartei für die Patienten. Ein anderer Pfarrer erzählt uns von der Armut der Dorfbewohner. Er lebt mit ihnen weithin solidarisch. Im Monat hat er nicht mehr als 65 Rupies zur Verfügung (ca. 65,- DM). Seine Familie

Seine Familie zählt 7 Köpfe. Ein hartes Leben. Dennoch bezeugt er: wir verzichten auf vieles, sind aber sicher glücklicher als viele von den Reichen, denn wir leben in Christus.

Nach einem Gang durch den Ort fahren wir mit dem Bus nach Delhi zurück.

#### 18.1.64

Stadtrundfahrt. Besichtigung des Parlamentgebäudes, der Botschaften und des Ashoka-Hotels, des modernsten und größten Hotels Delhis. Hier wohnten während der Weltkirchenversammlung viele Delegierte. Am Nachmittag sehen wir den Elfenbeinpalast und das Rote Ford. Der Elfenbeinpalast gehört einem Christen. Hier schnitzt man die wunderschönsten Dinge in jahrelanger Arbeit. Wir schauen den Elfenbeinschnitzern zu. An einem Wohnzimmer aus Elfenbein - Tisch, Stühle und Bänke - haben zwei Männer 25 Jahre lang geschnitzt. Ein Leben voll mit künstlerischer Arbeit.

Das Rote Ford ist im 17. Jahrhundert gebaut worden, also vor der englischen Zeit. Es erinnert an die indischen Könige, die hier residierten. Wunderbare Anlagen, Gebäude aus reinem Marmor. Wir sind bei einer Christenfamilie im Roten Ford zum Tee eingeladen - Das Gespräch geht weiterhin über unser Leben in der DDR. Aber auch wir können Fragen stellen. Ein guter Nachmittag.

#### 19.1.64

Wir besuchen eine kleine Methodistengemeinde. Carl Ordnung predigt in Englisch, und ich spreche ein Grußwort. 35 - 40 Gemeindemitglieder sind in einer neu erbauten Kirche beieinander. Die Kirche könnte, was ihre Form angeht, auch bei uns stehen. - Roter Backstein, Beton und Glas. Die Gemeindemitglieder sitzen auf Bänken. Der Pastor trägt einen weißen Talar mit schwarzer Schärpe. Auf dem Nebengrundstück zur Kirche steht ein Hindutempel. Auch die Hindus feiern den Sonntag und halten Gottesdienste. Christen und Heiden in ihren Gottesdiensten dicht beieinander! Eigenartig. Es ist für uns schwer, dieses friedliche religiöse Miteinander zu verstehen. Zum Mittagessen sind wir beim Bischofssekretär eingeladen.

Nachmittags Besuch der Jahresversammlung der indischen und ceylonesischen Bibelgesellschaft. Bischof Mondol ist der Präsident. Ca. 100 Menschen sind beieinander und hören den Bericht des Generalsekretärs der Bibelgesellschaft und eine Rede der Vizepräsidentin des Oberhauses, Frau Violet Alva. Frau Alva ist Christin. Sie ist Mitglied der anglikanischen Kirche. Es ist gut, sie zu hören. Sie weiß an vielen Beispielen zu zeigen, daß immer mehr Menschen in Indien nach der Bibel fragen. Nicht alle von ihnen sind Christen, aber sie setzen sich mit der biblischen Botschaft auseinander.

An Frau Alva wird deutlich, daß Christen in Indien die Möglichkeit haben, in allen Ämtern der Gesellschaft mitzuarbeiten.

#### 20.1.64

Heute konnten wir einer Sitzung der Kirchenvertreter aller Dominanzen beiwohnen in Delhi.

Es waren Methodisten, Baptisten, Presbytianer, Heilsarmee und Anglikaner beieinander. Sie diskutierten ihre Zusammenarbeit im Blick auf die Evangelisation. Der Generalsekretär des nationalen Christenrates aus Nakpur, Pastor David, war anwesend und versuchte dem Gespräch eine Richtung zu geben. Es war ein lehrreicher Vormittag. Am Abend waren wir Gäste der DDR-Handelsvertretung in Delhi.

Anlässlich des Besuches von Frau Professor Lea Grundig fand ein Empfang mit indischen Künstlern statt. Wir lernten verschiedene Menschen kennen und konnten erneut erfahren, daß die indischen Freunde an einer echten Beziehung zur DDR interessiert sind. Mit großer Offenheit kamen uns die jungen Inder entgegen.

21.1.64

Unsere Zeit in Indien ist beendet. Wir treten den Heimflug an. In Moskau erwartet uns noch einmal ein Programm für zwei Tage. Wir werden dort als Gäste der orthodoxen Kirche des gottesdienstlichen Leben der Kirche und das kulturelle Leben der Gesellschaft ein wenig kennenlernen.

Rückblickend auf Indien muß ich sagen: Indien ist ein großes Wunderland. Europäer, die über 30 Jahre in Indien leben, wissen nichts mehr zu sagen. Sie sind ganz aufgegangen in vielen Kleinarbeiten. Die Politik des Landes ist durchzogen von der religiösen Frage. Indien ist ein rein säkularer Staat. Das wird immer wieder betont. Dennoch lebt Indien ganz in seinen Traditionen. Für viele bedeutet die moderne Industriegesellschaft Hoffnung. Mit Hilfe der Industrie werden neue Kräfte in der Gesellschaft entstehen und alte gesellschaftliche Formen gebrochen. Christen sind beteiligt am Leben der Gesellschaft und haben in den Umbrüchen neuen gesellschaftlichen Formen standgehalten. Schon jetzt bemühen sie sich, in den Industriegebieten verantwortlich mitzudenken.

Die Hauptaufgaben der Gossner-Kirche sind es

1. Laien für den Dienst in der Gesellschaft zu schulen,
2. die industrielle Welt anzunehmen und sie mitzugestalten,
3. mit anderen Kirchen Zusammenarbeit zu üben,
4. das Kirchenbewußtsein zu festigen und das Sendungsbewußtsein zugleich neu herauszubilden,
5. das Schulproblem zu erledigen, die Schulen nach Möglichkeit ganz in staatliche Hände zu geben, um frei für andere Aufgaben zu werden,
6. das alte Verhältnis zur sog. Mutterkirche in Deutschland aufzugeben und zu allen Kirchen der Welt ökumenische Beziehungen herzustellen,
7. die Herausbildung einer Theologie, die in den indischen Verhältnissen verwirklicht werden kann.

Mit diesen 7 Hauptaufgaben könnte die Kirche in der Industrialisierung Indiens hilfreich mitwirken, der Demokratisierung nicht im Wege stehen und die echte Auseinandersetzung mit den hinduistischen religiösen Traditionen föhren.

Ich bin sehr dankbar, daß diese Reise durchgeführt werden konnte und hoffe, daß einiges von den Einsichten, die ich gewonnen habe, auch in den Gemeinden in der DDR für ihren Dienst hilfreich sein kann.

Dr. Bage in der DDR

Es war für alle, die wir in der Gossner-Arbeit in der DDR stehen, eine große Freude, daß Dr. Marshallan Bage direkt nach der Teilnahme an der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki für die Zeit vom 15. - 23.8.63 in die DDR kommen konnte. Hier erwartete ihn ein großes Programm. Am 15.8. traf er in Berlin ein, am 16. war er den Tag über im Gespräch mit führenden Personen der Kirche von Berlin-Brandenburg und mit Mitarbeitern der Gossner-Mission; der Staatssekretär für Kirchenfragen (Seigewasser) hat ihn zusammen mit seinem Stellvertreter empfangen.

Dr. Bage hat die Situation unserer Kirche und unserer Gesellschaft gut verstanden, dies wurde in allen Gesprächen deutlich. Die Gossner-Mission in der DDR, Funktionsstelle der Kirche, ist für die Gossner-Kirche in Indien lediglich Vermittlerin von Gesprächen und Beziehungen, ihr kann es nur darum gehen, daß die Kirchen in der DDR mit dieser aus deutscher Missionsarbeit entstandenen, nun aber total autonomen Kirche, im oekumenischen Gespräch sind. Und so waren die Mitarbeiter, aber auch die Mitglieder der Kirchenleitung und des Kuratoriums dankbar für all das Neue, das sie aus der Gossner-Kirche hören konnten.

Die Reise durch die DDR ging durch folgende Orte: Nitzahn (Kreis Rathenow), Cottbus, Hoyerswerda, Guben, Buckow/Märk. Schweiz, Treuenbrietzen, Wittenberg, Erfurt, Weimar, Buchenwald und Eisenach. In Nitzahn, Cottbus, Hoyerswerda, Guben, Treuenbrietzen und Buckow war Dr. Bage mit Mitarbeitern der Gossner-Mission zusammen, die in Teams neue Gemeindearbeit beginnen oder übergemeindlich Dienst tun. Cottbus und Buckow sind besondere Zentren der Gossner-Mission. Hier konnte Dr. Bage in verschiedenen Gruppen ausführlich unsere Arbeit kennenlernen; er wurde gründlich ausgefragt. In Buckow, so berichtet Bruder Vetter, wollten die Fragen gar kein Ende nehmen.

In Wittenberg und Eisenach sah unser Gast einiges aus der Geschichte der Reformation: er lernte die Wartburg und das Luther-Haus kennen. Sehr liebevoll wurde er in Eisenach durch den Landesbischof von Thüringen, D. Mitzenheim, betreut. Er hat sich wieder, wie schon im Vorjahr beim Besuch von Präsident Lakra, den ganzen Tag über Zeit genommen, Dr. Bage zu begleiten. In Cottbus lernte unser Besucher den Vorsitzenden des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR, den Verwalter im Bischofsamt und Generalsuperintendenten der Niederlausitz, D. Jacob, kennen und hatte mit ihm ein längeres Gespräch. An jedem Abend hatte er in einer Gemeinde einen Vortrag zu halten.

Nach seinen ersten Eindrücken in der DDR befragt äußerte Dr. Bage: "Ich müßte mindestens noch einmal soviel Zeit haben für Besuche und Vorträge. Ich denke aber, daß ich die kirchliche und politische Situation in Eurem Staat verstanden habe. Es war für mich sehr interessant, diese verschiedenen Gemeinden zu sehen und die Verbundenheit der Gemeinden mit der Gossner-Mission."

Unsere Meinung: Wir betrachten den Besuch unseres Bruders aus Indien als die Fortsetzung unseres begonnenen Gespräches mit der Gossner-Kirche in Indien. Die Gossner-Mission in der DDR muß sich bemühen, ein eigenes Verhältnis zur Gossner-Kirche herzustellen. Nach dem Bage-Besuch ist es nun notwendig, daß einer von uns nach Indien reist und dort mit den Brüdern bedenkt, wie ein Hilfsdienst von uns aus für Indien aussehen kann. Er braucht sicherlich eine andere

andere Form als die aus dem Westen; einer unserer Dienste könnte schon das brüderliche Gespräch sein. Es kann uns nicht um großartige Aktionen gehen, schon gar nicht, um die Gossner-Kirche in irgendeiner Form an uns zu binden, als vielmehr darum, nach dem Auftrag der Kirche in Indien und in unserer sozialistischen Wirklichkeit zu fragen. Vielleicht sind wir z.Z. in der glücklichen Lage, daß wir über Wesen und Auftrag der Kirche besser nachdenken können als manche Brüder in der Bundesrepublik. Vielleicht schenkt Gott hier und da Menschen, mit denen wir in neuer Weise Gemeinde sein können. Wo wir auch zusammenkommen, immer geht es um die Frage nach dem Gehorsam Christus gegenüber. Es könnte sein, daß durch ein theologisches Gespräch zwischen der Gossner-Kirche in Indien und den Kirchen in der DDR beiden deutlich wird: Die Welt ändert sich täglich, und wir haben uns im Dienst an der Welt in beiden Räumen, die in der Gestaltung vielleicht auch einige gemeinsame Merkmale haben, zu verzeihen. Wir haben uns nicht kirchlich abzusichern und "Partei" oder "Kaste" gegen andere zu werden, sondern Menschen zu bleiben, die durch die Liebe Christi verbunden und zum Dienst verpflichtet sind. Natürlich möchten wir auch gern einen Weg für praktische Hilfe finden. Wir sind voll von Hoffnung.

Bruno Schottstädt

AC 3  
Liebe Leser der "Biene"!

Alle Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR grüßen Sie sehr herzlich. In den letzten Jahren sind Sie oft über unsere Arbeit informiert worden und sicher von daher in der Lage, uns auch weiterhin "zu begleiten". Ich möchte Ihnen heute noch einmal von uns erzählen.

Am 1.3.1955 hat sich die Gössner-Mission in der DDR ein Büro geschaffen und die Arbeit in unserem Staat unter der Leitung eines Kuratoriums selbstständig begonnen. Wir fanden damals die bereits angefangene Wohnwagenarbeit und drei Freundeskreise vor. Im Sommer 1955 fingen mehrere Theologie-Studenten mit Hilfe der Wohnwagen Gruppendienste an, und die Freundeskreise wollten besucht sein; ihnen mußte berichtet werden von der Arbeit der Gossner-Kirche und der Gossner-Mission in Indien. Beide Dienste - die Wohnwagenarbeit und der Vortragsdienst - verlangten neue Mitarbeiter. Und ein dritter Dienst (in dem auch schon oft in der "Biene" berichtet worden ist) wurde begonnen: Oekumenische Aufbau-lager.

Inzwischen ist es so gekommen: Aus der Wohnwagenarbeit sind mehrere Gruppen und Kreise herausgewachsen, die nun durch neue Dienste in Kirchengemeinden helfen, daß diese missio-narische Gemeinden werden. Die Wohnwagen selber werden als "Gemeindehäuser" benutzt, sie sind Eigentum der Kirchen-kreise geworden, und Studenten und Diakone werden von uns aus dort nicht mehr eingesetzt.

In einem Pfarrsprengel, in dem Brüder von uns tätig sind, sind neue Wohnwagen angekauft und aufgestellt worden; hier sollen weiterhin Theologie-Studenten in Sommereinsätzen geübt werden.

In den letzten Jahren haben sich viele Gemeinden zu Freundes-kreisen der Gossner-Mission erklärt. Sie sehen, daß hier ein Weg versucht wird, der vielleicht auch für ihr eigenes Ge-meindeleben etwas bedeuten könnte. Und so reisen alle Mit-arbeiter durch Gemeinden und berichten von anderen Kirchen und christlichen Bewegungen in der Oekumene. Den Gemeinden wird für den Vortragsdienst der Mitarbeiter ein Programm

angeboten, und wir können oft die vielen Anfragen und Bitten gar nicht erfüllen. Bei den Vorträgen geht es besonders darum, die Gemeinden über die Gossner-Kirche in Indien und ihre Umwelt zu informieren. Wir sind darum besonders dankbar, daß Wolf-Dietrich Gutsch während seines Aufenthaltes in Indien anlässlich der Weltkirchenkonferenz auch die Gossner-Kirche besuchen konnte. Über seine Eindrücke in den Gemeinden dort muß er nun fast täglich hier bei uns in der DDR vor Gemeinden und Gemeindegruppen berichten.

Außer oekumenischen Aufbaulagern gibt es jährlich ein Pastoren-Arbeitslager. Solche Lagergemeinschaften auf Zeit sind für uns neue Verkündigungsgruppen geworden. Was in der Reformation die Hausgemeinden, im Pietismus die erweckten Kreise für den missionarischen Dienst der Kirche bedeuteten, sind heute für uns solche Lagergemeinschaften. Hierin geht es um gemeinsames Leben, gemeinsames Beten, gemeinsames Arbeiten für andere Menschen. Sicher sind das alles erst kleine Anfänge. Wir haben noch nicht genug gelernt, was es heißt, für andere Menschen da zu sein.

Dieses Für-andere-Da-Sein üben wir auch in dem Jugendheim "REHOBOTH", in dem viele Jugendgruppen einkehren. Eine besondere Arbeit bietet dort der Fiedelbau. Auch darüber ist schon berichtet worden.

Ein weiterer Übungsplatz für Laien sind unsere Wochenendtagungen. Hierin geht es um das Entdecken eines rechten Dienstes in der Gesellschaft. Wir wollen mithelfen, daß Laien für ihren Dienst zugerüstet werden.

Die Laienfrage scheint uns weiterhin eine der Hauptfragen kirchlichen Lebens zu sein. Dabei geht es um ein bruderschaftliches Arbeiten zwischen Laien und Theologen. Wenn sich Laien in die Arbeit begeben, die Welt Gottes als Welt zu entdecken, zu "durchlieben", dann stellt sich wie von selbst gleich die Frage nach der Gemeinde-Struktur. Echter Laiendienst ändert die Strukturen.

Zugleich geht es natürlich auch um die Struktur der modernen Gesellschaft. Wir haben unsere säkularisierte Welt zu

entdecken, und die Verkündigung des Evangeliums kommt in der "alten Verpackung" wenig oder selten an. Darum sind neue Formen der Verkündigung zu suchen.

Insgesamt: Dazu möchten wir mithelfen, daß Menschen, die von unserem persönlichen Herrn Jesus Christus ergriffen sind, sich als seine Dienstboten heute in der modernen Gesellschaft persönlich einsetzen, persönlich für andere Menschen.

Schottstädt

10.5.62

Kurz berichtet aus der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR

Vom 23. - 28.1.62 war Pastor Horst Symanowski bei uns zu Gast; er wohnte im Demokratischen Berlin und nahm teil an mehreren Mitarbeiterkonzerten und Laientreffen. Dem Kreis der Gruppenbrüder, die in Industriegebieten und auf dem Lande arbeiten, gab Bruder Symanowski einen Bericht über den Fortgang der Arbeit in Mainz-Kastel und zeigte die theologischen <sup>Frage</sup>n, die dort bedacht werden.

Im Wochenendkreis - vor ca. 100 Laien - sprach H. Symanowski über das Thema: "Christliche Existenz in der Bundesrepublik" und zeigte, wo nach seiner Meinung in dieser technisch hochentwickelten Gesellschaft Probleme für den Christen liegen. Die Menschen vergessen oft, daß sie Menschen sind und stürzen sich in den Konsum von Freizeit und Ware. Die Aufgabe der Gossner-Mission in Mainz sei es, den Menschen in dieser Gesellschaft Mut zum Menschsein zu machen; dies muß auch im Betrieb im Arbeitsalltag möglich sein.

Bruder Symynowski nahm auch an der Sitzung des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR teil und berichtete dort ebenfalls über seine Arbeit.

Neben vielen kleinen Ost-West-Gesprächen wurde vom 12.-15.2. eine Seminarwoche mit Pastoren durchgeführt, in der die Eigentumsfrage behandelt wurde. Als Referenten dienten: Prof. Dr. Erich Hoffmann, Halle, Prof. Dr. Bandt, Greifswald und Pastor Bob Starbuck. In dieser Woche wurde festgestellt, daß wir wohl die Eigentumsfrage nicht bewältigt haben, aber nichts mehr tun können bei der Änderung von Eigentumsformen. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, zu entdecken, wo verantwortliche Mitarbeit zu geschehen hat.

Die Schwerpunkte der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR werden in Zukunft weiterhin in den Gruppendiensten und in der Laienarbeit liegen.

## Funktionsstelle der Kirche

---

ist die Zentrale der Gossner-Mission in der DDR von Jahr zu Jahr mehr geworden. Funktionsstelle für ganz bestimmte Dienste, die neu in Angriff genommen werden.

Es wird heute viel geschrieben und geredet von der "anders gewordenen Welt", von Säkularisierung und modernem Leben und damit auch von der Abwanderung der Menschen aus der Kirche. Volk und Kirche sind nicht mehr deckungsgleich, dennoch wird von manchen versucht, die bisherigen kirchlichen Verhältnissen unbedingt festzuhalten, auf keinen Fall aber zu ändern. "Wir dürfen die Volkskirche nicht zerschlagen", so sagen sie. Auch wir wollen das nicht. Wir meinen aber, daß eine Kirche Jesu Christi begreifen muß, in welcher Situation sie sich befindet, wenn sie in der Welt <sup>ihren</sup> Zeugendienst ausrichten will. Und darüber sind wir uns doch alle klar: Wir sind zum Zeugendienst bestimmt. Wir haben als Einzelne und als Gemeinde mit unserem Leben anzudeuten: Jesus Christus ist unser persönlicher Herr, wir glauben auch, daß Er der Herr der Welt ist.

Dies heißt nun aber, daß wir gerufen sind, Gottes Welt, in der wir Zeugnis geben sollen, zu entdecken. Gottes Welt ist unsere Welt, die Welt mit den alten und neuen Verhältnissen, mit den alten und neuen Staaten, die Welt der Säkularisierung, der Atomwissenschaft und Atomtechnik, des Kapitalismus und Sozialismus. Gott ist inmitten! Seit Jesus Christus ist Gott nicht außerhalb dieser Welt zu finden, sondern mitten in ihr. Er ist für diese Welt gestorben, und seine Gemeinde hat dieser Welt zu dienen, d.h. in ihr liebend und ansteckend menschlich zu leben. Die Gemeinde kann sich nicht zurückziehen in einen frommen Bereich, sie kann gegen diese Welt nicht ankämpfen und alte Verhältnisse wieder herstellen wollen. Sie kann sich auch nicht nur stark machen mit einer kirchlichen Organisation, und so auf das Leben der Menschen einzuwirken versuchen. Sie kann auch nicht die Weltanschauungen der anderen Menschen mißachten oder gar bekämpfen: Nur durch das Ernstnehmen der Menschen in allen Verhältnissen, mit allen ihren Ideen und Weltanschauungen kommt die Gemeinde zum Liebeszeugnis. Sie kann nicht mehr Weggelaufene nur in kirchliche Institutionen zurückholen, sondern sie muß Erneuerung leben. Um Erneuerung geht es, um Erneuerung des eigenen Lebens und des Gemeindeliebens. Nur wer sich heute durch Christus erneuert, wird morgen unter seiner Führung

leben. Und wer sich so führen läßt, wird die "neue Welt" nicht beklagen oder gar ablehnen, sondern er wird mutig um des Menschenbruders willen in ihr unterwegs sein. Und eine Gemeinde, die so lebt, stellt fest: Wir sehen Gott am Werke unter den Menschen unserer Tage und lernen durch ihn unsere Menschenbrüder lieben. Wir bezeugen ihnen durch unser menschliches Dabeisein unser Verständnis von Dienst; wir reden, wenn wir gefragt werden von dem, was Gott an uns getan hat. Und zweitens drängt es uns zu/einander: Wir brauchen die Gemeinschaft, die Bruderschaft.

Es geht unseres Erachtens nicht um das Halten frommer Reden bei besonderen Gelegenheiten, es geht nicht allein um gutes biblisches Wissen und erst recht nicht um Moral. Es geht vielmehr um den Versuch, solidarisch zu leben und doch ein anderer zu sein - einer, der eine andere Hoffnung hat - der aber alles daransetzt, in der Welt sich menschlich mitzuteilen. "In der Mitteilung des Lebens fängt die Mitteilung der Botschaft an" (Hoekendijk). Wer aber um Christi willen in der Welt solidarisches Leben versucht, der kann nicht allein sein, der kann nicht allein leben. Ein Christ allein ist kein Christ. Er braucht ein Zentrum, eine Gemeinschaft, in der er "per Du" leben kann, in der er mitteilt, was er mit Christus in der Welt erfahren hat, in der er kommuniziert, das Wort Gottes in Gemeinschaft hört und von da sich wieder senden läßt in seine Berufswelt.

In diesem Sinne verstehen wir unsere Arbeit, die wir 1948 mit Wohnwagen im Oderbruch begonnen haben, und die dann in neuen Unternehmungen in Industriegebieten mit Gruppen und Teampfarrämtern seinen Fortgang gefunden hat. Die Wohnwagenarbeit, von der in der Biene oft berichtet wurde, existiert in der alten Weise nicht mehr. Die Wohnwagen sind "Gemeindehäuser" geworden. Unsere Hauptaufgabe liegt aber jetzt darin, in neuen Pfarrämmtern in der Industrie und auf dem Lande Gruppendifenste zu entwickeln, d.h. das Einmann-System ganz aufzugeben und bruderschaftlich zu arbeiten. In solchen Gruppen bekommt der Theologe einen ganz besonderen Platz, er ist aber nicht mehr der al-round-man, der erste Christ in der Gemeinde, sondern der "theologische Diakon". Es zeigt sich jetzt schon, daß diese Gruppendifenste viel besser Leute anziehen als der einzelne Amtsträger. Und zweitens wird deutlich, daß Christenleben niemals im Allein-Gang möglich ist, auch und gerade nicht im Pfarramt.

In 10 verschiedenen Gemeinden sind solche Gruppendiften entstanden, in allen Gruppen ist "Freiheit zum Experimentieren" von der Kirchenleitung her gegeben, Gottesdienste dürfen in freier Form gehalten werden, ebenso wird der Unterricht an den Kindern mehr und mehr eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit den Kindern.

Mehrere Theologen verdienen ihr Geld in weltlichen Berufen und sind auch vorläufig nicht gewillt, Pfarrer zu werden.

Eine zweite große Arbeit, die von uns seit 1955 betrieben wird: Oekumenische Aufbaulager. Im letzten Jahr wurden sie durchgeführt in Johanngeorgenstadt, Dresden, Gotha und Magdeburg. Die insgesamt 60 Teilnehmer aus verschiedenen Freikirchen und Landeskirchen halfen Gemeinden bei der Vorbereitung und Errichtung dringend benötigter neuer Gemeindezentren oder arbeiteten im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes an der Gestaltung einer Parkanlage. Von "Kirche" und "Welt" wurden sie ständig nach dem Warum ihres Tuns befragt, da es im verdienten Urlaub und ohne Bezahlung geschah. Viele hielten es für sehr idealistisch, andere für erstaunlich, manche steckten sich an und arbeiteten mit. Neben der Arbeit gestalteten sie Gottesdienste und Gemeindeabende, besuchten Gemeindeglieder und suchten engere Verbindung mit Freikirchen und Gemeinschaften am Ort. Biblarbeiten und die Beschäftigung mit den Aufgaben und Problemen zur Vorbereitung der 3. Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen standen im Zentrum ihrer Gemeinschaft. Mit ihrer Arbeit wollten sie helfen und anderen Mut zum eigenen Tun machen, zugleich aber lernen für ihr Christsein im Alltag und in der Gemeinde.

Seit Herbst 1960 führen wir Seminarwochen mit Pastoren und Studenten durch. Sie sind streng ausgerichtete soziologische und theologische Studienwochen.<sup>Der</sup> Strukturwandel in Welt und Kirche wird untersucht. In vier Seminarwochen haben ca. 100 Pastoren und Studenten bereits teilgenommen, die sich auf diese Weise zurüsten für den Dienst in ihren Gemeinden. Soziologen und Theologen, die auch im Seminar für kirchlichen Dienst in Mainz-Kastel mitgearbeitet haben, waren in diesen Wochen unsere Helfer. Auf diese Weise besteht eine Brücke zwischen der Arbeit in Mainz-Kastel und unserer hier in der DDR.

Pastorenarbeitslager führen wir bereits 4 Jahre lang durch; sie haben eine 4-fache Zielsetzung:

1. In 3 Wochen sind Pastoren nicht allein; sie arbeiten und leben gemeinsam.
2. Durch ihre körperliche Arbeit geben sie eine sichtbare Hilfe und entdecken selber, was heute solche Arbeit bedeutet.
3. Sie arbeiten theologisch in Gemeinschaft und erproben neue Formen in Gottesdienst und Gemeindeveranstaltung.
4. Regen sie eine bestimmte Gemeinde zu neuem Leben an.

Das letzte Pastoren-Arbeitslager fand in Prennitz/Havel vom 12. bis 31.7.61 statt (siehe letzte Biene).

Tagungen und Begegnungen mit Christen aus der Bundesrepublik gehören zu unserem Tun hier in Berlin. Bei solchen Begegnungen geht es in den Diskussionen immer um das spezifische Verhältnis von Christen in der DDR und in der Bundesrepublik. Uns verbindet die gemeinsame Kirchen- und Glaubengeschichte, und mit derselben zugleich die gemeinsame Schuld. Heute leben wir in zwei deutschen Staaten. Es ist immer die Frage: Welches ist unser spezieller Auftrag, und wie leben wir als die eine Gemeinde Christi in beiden Staaten. Wir meinen, daß die Gossner-Mission in der DDR in Verbindung Mainz-Kastel und Rudolf Dohrmann in Wolfsburg weiterhin diese Möglichkeiten der Begegnungen nutzen muß, um der Kirche Christi im getrennten Deutschland dahin zu helfen, daß sie in Ost und West das überlegene Zeugnis Jesu Christi deutlich machen kann. Diese Überlegenheit jedoch zeigt sich in der Niedrigkeit. Und hier werden gerade wir in der DDR neu lernen müssen, daß Christus der Herr der Niedrigen ist, weil sein Königtum in der Niedrigkeit deutlich wurde.

Rüsten mit Kirchenältesten gewinnen für Gemeinden und uns immer mehr Bedeutung. Wir wurden bereits zu mehreren solcher Rüsten geholt, um über Wochenenden mit dem Ältesten zu arbeiten, damit auch sie ihr Amt besser verstehen und als Laien in der Welt täglich Zeugnis geben. In einer bruderschaftlichen Gemeinde, die die einzige Möglichkeit nach dem Zerfall der Volkskirche sein wird, gewinnt das Ältestenamt große Bedeutung. Die Ältesten werden mehr und mehr Gemeinden zu führen haben, sie werden gottesdienstliche Versammlungen leiten, predigen und auch Amtshandlungen durchführen. Und der Theologe wird in neuer Weise der Helfer der Ältesten

werden, damit sie ihren Dienst in den Versammlungen recht tun können.

Reisedienst - Vorträge über Indien, UdSSR und CSSR. Alle Mitarbeiter unseres Werkes reisen durch die Gemeinden und berichten vom Leben der Christen in der Welt, besonders von der Gossner Kirche in Indien, von den Evangeliumchristen-Baptisten in der UdSSR ( zu denen über Johannes Gossner eine Verbindung vorhanden ist) und der Böhmisches Brüder-Kirche in der CSSR. Solche Berichte helfen dazu, daß Gemeindeglieder munter gemacht werden für ihre Aufgaben in ihrem Umkreis.

Bibelrüsten - Fiedelbau. In Buckow/Märk.Schweiz leitet Herbert Vetter ein Rüstzeitenheim. Ständig finden hier Bibelrüsten statt. Eine neue Form hat sich entwickelt: Fiedelbau. Junge Menschen bauen sich Instrumente und studieren dabei besonders solche Bibeltexte, in denen das Spiel zum Lobe Gottes wesentlich ist.

Den verantwortlichen Männern im Kuratorium der Gossner-Mission ist klar, daß <sup>für</sup> diese Dienste, die wir hier aufgezählt haben und zu denen noch viele andere kommen, eine gründliche theologische Ausrichtung notwendig ist. In den Gruppendiften werden viele Fragen aufgeworfen, ebenso in den Aufbaulagern und bei den Seminarwochen. Diesen Fragen gilt es nachzugehen, sie müssen geprüft werden mit Hilfe des Neuen Testaments und mit Hilfe der Bekenntnisschriften. Alle diese Fragen aber verlangen nach einer Antwort. Und diese Antwort kann unseres Erachtens nicht gegeben werden, mit theologischem richtigen Reden, sondern sie muß gefunden werden in der Gestaltung gemeindlichen Lebens.

Somit ist die Gossner-Mission in der DDR Funktionsstelle, Hilfsstelle für Gestaltung gemeindlichen Lebens, für Studienarbeit, Ausrichtung der Gesamtkirche zum missionarischen Dienst in der Welt.

Bruno Schottstädt

## Informationsbericht für die "B I E N E "

---

Die Gossner-Mission in der DDR hat im letzten Halbjahr drei Seminarwochen für Pastoren durchgeführt, an der je 20 - 30 Pastoren aus der DDR teilgenommen haben. Diese Seminar-Wochen wurden eingerichtet für junge Pfarrer, die bemüht sind, in ihren Gemeinden zu entdecken, wo man neue Arbeiten beginnen muß und alte getrost fahren lassen darf. Mit Hilfe des fraternal workers, Pastor Starbuck, erhielten die Pastoren eine Einführung in die Industrie-Gesellschaft. Es wurde ihnen deutlich gemacht, wie dynamisch diese Gesellschaft ist, und wo der Mensch innerhalb dieser Gesellschaft leidet oder aber auch ganz neu Mensch wird.

In allen drei Seminarwochen ging es um die Frage: Was ist der Verkündigungsinhalt, und wie haben wir ihm in unserer heutigen Situation darzubieten?

Referate hielten in den Seminarwochen: Prof. Dr. Erich Hoffmann, Halle; Pfarrer Krockert, Friedberg (Hessen); Conrad Thomas, Mannheim; Dipl.-Volkswirt Raspini, Lohr (Main); Pf. Hartmut Grüber, Hohenbruch und Pastor Robert B. Starbuck.

Mehrere Wochenendbegegnungen mit Laien wurden durchgeführt. In diesen ging es ebenfalls um die Frage der christlichen Existenz in der Welt von heute. Eine sehr gute Hilfe erfuhren wir durch die Mitarbeit eines katholischen Priesters, Sigfrid Ahrens, der uns einföhrte in die Bewegung der Arbeiterpriester Frankreichs. Der französische Pfarrer Happel machte in einer Leinwand deutlich, welch' große Schuld die Christen in Nordafrika auf sich geladen haben, und wie wenig vom Gemeindeleben dort spürbar ist. Herr von Rekowski, der Geschäftsführer des christlichen Friedensdienstes EIRENE, führte uns ein in den Dienst junger Christen in Marokko. Diese arbeiten dort in fünf Teams und helfen den Marokkanern im Straßenbau, in der Landwirtschaft und in der Krankenpflege. Eine Gruppe arbeitet in Agadir, in der Stadt, die im letzten Jahr durch ein Erdbeben fast völlig zerstört wurde.

Alle Mitarbeiter reisen ständig in den Gemeinden der DDR und berichten von den Diensten der Gossner-Mission in Indien und in Deutschland. Der Jugenddelegierte für Neu-Delhi, Wolf-Dietrich Gutsch, muß sich vielen Jungen Gemeinden zeigen und Grüße und Empfehlungen nach Neu-Delhi mitnehmen.

Fast in jeder Woche führen wir 1 - 2 Ost-West-Begegnungen durch. Gemeindemitglieder aus der DDR treffen sich mit Gemeindemitgliedern aus der Bundesrepublik und hören voreinander.

Alle unsere Arbeit dient dazu, mitzuhelpen, daß die Gemeinde Jesu Christi missionierende Gemeinde wird und bleibt.

-(Schottstädt)-

13.6.1961

Bei der Synode der EKD im Februar d.J. gab es eine lebhafte Diskussion über das Verhältnis zwischen der heutigen Theologie und der verfaßten Kirche. Diese Diskussion wurde durch den Bericht des ausscheidenden Ratsvorsitzenden, Bischof D. Dr. Dibelius, ausgelöst, in dem er ein bewegtes Dokument zur "sichtbaren Kirche von Fleisch und Blut" ablegte und die heutige Theologie mit mangelnder Freudigkeit zur verfaßten Kirche beschuldigte. Dabei charakterisierte Bischof Dibelius die Haltung vieler heutigen Theologen so:

"Der Heilige Geist sei zu Pfingsten bei der christlichen Gemeinde gewesen; aber nach dem Tode der Apostel habe er sich zurückgezogen und habe die Kirche zu einer Institution werden lassen, die wie alle irdischen Institutionen schnell verkalkte; und nur von Zeit zu Zeit habe er . . . 'ein Zeichen aufgerichtet', um dieser verkalkten Kirche zu zeigen, was für eine Pharisäer-Kaserne aus ihr geworden sei!"

Es ging auch um das Verhältnis zwischen der sichtbaren, verfaßten Kirche von Fleisch und Blut und dem lebendigen, dynamischen, aufrüttelnden Heiligen Geist bei der letzten Ost-West-Ftagung der Gossner-Mission, die vom 11. - 15. Januar d.J. in Ost-Berlin unter der Leitung von Bruno Schottstaedt durchgeführt wurde. Darauf nahmen 65 Laien und Theologen aus der DDR und 20 aus der Bundesrepublik und dem Ausland teil. Das Thema dieser Tagung lautete: "Heiliger Geist und Kirchenordnung." Langes, zähes Ringen um das Verhältnis zwischen Art und Gemeinde bei einigen früheren Gossner-Ftagungen, wobei man immer wieder an die Frage nach dem Verhältnis zwischen Heiligen Geist einerseits und sowohl Art wie auch Gemeinde andererseits stieß, hatte zur Herausstellung dieses Themas geführt. Die Referenten waren Prof. Dr. Bandt, Greifswald, Hir. Lic. Appel, Merseburg, Oberkonsistorialrat Schröter, Berlin, und Dr. Kist, Cogstgeest (Holland).

Prof. Bandt hielt ein gründliches Referat zum Hauptthema. Zunächst befasste er sich mit der Frage, was verstehen wir unter dem Heiligen Geist. Es geht dabei nicht um irgendeine menschliche Vorstellung, sondern um das neutestamentliche Zeugnis. Hier lernt man, nicht zuerst zu fragen, was der Heilige Geist ist, sondern was er wirkt. Nach dem neutestamentlichen Zeugnis besteht seine Wirkung in zweierlei.. Er erleuchtet unsere Vernunft, und er macht uns lebendig und frei von der Kraft der Sünde. Der Geist tut also etwas am Menschen, was ihn ämert und neu macht. Der Mensch erfährt das zwar im Glauben, aber doch hier auf Erden als konkrete, geschichtliche Wirklichkeit. Er kann jetzt dem Bruder vergeben, sich selbst verleugnen, Jesus nac folgen. Der Heilige Geist ist also nicht etwas außerhalb des Menschen, sondern er wird dem Menschen gegeben, gesandt. Der Heilige Geist ist die Weise, in der Gott bei uns ist und in uns wirkt.

Dann behandelte er die Frage, was meinen wir mit dem Begriff: Kirchenordnung. Im Neuen Testamente kommt dieser Begriff überhaupt nicht (noch nicht?) vor. In der unchristlichen Gemeinde, wie wir sie bei Paulus kennenzlernen, gibt es eine allgemein verpflichtende Ordnung nicht. Es gibt allerlei Unerdung, die nicht durch eine allgemeine Ordnung sondern durch immer neue, ganz konkrete Mahnungen und Weisungen wieder in Ordnung gebracht werden müssen. Für Paulus ist die Regelung des Gemeindelebens immer Sache der Gemeinde selbst. Der Geist habe der Gemeinde allenlei Gaben geschenkt und sie dadurch in stand gesetzt, ihr eigenes Leben zu regeln. Es gibt allerdings im Neuen Testamente auch Ansätze einer Kirchenordnung, vor allen in den Pastoralebriefen bei der Einsetzung verschiedener Ämter. Diese Entwicklung ist nicht negativ zu bewerten, denn von der Ordenspraxis der paulinischen Gemeinde zu dieser Art Kirchenordnung sei ein gerader und notwendiger Weg. Das Wort Ordnung ist in zweierlei Weise zu verstehen. Erstens gibt es die Ordnung, die besteht, wo sie geschaffen wird, auf aufgerichtet wird. Zweitens gibt es das Prinzip des Ordens, wosch dieses oder jenes dahin gehört. Die erste entspricht der Ordnung

in der paulinischen Gemeinde, die zweite der in den Pastoralbriefen. Es gibt hier wohl einen Unterschied, zwischen beiden Deutungen von "Ordnung", aber sie gehören zusammen, man kann nicht dauernd regellos aufrütteln. Die Ordnungsregel wächst aus der Praxis heraus und soll dem guten Funktionieren dienen. Daraus ergibt sich folgendes für eine Kirchenordnung:

1. muß sie aus der Praxis wachsen; 2. muß sie dem Leben und der Sendung der Gemeinde dienen; und 3. muß sie eben geändert werden, wenn sie diesem Zweck nicht mehr dient.

Schließlich befaßte sich Prof. Bandt mit der Frage, wie verhalten sich Heiliger Geist und Kirchenordnung? Es besteht scheinbar ein Gegensatz zwischen den beiden, denn der Geist woht, wo er will, aber das Wesen einer Kirchenordnung liegt in ihrer Beständigkeit; der Geist ist Ereignis, die Kirchenordnung Sache der Institution. Nun muß unterscheiden zwischen Institution als bestätigter, verrechtlichter Struktur und Institution als Struktur von überepochaler Bedeutung. Nach der ersten Deutungsmöglichkeit gehört Institution nicht zum Wesen der Kirche, obwohl Kirche im allgemeinen Institution nicht-nur-eine-die-Kirche auch in diesem Sinne ist. Nach der zweiten gehört Institution zum Wesen der Kirche. Aber es wäre zu fragen, muß das dann zur Verrechtlichung und Veraschlichung führen? Kann eine Kirchenordnung juristisch formuliert werden? Muß man hier nicht zwischen Kirche und Welt unterscheiden? <sup>Anders</sup> Muß eine Kirchenordnung nicht genau formuliert werden, dann was nutzt sie sonst? Und schließlich ist zu fragen, wie soll eine Reformation der Kirchenordnung geschehen? Durch Verfügungen vom "grauen Tisch" her? Muß nicht vielmehr aus der Praxis heraus geändert werden? Kann man dann das Verhältnis zwischen Heiligen Geist und Kirchenordnung überhaupt theoretisch-dogmatisch bestimmen? Muß das nicht vielmehr im Leben der Kirche selber geschehen, indem man im Vertrauen auf den Heiligen Geist einerseits die bestehende Ordnung gelten läßt, soweit es eben geht, und andererseits die neuen Wege geht und neue Formen entwickelt, wo das nötig ist?

Mr. Appel schenkte den Tagungsteilnehmern ein glänzendes, geistvolles Referat zum Thema: "Spontaneität, Tradition und Gesetz in der christlichen Gemeinde". Bei Spontaneität kann es sich nicht um eine eigene Initiative der Gemeinde handeln, sondern nur um immer neue Impulse des Heiligen Geistes. Mit einem lebhaften Spannungsgang quer durch die Kirchengeschichte — von den alttestamentlichen Propheten, Jesus, Stephanus und Paulus über die mittelalterlichen Mönche und Volksprediger bis zu Luther, den englischen Dissidenten, den Pietisten und den kirchlichen Richterinnen unserer Zeit wie den französischen Arbeiterpriestern — zeigte der Referent, wie der Heilige Geist der Gemeinde immer neue Impulse gegeben hat. Dabei ist er oft an der verfaßten Kirche vorbeigegangen. Wenn man z.B. auf zeitliche, kirchliche Initiative gewartet hätte, wäre es bis zum heutigen Tage nicht zur Gründung der Inneren und Äußeren Mission gekommen! Anderseits stellt das Beispiel der Schuhmacher die Frage heraus: wie weit ist man frei, beliebig den Wehen des Geistes zu folgen? Schließlich gibt es nur eine Bestätigung dafür, wenn etwas auf den Impuls des Heiligen Geistes zurückzuführen ist, nämlich, daß die anderen Brüder überzeugt werden und sagen: Jazahl! das ist das Wirken des Heiligen Geistes!

Haben wir Spontaneität ist auch Tradition sowohl im Neuen Testamente wie auch in der übrigen Kirchengeschichte zu finden, und zwar bei denselben Männern. Bei Paulus z.B. ist gleichzeitig beides zu finden: eine unsichere Freiheit, neue Wege zu gehen und ein unerschöpfer Ernst, in Verbindung mit der Tradition zu bleiben. Ohne Kontinuität in der Tradition kann die Christenheit auf dieser Erde nicht weiterleben. Wir sind alle auf das Empfangen von den Vätern angewiesen und zum Weitergeben an unsern Nachwuchs verpflichtet. Auch Luther war sich dessen bewußt, daß man die Väter nicht entbehren kann. Die Tradition halten heißt, die großen Taten Gottes in den alten Zeiten sich einzprägen lassen.

Beim Gesetz sieht die Lage etwas schwieriger aus. Die evangelische Kirche weiß zwar, daß der Weg des kanonischen Rechtes der katholischen Kirche ein falscher war, aber sie weiß nicht<sup>gern</sup>, was der richtige Weg

Gesetz ohne Spontaneität heißt Institutionalis-  
mus; Spontaneität ohne Gesetz, Willkür; Tradition ohne  
Spontaneität, Verdämmung des Geistes; Spontaneität  
ohne Tradition, Verachtung der früheren Wege Gottes mit  
seinem Volk. Eine Dauervergelt, wie alle drei Elemente  
in Beziehung gebracht werden können, gibt es nicht. Das  
kann nur praktisch von Fall zu Fall bestimmt werden.  
Aber ist, Kirche ohne Kontinuität gibt es nicht, aber  
auch Kirche ohne Spontaneität gibt es nicht. Ein Konsens  
unter der Liebe muß es auch bei kühnen Vorstößen  
geben, wenn diese nicht Vorstöße ins Leere werden sollen.

Oberkonsistorialrat Schürter gab der Tagung einen  
umfassenden Überblick über "die Wirkung des Heiligen  
Geistes nach dem neutestamentlichen Zeugnis". Der Geist  
ist die entscheidende Wirklichkeit für die Existenz so-  
wohl des Einzelchristen wie auch der Gemeinde im Neuen  
Testament. Der Geist ist der Ursprung des Glaubens, der  
Hoffnung, der Liebe, des Gebetes, des Bekennens und des  
Dienstes. Der Geist ist aber der Gemeinde als ganze ge-  
geben, und so gibt es kein Christsein außerhalb der Ge-  
meinde. Der Geist ist der Schöpfer, Erhalter und Regie-  
rer der Gemeinde.

Der Referent befaßte sich dann mit der Frage, was  
bedeutet der neutestamentliche Tatbestand für die Ge-  
meinde heute? Wir können die neutestamentliche Gemeinde  
nicht nachahmen, uns ist allein Nachfolge geboten. Nun  
kann die Geschichte nicht überspringen. Das Neue Testa-  
ment ist kein Gesetzbuch, auch kein Gestaltungsgeset-  
zbuch. Eine ideale Gemeinde gibt es im Neuen Testament  
nicht und wird es auch bei uns heute nicht geben. Ge-  
boten ist nicht das Festhalten an geschichtlichen Formen  
um jeden Preis, sondern die immer neu erfolgende Bitte  
um den Heiligen Geist, den Geist der Freiheit und der  
Reformation.

In den Morgenandachten legte Pastor Sturzbeck, ökumenischer Mitarbeiter bei der Gossner-Mission aus den USA, kurze aus dem 13. und 14. Kapitel des 1. Korintherbriefen aus. Danach ist die Gemeinde als ganze eine vom Geist begabte Wirklichkeit. Der Geist weist jeden Einzelnen in der Gemeinde über sich hinaus zum Dienst am Ganzen, und er weist die Gemeinde als ganze über sich hinaus zum Dienst an der Welt. "Im Geiste sein" heißt "unter dich sein" (castane).

Am 1. und 2. Tage mußten die Tagungsteilnehmer schwer arbeiten, um die 3 grundlegenden Referate einzuarbeiten zu verstehen. Dafür durften sie aber am 3. Tage (Sonntag) unter der gewandten und temperamentvollen Leitung von Dr. Kist spielen! Das Spiel nahm die Form von "Soziodramen" an, in denen die Teilnehmer in ganz konkreten Lebenssituationen sowohl innerhalb wie außerhalb der christlichen Gemeinde andere soziale bzw. kirchliche Rollen als die eigene spielen und dabei versuchten, die in den Referaten angehobenen theoretischen "Knochen" mit "Vlaisch und Blut" zu bekleiden. Dadurch waren die Laien, die bisher durch die Redegewandtheit bzw. das "Zun-enreden" der Theologen zum größten Teil im Schweigen gehalten worden waren, jetzt zu Wort!

Nach einem ökumenischen Gottesdienst in der Elisenkirche, in dem Tagungsteilnehmer aus der Schweiz und Holland, wie aus beiden Teilen Deutschlands mitwirkten, und Pastor Nehrmann-Wolfsburg predigte, hielt Dr. Kist am Sonntag einen Vortrag über "Soziodrama als Übung für biblische Existenz". Soziodrama ist eine neue Art der Erwachsenenbildung in der heutigen Sozialpädagogik, ein Mittel der Gruppenarbeit, das in der Art des Spielens eine umfassende, integrierte Einheit in soziale Situationen vermittelt, damit der Teilnehmer die eigene Haltung und das eigene Benehmen deutlicher erkennt und sich evtl. reorientiert. Der europäische Mensch hat den Intellekt überbetont und das Gefühlsleben verschlüssigt und sich dabei zweiseitig entwickelt. Darum ist er im allgemeinen zu tiefer, echter menschlicher Begegnung nicht fähig. Jenen Soziodramen verucht nun die 3 Autoren der europäischen Kultur zu überwinden:

Rationalismus, der zur "Zerebralisierung und Verbalisierung" der ganzen Kultur und zur "Dogmatisierung" der Kirche führe, dem Individualismus und seine Kehrseite: dem Kollektivismus, und dem Idealismus mit seiner Verachtung des Leibes und seiner Abwertung der Erwartung des kommenden Gottesreiches. Der europäische Mensch hat das wahre Bild vom Menschen verloren und sich an diese Abgötter mit ihrem falschen Menschenbild preisgegeben. Biblische Existenz heute heißt "diesen Abgöttern den Rücken kehren und sich in die Sonne des in Christo enthaltenen Menschenbildes stellen und brünen lassen". Das heißt, sich der Totalität der menschlichen Existenz, auch des leiblichen und Gefühlslebens zu freuen und sich ganz von der Erwartung des kommenden Gottesreiches, das auch eine ganz irdische und geschichtliche Wirklichkeit ist, bestimmen zu lassen. Die biblische Existenz ist die Existenz im Dialog mit Gott und dem Mitmenschen. Soziedramm will Übung für diese dialogische Existenz sein, "eine Gymnastik für die Kommunikationsnotwendigkeit" des Menschen.

Ein entscheidender und von allen hoch geschätzter Beitrag zur Auflockerung der Tagung leistete der Cottbuser Kantor Lothar Graap, als er die Teilnehmer in Singen der von ihm selber komponierten Spruchkanone und Galgenlieder zwischendurch leitete. Wie üblich bei Gossner-Tagungen wurden die Abende dem Theater- und Kabarettbesuch und dem Zusammentreffen in Hauskreisen gewidmet.

Trotz der vielen Versuche, den starken Hang des europäischen Menschen - besonders des deutschen Akademikers! - zum individualistischen Intellektualismus entgegenzuwirken, war die Überbetonung des Theoretischen auch bei dieser Tagung bewerkstellig. Auch ein vielleicht übervolles Programm und das durch die Großstadtverhältnisse bedingte ständige Hin-und-Her erschwerte die zwischenmenschlichen Kontakte. Aber im allgemeinen waren die Teilnehmer der Meinung, daß wir auf dem Wege zu einem besseren Tagungsstil ein gutes Stück vorwärts gekommen sind, eines Stils, in dem wir uns für echte Begegnungen mit dem Mitmenschen und für die Wirkung des Gemeinschaft schaffenden, Leben spendenden Heiligen Geistes offenhalten.

Biene  
Juli 60

### Goßner-Dienst in der DDR

Wenn Christen im Alltagsleben auffallen, dann beginnt immer ein Gespräch mit uns unter den Arbeitskollegen. Die Themen, die diskutiert werden, haben alle Gemeinsam zum Inhalt: Wo ist euer Gott? Sind Christen andere Menschen als wir? Hilft das Christsein im modernen Leben? Läßt die Naturwissenschaft nicht alle Glaubensvorstellungen hinter sich? - Hat die Kirche jemals Kriege verhindern können? - Was hat das Leben für einen Sinn? - Was ist eure Hoffnung? -

Es wäre nicht schwer, mehr solcher Fragen an die Christen zusammen zu tragen. Es ist die Erfahrung derjenigen, die den Weg in der Nachfolge Jesu gehen, daß sie von ihren Arbeitskollegen ständig solche und ähnliche Fragen gestellt bekommen. Es ist auch die Erfahrung der Goßner-Brüder in der DDR, besonders der Theologen, die als Arbeiter tätig sind. Wir finden, das ist ein neuer Anfang: die Kirche - Jesu Botenschar - wird wieder gefragt. Manchmal sah es schon so aus, als ob kaum noch ein Mensch fragen an die Kirche hat. Der Anfang des Gespräches, die Herausforderung, geschieht jedoch durch ein Stück munter gelebtes Christenleben. Um Menschen herausfordern und mit ihnen sprechen zu können über die Taten unseres Gottes, bedarf es dieses ersten Schrittes.

Während des Monats Juli 1960 haben 5 Pastoren und eine Vikarin für 3 Wochen diesen Schritt in einem relativ kleinen Dorf im Bezirk Magdeburg gewagt. Sie kamen auf Einladung der Goßner-Mission in ein Pastoren-Arbeitslager, um gemeinsam zu leben, gemeinsam und sichtbar vor vieler Augen körperlich zu arbeiten, gemeinsam Gottesdienste und Gemeindeabende vorzubereiten und mit der Gemeinde zu feiern. Das Ziel war, einige Gemeindemitglieder zur Zusammenarbeit mit dem Ortsfarrer zu ermuntern. Körperliche Arbeit bringt Menschen schneller zusammen als geistvolle Diskussionen! Das war die Erfahrung der Pastoren-Lager in den letzten Jahren und das ist die Erfahrung vieler arbeitenden Menschen. Täglich haben darum die Sechs auf der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Dorfes

gearbeitet. Pünktlich um 7 Uhr morgens waren sie zur Stelle, um die Arbeitsgemeinschaften in Empfang zu nehmen und sich für die Feldarbeit einzuteilen zu lassen. Sie arbeiteten bis zum Mittag. Nachmittags wurden die Gottesdienste und die Gemeindeabende vorbereitet. Der Leiter der Gruppe, Pastor Martin Ziegler, schreibt in seinem Bericht: "Die Anteilnahme der Gemeinde an unserem Lager war sehr gut, was sich an den überreichem Naturalspenden zeigte wie auch daran, daß Tag für Tag Glieder der Gemeinde ins Pfarrhaus kamen, um die Mahlzeiten vorzubereiten. Die Gottesdienste und Gemeindeabende waren gut besucht (im Gottesdienst durchschnittlich 50, im Gemeindeabend ca. 80-100 bei ca. 1000 Einwohnern in der Mater). Die Anteilnahme besonders an den Gemeindeabenden war sehr rege.

Es hat sich bei diesem Lager gezeigt, daß ein kleines Arbeits-Team in einer übersichtlichen Dorfgemeinde eine breite Wirkungsmöglichkeit hat. Ferner konnte gerade in diesem Lager die Gemeinschaft der Teilnehmer untereinander besonders gepflegt werden. Neben der Bereicherung durch die gemeinsame Arbeit und Vorbereitung von Gemeindeveranstaltungen, die ein Einzelner sonst nie so durchführen kann, bringt solches gemeinsames Leben für einen jeden neuen Aufschwung und eine nicht zu unterschätzende Auflockerung. Diese Arbeit sollte darum auf jeden Fall weitergeführt werden."

Die Laien sind die Missionare unsres Jahrhunderts, so wird es heute oft gesagt. Eine unserer Hauptaufgaben besteht darin, Nichttheologen zu helfen, ihr Leben im Geiste Jesu Christi zu gestalten. Damit sie in der Welt Zeugnis geben können, müssen sie in Gemeinschaft diesen Zeugendienst üben. Aus diesem Grunde hatten wir eine Gruppe von 40 Erwachsenen - Arbeiter aus Volkseigenen Betrieben, Kraftfahrer, Kleinunternehmer, Wissenschaftler, Ärzte, Lehrer - und 16 Kinder über Pfingsten in Buckow-Märk. Schweiz zu einer Familienrüste beieinander. Wir tibten uns in Gesprächsgruppen von je Zweien. Jeder sollte seinen Beitrag bringen und sein Mündigkeit in seiner Meinung kundtun. "Was bedeuten uns Gottesdienst und Taufe?" Das waren die Fragen unserer Gespräche. Neben solchen Übungen lasen wir gemeinsam die Bibel unter Anleitung von Propst Fleischhack,

Magdeburg, und diskutierten seine Predigt, die er am 2. Pfingsttag in der Kirche zu Buckow hielt. Propst Fleischhack hat uns einen guten Dienst getan, indem er uns herausforderte, über den Aufbau der Gemeinde von den Gaben der einzelnen Glieder her nachzudenken.

Das gemeinsame Wandern, Spielen, Baden und Singen war nicht nur "Begleitmusik", es half die Freude in der Gemeinschaft zu entdecken. Am Schluß des Beisammensein versuchten eine Frau und drei Männer unsere gemeinsame Erkenntnis in Arbeitsthesen zusammenzufassen. 2 der Thesen lauteten: "Der Hl. Geist stellt seiner Gemeinde ständig neue Aufgaben und wir vertrauen darauf, daß Er die Kraft zum Durchhalten gibt." - "Lebendige Gemeinde ist nicht Organisation sondern Organismus." -

Alle Arbeit, die von uns in der DDR getan wird, soll dazu mit helfen, daß die Christengemeinden missionierende Gemeinden werden. Johannes Goßners Satz steht uns ständig vor Augen:

"Hören wir auf, Missionare zu sein, dann hören wir auf, Christen zu sein."

Eine Kirche kann nur Kirche bleiben, wenn sie ihr Wesen in der Mission begreift. Aus diesem Grunde reisen alle Mitarbeiter in vielen Gemeinden, um Missionsfeste und Vortragswochen durchzuführen. Zusammen mit der Reisesekretärin Eva Heinecke habe ich ~~im~~ z.B. im Monat Juli in einem Kurort eine Missionswoche durchgeführt. Die Vortragsthemen waren:

1. "Die heidnischen Religionen und die Kirche Jesu Christi in Indien.
2. Industrielle Entwicklung und christliches Leben in Indien.
3. Botschafter Gottes mit Pickel und Schaufel.
4. Rollende Kirche zwischen Oder und Elbe.
5. Zu Besuch bei den Evangeliumschristen-Baptisten in der UDSSR.
6. Die Maschinen laufen auch ohne Gott.

Zu allen Vorträgen wurden Farblichtbilder gezeigt und Tonbänder gespielt. Es ist uns selbstverständlich, daß die Indische Goßner-Kirche und die Missionsarbeit in Indien einen breiten Raum einnehmen. Mit solchen Berichten gilt es, die Gemeinde herauszufordern, sie ins Gespräch zu bringen um den Auftrag unsres Herrn Christus und sie mit in die Aktion zu treiben.

Bruno Schottstädt

Wenn Gossner nach seinem Bekenntnis (Konfession) gefragt wurde, soll er geantwortet haben: "ich bin ein Christ". Hinter diesem "ich bin ein Christ" steckt das Wissen, daß zum rechten Christsein viel Übung gehört - Gebet, Opfer und Lebesdienst -. Gossner war es gleich, ob einer Lutheraner, Calvinist oder Katholik war, wenn er sich nur bemühte, Christ zu sein.

Solche Auffassung von Christsein ist heute in der oekumenischen Arbeit - besonders unter der Jugend - sehr stark vorhanden. Die jungen Christen aus Ost und West, aus Afrika und Asien fragen nicht mehr nach der rechten Konfession, sondern sie fragen sich untereinander: Wie sieht dein Bemühen, Christ zu sein, für dich in deiner Welt aus? Was heißt Nachfolge Jesu Christi für dich, Franzose in Algerien, oder für dich, Holländer in Indonesien, für dich, Engländer in Hongkong, oder für dich, du Weißer in Südafrika?

Die Gedenkfeier, die zu GOSSNERS 100. Todestag von der Gossner-Mission in der DDR durchgeführt wurde, war stark besucht von der evangelischen Jugend Berlins. Es kamen auch sehr viele von weit her aus der DDR gefahren. Es ging um die konkreten Fragen des Christseins in der heutigen Gesellschaft. Wie einst Gossner, so stellten die jungen Mitarbeiter in der Wohnwagenarbeit fest: alles theoretische Wissen um Gott und das Hersagen von formulierten Bekenntnissen macht noch nicht die Gegenwart des lebendigen Herrn deutlich. Der Gehorsam Christus gegenüber muß praktiziert werden. Johannes Gossner ist mit seiner Auffassung vom Christsein für uns ein Vorbote der oekumenischen Arbeit.

In der Hauptveranstaltung am 30.3. vormittags sprachen zu einer großen Zuhörerschaft: Hans A. de BOER, der durch sein Buch "unterwegs notiert" bekannt geworden ist und Pastor SYMANOWSKI von der Gossner-Mission in Mainz. Hans A. de Boer sprach über das Thema: "Afrika erwacht oder ein Kontinent klagt an" und zeigte dazu Lichtbilder. Er führte die Versammelten durch afrikanische Urwaldlandschaft, durch die modernen Großstädte der Weißen und durch die Elendsviertel der Schwarzen. Er berichtete von Gesprächen mit schwarzen Brüdern und von seiner Begegnung mit den "Mau-Mau". Allen Anwesenden wurde deutlich: Wenn wir in Verantwortung Christen sein wollen, dann müssen wir erstens unsere weißen Brüder in Afrika kräftig anstoßen, daß sie die Liebe zu den Schwarzen nicht vergessen. Zweitens müssen wir selber lernen, auf allerlei Weise für die farbigen Brüder Opfer zu bringen.

Pastor Horst Symanowski machte deutlich: Der heutige moderne Mensch wird durch die Industrie in seinem Leben bestimmt. Dieses Leben ist somit anders, als das Leben der Menschen vor 100 Jahren. Der Mensch von heute hat weiterhin die Verbindung zur Natur verloren. Er braucht aber mehr denn je Freundschaft und Partnerschaft. Die Menschen in der Industrie leben in einem anderen Rhythmus als die Christen im kirchlichen Gemeindeleben. Die Kirche muß nun lernen, mit dem Evangelium in der durch die Industrie bestimmten Gesellschaft zu bleiben; dies kann sie nur, wenn sie die bisherigen Formen und all das, was damit zusammenhängt (auch die Sprache in diesen Formen) verläßt und neue Gemeinschaften mit den Industriemenschen zu für sie passenden Zeiten bildet. Pastor Symanowski berichtete von Versuchen, die Spätschichtarbeiter nach der Schicht abends um 23.00 Uhr zu sammeln.

Die

Die Gossner-Gedenkfeier wurde mit einem Mittagessen für auswärtige Gäste beschlossen.

Studenten und Diakone, die in den letzten Jahren in den Wohnwagen der Gossner-Mission mitgearbeitet haben, waren bereits am Samstag, dem 29.3. beieinander, um die Dienste für das Jahr 1958 festzulegen. Es ist wieder ein reiches Programm vorgesehen. In allem geht es darum, deutlich zu machen, was Vater GOSSNER einst gefragt nach seinem Bekenntnis - mit dem Satz aussagte: "ich bin ein Christ".

Schottstädt

7.5.1958

2 Bilder:

- 1 Studenten und Diakone vor dem Wohnwagen
- 2 Gen. Sup. D. Jacob und P. Schottstädt nach einer Veranstaltung vor dem Kirchenzelt.

Für den Dienst der Kirche von morgen werden gesucht . . . . .

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Menschen, die begreifen, daß das Evangelium von Jesus Christus weltbezogen ist und in der Wirklichkeit des Alltags Lebenshilfe bedeutet.

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Laien, die ihren Gottesdienst in der alltäglichen Arbeit erkennen: beim Drehen einer Schraube genauso, wie bei der Herstellung eines Hutes oder beim Backen eines Brotes, und die täglich mit ihren Arbeitskollegen liebevoll umgehen.

Die Kirche von morgen und übermorgen braucht heute schon Theologen, die ihren Dienst auf der Kanzel, in der Unterrichtsstube, auf dem Lehrstuhl oder wo es sonst sei, als Helferdienst zum besseren Leben der Menschen untereinander und füreinander verstehen (natürlich auch als Helferdienst zum ewigen Leben!). Der Theologe von morgen darf nicht meinen, er müsse in irgendeiner Form die Kirche führen. Er muß lernen, mit dem Worte Gottes in der Kirche Jesu Christi ein Diener zu werden und zu bleiben. Damit er diesen Dienst täglich in Demut beginnen kann, wird es gut sein, wenn er in seinem Leben mehrere Jahre körperlich arbeitet. Jede körperliche Arbeit, jede "weltliche Betätigung" hilft einem Menschen Erfahrungen sammeln - eben ob das Wort Gottes im Alltag einen selbst trägt und kräftig macht zum Nächstdienst oder ob es sich ohne Wort Gottes ebenso gut oder noch besser leben läßt. Macht ein Mensch aber gute Erfahrungen mit dem Worte Gottes im Alltag, so wird auch seine Rede (auch auf der Kanzel!) kräftig seij. Vielleicht sind unsere Predigten heute darum nicht vollmächtig, weil ihnen keine Erfahrungen mit dem Worte Gottes im schlichten Alltagsleben vorausgehen.

Die Kirche von morgen und übermorgen fordert von uns, daß wir uns heute schon rüsten, um vollmächtiger dienen zu können.

Die Gossner-Mission in der DDR ist bemüht, mit Laien und Theologen neue Dienste innerhalb der Landeskirchen zu beginnen. Wir wollen als Gruppen in der Kirche zusammenleben und arbeiten, um dann schlicht am Leben anderer Anteil nehmen zu können. Das "Ein-Mann-System" halten wir für Krankheit und Tod.

Wir suchen für Gruppendifenste:

- 1.) junge Laien, die mit uns zusammenleben, aber doch in ihren "weltlichen" Berufen bleiben.
- 2.) Laien, die für einige Jahre hauptamtlich in den Dienst der Kirche treten
- 3.) Junge Theologen, die für einige Jahre körperlich arbeiten wollen, um besser predigen zu können
- 4.) Ausgebildete Krankenschwestern, die ihren Dienst von einer Gemeinschaft her tun wollen
- 5.) Ein Diakon-Ehepaar, das bereit ist, ein Jugendfreizeitenheim der Kirche zu übernehmen, um dort jungen Menschen zu helfen, damit sie in den Alltagsfragen besser zuretkommen.
- 6.) Studenten, die während der Sommermonate und während des Praktikums in den Dörfern Dienste tun, in denen unsere Wohnwagen als Zeichen der Kirche stationiert sind (Mitarbeit auf einer MTS als Traktoristen und Binderfahrer, Helfer bei der Ernteeinbringung etc.)
- 7.) Pastoren, die es fertigbringen, aus ihrem Pfarramt für 3 Wochen wegzugehen, um in einer anderen Gemeinde in Gemeinschaft mit Amtsbrüdern körperlich zu arbeiten und Besuche durchzuführen.

Die

Die Gossner-Mission in der DDR hat in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Studentengemeinde einen "Arbeitskreis für christliche Aufbaulager in der DDR" gebildet. In enger Verbindung mit den Kirchenleitungen wurden in den letzten 3 Jahren mehrere Oekumenische Aufbaulager in der DDR und im demokratischen Sektor von Berlin, zumeist im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes durchgeführt. In den Aufbaulagern ging es um das gemeinsame Leben von Christen aus den verschiedensten Kirchen, aus den verschiedensten Nationen, und es ging um den gemeinsamen Dienst für andere Menschen (z.B. Bau eines Kinderspielplatzes).

Für solche Aufbaulager suchen wir junge Menschen, Studenten und Berufstätige, die bereit sind, Ferien und Urlaub für solche Dienste zu opfern. Für den Sommer 1958 sind folgende Einsätze geplant:

Dresden :	28.7. - 9.8.
Berlin-Weißensee:	1.8. - 31.8.
Erfurt:	8.8. - 29.8.
Eisenach:	9.8. - 29.8.

Meldungen für alle Dienste werden erbeten an:

Evangelische Kirche in Deutschland, Gossner-Mission,  
Berlin N. 58, Göhrener Str. 11

*Klaus Gräblich I m. Ihnen fragen*

Vom 16. - 19.3.60 hat die Gossner-Mission in der DDR in Ostberlin ihre diesjährige große Ost-West-Tagung durchgeführt. Von den 80 Teilnehmern waren zwei Drittel Pastoren, der Rest Laien. Zwei Themenkreise wurden angepackt:

1.) Das Verhältnis Amt und Gemeinde innerhalb einer mündigen Gemeinde

2.) Die Christengemeinde in der Begegnung mit Atheisten

Zum 1. Arbeitsthema referierten Pastor Dr. BRUNOTTE, Soltau:

"Geistliches Amt und allgemeines Priestertum in der Sicht Dr. Martin Luthers"

und der Direktor des Reformierten Prediger-Seminars in Wuppertal-Elberfeld, Pastor Wittekindt:

"Die Verbindlichkeit der biblischen Botschaft im Blick auf das Verhältnis von Amt und Gemeinde".

Beide Referate waren eine gute Ergänzung und ergaben den Start für die folgende Arbeit in Gesprächsgruppen.

Den zweiten Themenkreis leitete Generalsuperintendent D. JACOB, Cottbus mit einem Referat ein. Eine Gruppe hat sich dann einen Tag lang mit diesem Thema beschäftigt. In allen Gruppen war das brüderliche Gespräch eine große Hilfe. Es wurden Thesen erarbeitet, die allen Tagungsteilnehmern zur Weiterarbeit zugeleitet werden sollen. An zwei Abenden gingen alle Tagungsteilnehmer in Ost- und Westberlin ins Theater. Im Berliner Ensemble gab es "Winterschlacht" von Becher, im Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft sah eine Gruppe Kulturfilme (z.B. "Hiroschima und die Kinder"), in der Vagantenbühne sahen einige die Theaterstücke: "Kreuze am Horizont" und "Unter Aufsicht". An einem Abend der Tagung trafen sich alle in 4 Hauskreisen in den Wohnungen der Mitarbeiter zu geselligen Abenden und vieles, was in den Arbeitsgruppen innerhalb der Diskussionen hart aufeinanderprallte, konnte in persönlichen Gesprächen gelöst werden. Mit einer gemeinsamen Abendmahlfeier, in der der Reformierte Pastor eine Auslegung von 1. Kor. 12 las, ein Lutherischer Pastor die Einsatzworte und eine Gemeindehelferin die Gebete sprachen, wurde die Tagung geschlossen.

Im Anschluß an diese erlebnisreiche Arbeitstagung versammelten sich über das Wochenende - 19./20.3. - 32 Studenten, ehemalige Studenten und Diakone, die in der Zeit ab 1955 als Praktikanten irgendwann einmal in der Wohnwagenarbeit dabei waren. Das Thema dieses Kreises war auch: "Wie helfen wir dazu, daß wir mündige Gemeinde werden". Team-Dienste im Pfarramt, Gruppenarbeit in der Industrie und Zurüstung von Laien für den missionarischen Dienst, wurden diskutiert.

Müde von den Tagungen gingen gleich danach sechs Mitarbeiter für eine Woche in drei Gruppen auf Reisen. Sie wollten einige der vielen Spender kennenlernen, die unser Werk durch Opfer mittragen. Es sollten keine Vorträge in den Gemeinden gehalten werden, sondern einzelne Gemeindeglieder wurden aufgesucht. Neben dem Überbringen von Informationsmaterial gab es viele persönliche Kontakte. Dies scheint uns in aller Arbeit das Wesentliche zu sein: Mitmenschlichen Dienst in der Welt zu zeigen und mitmenschliche Atmosphäre in den Gemeinden zu üben.

Sch.

DDR, am 3.7.1956

Sehr geehrter Bruder Lokies!

Nachdem wir für die Arbeit der Gossner-Mission in der DDR ein eigenes Kuratorium gebildet haben unter dem Vorsitz von Oberkonsistorialrat Andler, zeigt es sich, daß wir mehr und mehr in den Gemeinden Fuß fassen, d.h., daß die Gemeinden in der DDR unsere gesamte Arbeit tragen durch Gebet und Opfer. Zweierlei stellt sich für uns als Aufgabe:

- 1.) die Wohnwagenarbeit weiter auszubauen und in dieser Wagenarbeit ständig nach "neuen Wegen" der Verkündigung zu suchen und
- 2.) in Verbindung mit der Weltmissionsarbeit (für uns besonders von der Gossner-Kirche und Gossner-Mission in Indien her) in den Gemeinden zu zeigen, wie es in der Oekumene und auf den "Missionsfeldern" aussieht, dies aber nicht nur zur Information, sondern zugleich als Zeugnis und Ruf zur Missionsarbeit in Deutschland. So wird unser Vortragsdienst in den Gemeinden zum Evangelisationsdienst.

Wir sind dankbar, daß wir in Ostberlin in einem Gemeindehaus eine "feste Bleibe" gefunden haben. Von dieser "Zentrale" aus versuchen wir, den Kontakt zu den Kirchengemeinden zu halten, von hier aus werden die Wohnwagen betreut. - Übrigens besitzen wir jetzt neuerdings 4 Wagen und ein Zelt. Dieses Zelt hat Platz für 150 - 200 Menschen. Wenn auch die Wagen Räder haben und in Bewegung gehalten werden sollen, so hat sich doch herausgestellt, daß wir eine Gemeinde, in der wir uns stationieren, nicht so schnell verlassen dürfen. So bleiben die Wagen meist 2-3 Jahre in einem Ort. Über die Arbeit als solche haben wir schon manchmal berichtet, dies nur noch:

In diesem Sommer (von Mai bis September) haben sich 34 Studenten und Diakon-Schüler zur Verfügung gestellt, alle helfen 3-6 Wochen in den Wagen mit. Ihre Dienste:

Sie besuchen Gemeindeglieder, arbeiten mit auf den Feldern (besonders in der Erntezeit), auf den Höfen und in den Gärten; Andachten und Predigten werden von ihnen in den Wagen für die Gemeinden gehalten. Insgesamt geht es uns darum: "daß die Heiligen ausgerüstet werden zum Werk des Dienstes - für die Auferbauung des Leibes Christi" (Eph. 4,12) - mit unseren Worten gesagt: daß durch solch Zeugnis Menschen wach werden und ihre Verantwortung in den Gemeinden entdecken. Dies ist natürlich klar, daß wir dort, wo die Wohnwagen eingesetzt sind, keine "Gossner-Gemeinden gründen, sondern unser ganzer Dienst geschieht von der Kirche her und soll zur Kirche hinführen. Außerdem gehen wir nur in Gemeinden, die uns rufen, das sind immer solche, in denen keine Pfarrhäuser vorhanden sind, und in denen das Gemeindeleben daniederliegt, oder es sind Orte, die neu entstehen, und in denen in absehbarer Zeit der Bau eines Gemeindehauses nicht möglich ist.

In dem Gemeindehaus in Berlin, in dem die Gossner-Mission für die DDR ihre Büros unterbringen konnte, hat sich in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit eine "Gemeinschaft" gebildet aus vielen Konfessionen. Im letzten Jahr hatten wir diesen Kreis fünfmal zu Oekumenischen Wochenendbegegnungen beieinander. (Unita, Lutheraner, Methodisten, Baptisten, Quäker, Katholiken und Konfessionslose). Wir begegneten uns in diesem Kreis und diskutierten Zeitfragen, vor allen Dingen ging es aber um das gegenseitige Kennenlernen und um das Miteinanderleben - eben durch ein Wochenende vom Samstag 15.00 Uhr bis Sonntags 18.00 Uhr. - In diesen Begegnungen hatten wir auch oft Gäste (junge Christen) aus dem Ausland unter uns. Diese Freunde aus der Oekumene berichteten uns von dem Leben ihrer Kirchen und vor allen Dingen von neuen evangelistischen Versuchen

Versuchen in ihren Ländern. So hörten wir von der Arbeit des Instituts "Kerk en Wereld" in Holland, von der Oekumenischen Bruderschaft in Taizé, von der CIMADE-Arbeit in Frankreich, von der Yona-Bruderschaft in England u.a. Die Themen dieser Tage waren ganz verschieden, z.B.: "Wie erfüllen wir den Auftrag Christi in der Welt", "die Kirche und der Friede", "Der Mensch im Beruf, Gesellschaft und Kirche". Die Teilnehmerzahl bewegte sich zwischen 50 - 80. Der Kreis setzt sich nicht nur aus den verschiedensten Konfessionen zusammen, sondern zugleich aus den ganz verschiedenen Berufen: Ingenieure und Techniker, Lehrer und Ärzte, Arbeiter und Handwerker, Diakone und Katecheten, Studenten der verschiedensten Fakultäten und einige Pastoren. Die Teilnehmer kamen aus Städten und Dörfern der DDR und aus Ostberlin. Wir kamen zu diesem Kreis darum, weil wir Oekumene nicht nur mit "interessanten" Ausländern praktizieren wollen, sondern mit all den Gruppen und Konfessionen, die auch in Deutschland oekumenisch leben wollen. Das Konfessionsproblem tritt bei diesen Begegnungen nie in den Vordergrund. Wir sind Christen und wollen als solche auf das Wort unseres Herrn gemeinsam hören und von diesem Wort her Ausrichtung für den Alltag erfahren.

Aus diesem Wochenendkreis heraus kamen einige Laien, die besonders nach ihrem Auftrag fragten; mit diesen kommen wir nun regelmäßig (alle 3 Wochen) zusammen als "Laienaktiv". Hier besprechen wir Bibeltexte und arbeiten in Gemeinschaft Vorträge aus. Diese Laien (2 Ingenieure, 1 Lehrerin, 1 Diplom-Physiker, 1 Maler, 1 Musikstudent, 1 Kirchensteuer-Einnehmer, 1 Techniker und 1 Polsterei) predigen in unseren Wohnwagen und halten Vorträge in Gemeinden bei besonderen Veranstaltungen und Missionsfesten. Themen sind z.B.: "Die Kirche und die Welt der Arbeit", "Ehe und Familienleben", "Die Arbeit der Gossner-Mission in Indien und Deutschland". Im besonderen geht es aber darum, daß sie ihren Dienst als Christ im Alltag erkennen und tun. Gerade die Laien sind die Missionare der Gemeinde Jesu, sie begegnen täglich Menschen, die nicht an Jesus Christus glauben, ihnen haben sie mit ihrer gesamten Existenz Christus zu "predigen".

Durch die oekumenische Verbundenheit mit den Kirchen im Ausland haben wir im letzten Jahr die oekumenische Aufbaulager-Arbeit angepackt. Bruder Gutsch ist der Beauftragte für die Aufbaulager-Arbeit. Junge Christen helfen in der DDR und in Ostberlin beim Bau von kirchlichen und nichtkirchlichen Häusern. (Kirchen, Kinderheime, Kinderspielplätze). Sie versuchen auf diese Weise innerhalb einer Zeit von 3 Wochen als Gemeinschaft in Christus zu leben - zur gegenseitigen Stärkung und zum Kennenlernen, aber auch zum Zeugnis an die Welt.

Im letzten Jahr hat sich noch eine Verbindung ergeben zu einem Jugendheim in der DDR. In diesem Heim finden regelmäßig Freizeiten statt. In diesen Freizeiten werden von uns Vorträge über die Arbeit in Mission und Oekumene gehalten. Der Leiter dieses Heimes ist ein Laie; er arbeitet in unserem Laienaktiv mit und bemüht sich ständig um theologische Weiterbildung. Er ist gleichzeitig im Vortragsdienst und in der Wohnwagenarbeit mit tätig.

Ich fasse zusammen: Mission ist für uns kein Sonderunternehmen, sondern Dienst in der Kirche und von der Kirche her, an und in der Welt. "Die Liebe Christi" drängt uns also" (2.Kor.5,14).

Mit freundlichen Grüßen  
Ihr ergebener  
Bruno Schottstädt